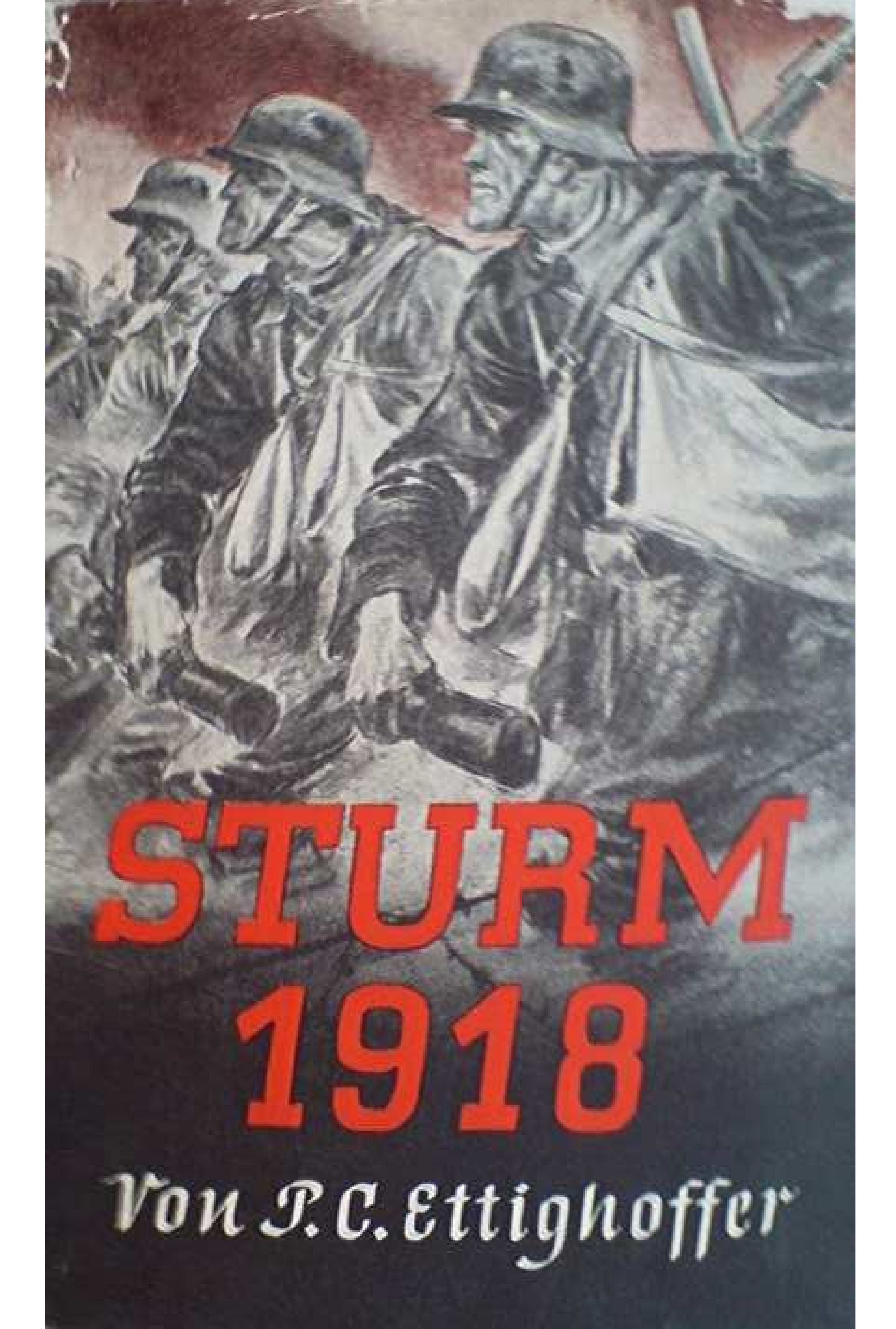
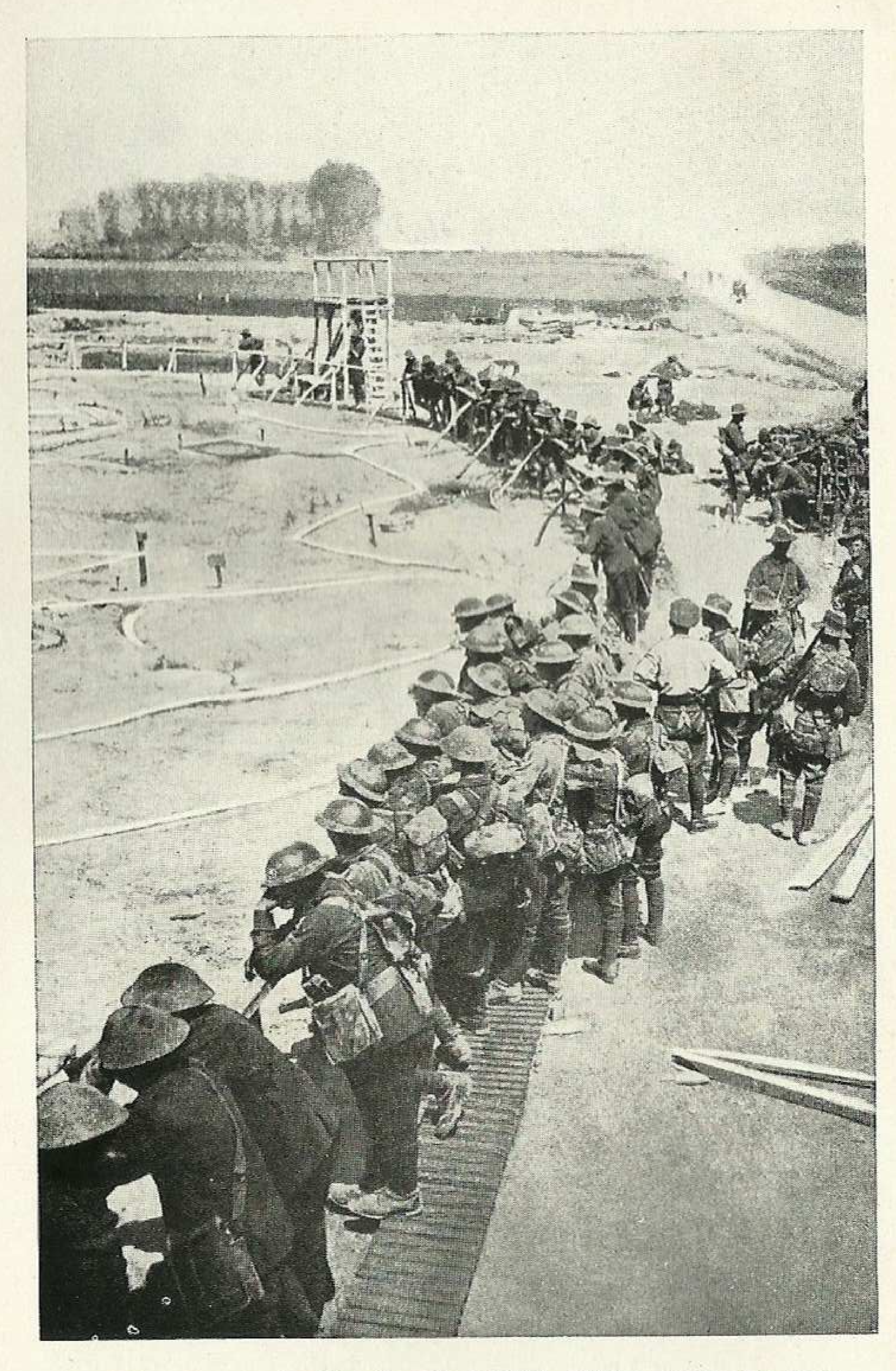

STURM
1918
Von P. C. Ettighoffer

STURM
1918



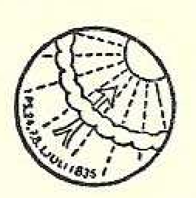
In Erwartung des deutschen Angriffs. Britische Offiziere werden vor einen riesigen Sandkasten geführt, eine getreue Nachbildung der Stellungen. Hier sollen sie mit den Abwehrmöglichkeiten vertraut gemacht werden.

Sturm 1918

Sieben Tage deutsches Schicksal

Von

P. C. Ettighoffer



Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

Umschlagzeichnung von Hans Liska in Berlin. Einband von Siegfried Kortemeier in Gütersloh. Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Das „Frontschwein" von 1917/18 und das Material.

Der Krieg war müde geworden.

Ihm fehlte jeder Schwung und jede Kühnheit. Das eigene Material hatte ihn erstickt. In die Schlammtrichter von Flandern, in die Sumpflöcher des Somme-Gebietes und in die Kraterlandschaft um Verdun hatte er sich geflüchtet, der müde Krieg. Und dort, in jenen Landen des Todes, gedachte er sich zu halten, noch zwei, drei oder vielleicht gar mehr Jahre. Solange noch Hände da waren, die Munition herstellen, solange noch Soldaten in den Schützengräben und Granatlöchern hüben und drüben lagen, so lange konnte der Krieg sein altgewordenes Leben hinschleppen.

Wann würde die letzte Granate platzen, wann würde die letzte Kugel durch die Luft peitschen? Dieser Augenblick lag ferner denn je, in diesen Wintermonaten 1917 auf 1918. Keine Aussicht auf Änderung. Und die Frontsoldaten, die diesen müdgewordenen Krieg auf ihren Schultern trugen, dachten schon gar nicht mehr an ein Ende. Der Soldat von 1917/18 war hart geworden. Vorbei, längst vorbei das jauchzende Hurra der ersten Kriegstage, da man noch nichts vom Ernst

da draußen wußte. Inzwischen hatte man den Kampf kennengelernt. Er war fast zum Handwerk geworden. Und mit „Generalfeldmarschall Tod" stand man gut. Tag um Tag wurden sie aus den Reihen der Kameraden gerissen, die Waffengefährten. Und vielleicht erwog man selbst einmal, beim Blick auf einen Gefallenen, der soeben noch atmete und Mensch war, die große Möglichkeit, auch einmal so zu liegen. Man dachte nur kurz daran, ohne Bitternis und ohne Furcht. Das Leben in der Heimat, ein Leben in Ruhe und Ordnung an der Seite von Frau und Kindern oder im Schoß der Familie, schien so fern und so unmöglich, wie ein längst verblaßtes Märchen. Heimat, ach — das war etwas Schönes! Frieden — würde es das je wieder geben? Tage ohne Kampf?! Nächte ohne Alarm?! Es hatte keinen Sinn, daran zu denken. Man lebte seinen Tag und tat seine Pflicht, ohne zu wissen, daß dies alles eigentlich Heldentum war, größer und unvergänglicher, als man es in den Geschichtsbüchern finden konnte.

Der Frontsoldat im Winter 1917 auf 1918 schimpfte. Er schimpfte auf den Krieg, auf die Granaten, auf den Schlamm, auf die vorbeisausenden Querschläger, auf das Wasser, das unbarmherzig in die Unterstände lief, auf den Regen, der alles bis auf die Haut durchweichte, auf das Essen, das immer schlechter wurde, immer dünner, immer kraftloser. Er schimpfte auf alles — — aber er tat seine Pflicht.

Jene aber, die irgendwo in der Etappe saßen und keinen Kampf auszufechten hatten gegen Feinde, gegen Granaten, gegen Schlamm, gegen Regen, gegen Hunger, gegen Not und Tod und gegen die ganze gewaltige Materialschlacht dieses müdegewordenen Krieges, schimpften nicht, sondern wühlten nur heimlich, und das war gefährlich. Frontsoldaten, die nicht schimpften? — Nein, das gab es nicht! Wenn aber die feigen Drückeberger in der sicheren Etappe die Kraft und das letzte Wollen dieser Tapferen da vorne unterwühlten, dann taten sie es heimlich, heimtückisch und lautlos. Sie hofften auf ihren Tag. Die Front schrieb ihre Geschichte mit Blut, mit dem Blut der besten Männer; die Etappe jedoch arbeitete mit Tinte und Druckerschwärze und mit jenem heimlichen Geraune und Geflüster, das sehr bald zu vaterlandsverräterischen Volksreden auswachsen sollte. Vorläufig noch nicht, aber bald — —

Der deutsche Frontsoldat vom Winter 1917 auf 1918 war das rauheste, ehrlichste, geduldigste und opferbereiteste Wesen der Welt. Das „Frontschwein" war er und nannte sich selbst so. Es sollte ihm keiner kommen mit patriotischer Phrasendrescherei! Jene überschwenglichen Gedichte und Zeitungsartikel, verfaßt von Heimkriegern und Biertischpolitikern, nach dem lächerlichen Motto: „Nur immer feste druff," entlockten den Männern im Schützengraben entweder nur ein mitleidiges Lächeln, oder — wenn es hochkam, bedauernde Heiterkeit.

Heimat und Etappe haben uns, die alten Frontsoldaten, nicht mehr begriffen, und wir standen selbst so manchem fassungslos gegenüber, was dort gesprochen, gelobt und getan wurde. Wir schrien nicht nach Frieden um jeden Preis. Wir nicht. Und wir, gerade wir hätten das Recht gehabt zu schreien, denn auf unseren Bajonettspitzen ruhte der Krieg. Wir waren keineswegs bereit, nachzugeben und alles anzuerkennen, diesen vielgepriesenen, lauen Scheidemannschen Frieden ohne Annexionen und Vergütungen. Wir zitterten aber auch nicht vor der neuen Macht, die aus dem fernen Westen kam über das Weltmeer und die „Amerika" hieß. Nein, wir zitterten nicht. Aber in der Etappe und am politisierenden Biertisch der Heimat schlugen sie die bebenden Hände über dem Kopf zusammen und stärkten durch diese Gebärde den Rücken jener dunklen Mächte, die ein baldiges Ende herbeiwünschten, so oder so.

Hatten wir Grund, zu verzweifeln, wir Deutschen im Winter von 1917 auf 1918? Nein, unsere Lage war günstig. Rußland, der stärkste Gegner im Osten, war zusammengebrochen, zur Zeit der Schneeschmelze 1917. Später sammelte der Russe noch einmal seine Kräfte. Kerenski schlug im Juli los, aber diese Offensive erstickte in Blut und Tod. Am äußersten linken Flügel der Ostfront bekamen wir Riga und die wertvollen baltischen Provinzen fest in die Hand. Deutsche Landungs-

truppen unternahmen einen kühnen Handstreich auf die Inseln Ösel und Dagö. Am 24. Oktober erlitt Italien bei Tolmein seine schwerste Niederlage. Nur das sofortige Eingreifen von 6 französischen und 5 englischen Divisionen konnte damals Italien vor dem Zusammenbruch retten. Der italienische Oberbefehlshaber wollte Norditalien räumen und seine gesamte Streitmacht hinter den Mincio zurückziehen, um an der nördlichen Enge des langgestreckten Landstiefels den Feind aufzuhalten. Nur durch das entschlossene Eingreifen der Franzosen und Engländer wurde für Italien eine beispiellose Katastrophe vermieden, für die Deutschen und Österreicher der Vormarsch auf Rom gesperrt.

Am 20. November unternahmen die Briten einen Vorstoß auf Cambrai. Erstmalig wurden hierbei große Massen Panzerwagen eingesetzt, und zwar mit überraschendem Erfolg. Feindliche Offensiven, das wußte man aus den bisherigen Erfahrungen, brachen nur los nach einem langanhaltenden, vorbereitenden Stahlgewitter aus Rohren aller Kaliber. Erst, wenn alles weit und breit dem Erdboden gleichgemacht war, erst wenn es auf Reichweite der Geschütze wirklich nichts mehr zu zerstören gab, erst wenn alle deutschen Schützengräben, Maschinengewehrnester und Batteriestellungen wohl an zwanzigmal unterwühlt worden waren, erst dann stieg der Feind aus seinen Gräben. Wir hatten noch jedes Mal Zeit genug gefunden, unsere Abwehr einzurichten. Die langanhaltende Beschießung war

uns das sicherste Kennzeichen für die bevorstehende Offensive und zeigte genau Ort und Umfang des Durchbruchsversuchs an. Diesmal aber hatten die Briten eine andere, ganz neue Taktik gewählt. Überraschend, ohne Artillerievorbereitung, traten sie mit gewaltigen Tankmassen in einer Breite von fast zehn Kilometern zum Durchbruch an. Nicht weniger als 7 Divisionen auserlesener, gut ausgeruhter und glänzend ausgerüsteter englischer Infanterie standen in der ersten Linie. Vor der etwa 1200 Meter breiten Front einer jeden Division ratterten 45 Tanks, macht zusammen 315 Panzerwagen, die feuerspeiend in die deutschen Linien fuhren. Es war vor Tagesanbruch um 6,20 Uhr.

In der zweiten Linie trabten 5 Kavalleriedivisionen. Sie hatten den Auftrag, diesen Durchbruch auszubeuten und, zusammen mit den Panzerwagen, ins deutsche Hinterland vorzupreschen, alle wichtigen Eisenbahnlinien, Straßen und Stützpunkte zu besetzen, Maschinengewehrnester zu bilden und sich zu verteidigen, bis zum Nachrücken der Infanterie. Fast die gesamte deutsche Artillerie dieses Frontabschnitts wurde überrascht und überrannt. Lange Kolonnen mit deutschen Gefangenen ergossen sich über das Angriffsfeld ins britische Hinterland. In London und Paris jubelten die Zeitungen und feierten den großen Sieg mit mächtigen Überschriften und Schlagzeilen. Wirklich, es war ein Sieg, wie ihn die britischen Truppen im Westen bisher noch nicht errungen hatten. Zum ersten

Male konnte die Tankwaffe richtig wirken und ihre ganze Kraft zeigen, weil das Operationsgelände noch unzerstört war, so daß ein rasches Vorwärtskommen möglich wurde. Bei früheren Angriffen hatten sich die Schuppenräder der wuchtigen Kampfmaschine immer nur im unebenen Trichterfeld abgemüht, ohne recht ausgreifen zu können.

Die Deutschen warfen den letzten Mann und das letzte Gewehr in die Bresche. Im weiten Angriffsfeld, am Rande von Ortschaften, in Maschinengewehrständen und Batteriestellungen wehrten sich einzelne Männer noch stundenlang mit dem Mut letzter Verzweiflung. Und währenddessen bildeten sich am Südrande von Cambrai neue Schützenlinien. Halb ausgebildete Mannschaften aus benachbarten Rekrutendepots wurden ins Gefecht beordert. Was schießen konnte, schoß. Und so kam am zweiten Tag schon der britische Angriff zum Stehen. Cambrai, das Ziel, wurde nicht erreicht. Dem Angriff hatte die notwendige Tiefe gefehlt. Man hatte sich auf die 7 Infanteriedivisionen in der ersten Linie und auf die 5 Kavalleriedivisionen in der zweiten Linie verlassen. Noch mehr, man hatte mit jenem panischen Schrecken gerechnet, den 315 Panzerwagen über die deutsche Front verbreiten würden. Doch die Deutschen hatten sich bereits mit den rollenden Ungetümen abgefunden und nahmen den ungleichen Kampf mit Wut und Verzweiflung an. Dieser britische Vorstoß konnte keine nachhaltige Wirkung haben, weil ihm die Reserven zum Nachdrücken

fehlten. Zu spät hatte der britische Feldmarschall Haig seine französischen Verbündeten vom beabsichtigten Vorstoß auf Cambrai unterrichtet. So kam es, daß im Augenblick des Vorgehens nur zwei französische Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen unter Befehl des im Rheinland später noch sehr bekannt gewordenen Generals Dégoutte in der Gegend um Péronne zusammengezogen waren. Drei Tage und drei Nächte warteten die Franzosen auf den Befehl zum Vorgehen und zum Einschwärmen in die Lücke des Durchbruchs, aber dieser Befehl traf nie ein. Sang- und klanglos wurde das französische „Verfolgungs-Detachement" am 25. November wieder entlassen.

Aber dann, am 30. November, zehn Tage nach der Tankschlacht, schritten deutsche Regimenter zum Gegenstoß. Am 29. November hatte der Oberbefehlshaber, General der Kavallerie von der Marwitz, folgenden Armeebefehl erlassen:

„Soldaten der 2. Armee! Der Engländer hat durch überraschenden Einsatz von zahlreichen Tanks am 20. November einen Erfolg bei Cambrai errungen. Durchzubrechen, wie er es wollte, ist ihm dank des glänzenden Widerstandes der hierfür eingesetzten Truppen nicht gelungen. Jetzt wollen wir ihm durch umfassenden Gegenangriff aus seinem Anfangserfolge eine Niederlage bereiten. Das Vaterland blickt auf Euch und erwartet, daß jeder seine Pflicht tun wird. Also drauf, mit Gottes Hilfe zum Sieg!"

Dieser Angriff sollte die Scharte wieder auswetzen. Er wurde aber noch mehr, er wurde zu einer glanzvollen Generalprobe für das Jahr 1918.

Nach eiskalter Nacht, setzte am 30. November, um 7.30 Uhr, das deutsche Gasschießen ein. Zwanzig Minuten später brüllte das Artilleriefeuer auf mehr als 10 Kilometer Frontbreite und steigerte sich allmählich zum Wirbel von unerhörter Wucht. Um 8.40 Uhr legten die Minenwerfer los, und vier Minuten später traten die Kompanien zum Sturm an. Hundert Atemzüge später sprang die deutsche Sturmtruppe auf der ganzen Frontbreite in die feindlichen Gräben. Und als sich die Morgennebel, untermischt mit dem Qualm des Feuerorkans, verzogen hatten, waren die britischen Stellungen überrannt, und lange Kolonnen gefangener Engländer strebten gegen Norden. Die gesamte feindliche Artillerie fiel in deutsche Hand. Allein das Königs-Infanterie-Regiment Nr. 145 eroberte im Laufe des Tages 14 Geschütze. Die Beute an Material und Lebensmitteln war unübersehbar.

Am zweiten Tage der Schlacht, am 1. Dezember, gelang den Angreifern ein weiteres Vordringen. Die Engländer wurden fast bis in die Ausgangsstellungen der Cambrai-Schlacht zurückgedrängt.

Deutsche Feldgraue hatten ihre Kameraden, die Toten, die Gefangenen, die Überrumpelten vom 20. November glanzvoll gerächt.

Aber so herrlich dieser Sieg war, so sehr er auch die lange Reihe deutscher Waffenerfolge bereicherte, für die Oberste Heeresleitung bedeutete er noch viel mehr. Diese beiden Tage waren Auftakt und Probe: — das deutsche Feldheer hatte an diesen beiden Tagen bewiesen, daß es nicht eingerostet war, daß seine Kampfkraft im Angriff nicht im Schlamm der Trichterfelder erstickt lag, sondern nur ruhte. Jawohl, die wehrhafte Schar der deutschen Männer war fähig, den müden Krieg aufzurütteln, ihn aus der Tarnung der Trichter und Gräben und Schanzen zu reißen und ihn hinauszuzwingen in die Feldschlacht. Der Vorstoß bei Cambrai war der Fehdehandschuh, den unsere feldgraue Front, am Ausgang des blutigen Jahres 1917, ihren Gegnern trotzig hinwarf. Wir konnten immer noch im weit' und breiten Feld fechten und siegen. Der Beweis war da. Das Jahr 1918 mußte diesen großen, diesen letzten und endgültigen Sieg bringen.

Ja, dieses Jahr 1918, das schon langsam am Horizont heraufdämmerte, mußte das letzte Kriegsjahr sein. Ganz nüchtern und sachlich stellte man auf deutscher Seite fest, wie lange noch unsere Vorräte reichen würden, wie lange noch unsere Reserven an Menschen dem Moloch Materialschlacht schritthalten konnten. Es war nicht viel, wirklich, es war gar nicht viel. Da half kein Rütteln und kein Deuteln, der Krieg mußte einem baldigen Ende zugeführt werden — solange unsere Kampfkraft noch reichte.

Jetzt war noch gute Zeit für uns, jetzt noch — — aber wie lange würde es dauern?

Die Gegner hatten es viel besser. Für sie kam neues und junges Blut aus Amerika. Für sie würde die Zeit arbeiten. Langsam, aber sicher schwand auch die tödliche Gefahr der deutschen U-Boote; denn fast alle großen Werften der Erde, mit Ausnahme derjenigen Deutschlands, arbeiteten in drei Schichten für die Alliierten. Wenn deutsche U-Boote 500000 Tonnen versenkten, so liefen im gleichen Monat 700000 oder noch mehr Tonnen von Stapel. Alles für die Alliierten, alles gegen Deutschland. Man hätte die U-Boote gleichzeitig und nach stiller Vorbereitung in großer Masse einsetzen sollen; aber so wie es geschehen war, konnte man auf die Dauer mit dem Wachsen des Schiffsmaterials auf der Gegenseite nicht Schritt halten. Deutsche U-Boote hatten im Hochsommer 1917 die Verpflegung Englands und seines auf dem Kontinent kämpfenden Heeres ernstlich gefährdet, durch Versenkung vieler Proviantschiffe. Aber diese tödliche Gefahr für die Feinde war nun Ende 1917 wieder überwunden; man hatte die Handelsschiffe als Geleitzüge zusammengefaßt und ließ sie durch starke Seestreitkräfte bewachen. Ja, hätte Deutschland zu Kriegsbeginn oder zu einem anderen Zeitpunkt mehrere hundert U-Boote in die Waagschale werfen können und hätten diese U-Boote gleichzeitig ihre Operationen begonnen, dann wäre der Krieg wohl bald in anderes Fahrwasser gekommen. —

Der Landkrieg war im Jahre 1917 für die Engländer sehr blutig verlaufen. Die Flandernschlachten hatten 650000 Mann verschlungen. Und was war erreicht worden? Nichts, außer einigen geringen Strecken eroberten Sumpf- und Moderlandes. Am Ende des Jahres 1917 war England ermüdet und erschöpft durch ungeheure blutige Verluste.

Frankreich war im Frühjahr 1917 zwischen dem Brimont und Soissons fast verblutet. Die großzügig aufgezogene Offensive des Generals Nivelle war in Schlamm und Tod erstickt. Gefährliche Meutereien von 16 Armeekorps der Angriffstruppe hatten Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht. Auch die Teilangriffe auf dem östlichen Maas-Ufer im August und September führten nicht zum ersehnten Erfolg. Nur im Spätherbst war den französischen Waffen an der windigen Laffaux-Ecke, am gefährlichen Knick der Front, ein kleiner Erfolg vergönnt. Der heiß umstrittene Affenberg und Teile des Waldes von Pinon gingen uns damals verloren. Doch das waren alles keine letzten Entscheidungen. Das Ende des Weltkrieges lag noch weit. Auf unserer Seite konnten sich durch langes Warten die Aussichten kaum noch bessern. Rußland war um die Jahreswende endgültig zur Ohnmacht verdammt. Unter den Krieg im Osten würde man in absehbarer Zeit den Schlußstrich ziehen können. Und dann würden gute und ausgeruhte Divisionen bereitstehen zum Krieg im Westen, Truppen, denen Angriff und

Vormarsch im Blut lagen. Bei raschem Zupacken stand die Waagschale günstig für Deutschland. Nur nicht mehr lange warten, denn im Laufe des Jahres 1918 würde Amerika auf dem Plan erscheinen.

Wieviel Truppen würden sie landen, die Amerikaner? Kein Mensch konnte es voraussagen. Aber bei der ungeheuren Begeisterung, bei der jungenhaften Sorglosigkeit, die unverbrauchten und reichen Völkern eigen ist, konnte es eine überraschende Zahl werden. Deshalb galt es zu handeln, und zwar sofort, und zwar noch vor dem Einsatz größerer Massen kriegsbegeisterter Amerikaner. Die Entscheidung mußte in Frankreich fallen, im Lande des Feindes. England, der gefährlichste Gegner, mußte von seinem französischen Verbündeten getrennt werden. Das war die Meinung Ludendorffs. Das Jahr 1918 würde Sieg und Frieden, oder Niederlage und Untergang bringen. Nicht die Männer der Politik konnten die Hydra Krieg töten, sondern allein die Soldaten. Der gleichen Ansicht war auch General Mangin. „Nur ein Sieg der Waffen kann den Krieg entscheiden," erklärte er um die Jahreswende in einer Versammlung französischer Generäle.

Daß Deutschland seine Waffen spielen lassen würde, schien nach der Lage der Dinge ja sicher. Eine bessere Verteilung der Kräfte hatte es seit Kriegsbeginn nicht mehr gegeben. Ein Soldat, der eine kriegerische Macht in den Händen hat, wie sie der

Deutschen Obersten Heeresleitung um die Jahreswende und Anfang 1918 gegeben war, wird nie darauf verzichten, sich ihrer zu bedienen. General Ludendorff war nicht der Mann, einer Entscheidung durch die Waffen auszuweichen. Nein, er suchte sie. Er strebte ihr entgegen, und darin waren alle deutschen Heerführer mit ihm einig. Nur über den Ort des Angriffs herrschten zuerst verschiedene Meinungen. Der deutsche Kronprinz brachte eine Offensive in den Argonnen und östlich davon in Vorschlag. Gleichzeitig beabsichtigte er einen starken Vorstoß auf den Bruch von St. Mihiel, in westlicher Richtung. Diese Operation sollte Verdun umzingeln und die immer noch starke Verdun-Armee vernichten. Im Großen Hauptquartier hegte man gegen diesen Plan Bedenken, weil das vom Kronprinz vorgeschlagene Angriffsfeld immerhin durch viele Monate als Hölle des Grauens gegolten hatte. Und weil der Name „Verdun" bei jedem deutschen Soldaten immer noch ein Frösteln hervorrief. Und dann war ja Ludendorff in erster Linie für einen Gewaltstreich gegen England.

Man war sich darüber einig, daß sehr bald die deutschen Waffen einen annehmbaren Abschluß des Krieges herbeiführen mußten. Bis zum Frühjahr 1918, das wußte man auf deutscher Seite, würden 15 amerikanische Divisionen in Frankreich gelandet sein. Und dann sollten von Woche zu Woche neue Divisionen eintreffen. Eines Tages würden sie in breiter Front in den Linien der abgekämpften Fran-

zosen und Briten erscheinen und dem müde geworde-
nen Krieg frisches Blut und junge Triebkraft ein-
impfen. Bis zum Mai war noch Zeit. Bis dahin
würden die amerikanischen Truppen nicht wirksam
eingreifen können, da sie noch nicht gut ausgebildet
waren. Bis zum Mai also hatte die Deutsche
Heeresleitung noch Atempause. Eine kurze Spanne
nur. Es galt, sie zu nutzen. Nach diesem Monat
würde das gewaltig angewachsene Material des
Feindes erneut auf unsere Linien niederprasseln
und uns wiederum in eine ungewollte Verteidigung
zwingen, in das nervenzerreißende Ausharren im
Trichterfeld, Gesicht im Schlamm. Wieder würde
die deutsche Infanterie, Verzweiflung in der Seele,
den Augenblick des feindlichen Ansturms herbei-
sehnen, nur um endlich der Qual dieses endlosen
Trommelfeuers entronnen zu sein. Wieder und
immer wieder wäre es ein Kampf ohne Gnade und
ohne Barmherzigkeit um einige Geviertkilometer
Trichterfeld. Den Franzosen, den Briten und den
Amerikanern würde dies nichts ausmachen. Lang-
sam, aber sicher würden sie ihr Ziel erreichen und
die Deutschen aus Frankreich verdrängen, vielleicht
nicht in einem großzügigen Durchbruch und an-
schließender Verfolgung, wahrscheinlich aber durch
systematisches Abklopfen der ganzen Gegend mit
Granaten ohne Zahl. Ein französischer General
hatte sich zu Jahresbeginn geäußert: „Wir werden
die Deutschen aus Frankreich vertreiben, und sollte
es auch nötig sein, jede Ackerscholle umzuschießen,

jedes Mauerwerk zu zermalmen, ja, ganz Nordfrankreich einer Wüste gleichzumachen. Wir werden bald Material genug haben, dies zu tun."

Kein Zweifel, der Angriff mußte auf deutscher Seite steigen, mußte der beabsichtigten feindlichen Materialoffensive zuvorkommen. Kein feiger Kampf unzähliger Tonnen Stahl sollte es sein, sondern ein Krieg der Männer, ein Bewegungskrieg im offenen Feld, so wie ihn die Angriffsdivisionen am 30. November und 1. Dezember 1917 im Raume von Cambrai gezeigt hatten.

Greift man sehr früh an in diesem Jahre 1918, kommt es zum Durchbruch mit anschließendem Bewegungskrieg, dann kann der Gegner sein gewaltiges Kriegsmaterial nicht zur Geltung bringen. Ein rascher Vormarsch, schwere Niederlagen und eine weitere Besetzung größerer Landstriche durch deutsche Truppen werden die Gegenseite wohl sehr bald dem Frieden geneigt machen. So rechnete man im Großen Hauptquartier.

England war die Seele des ganzen Krieges. Man mußte England zum Nachgeben zwingen. War England erledigt, dann stand Italien einsam da, und auch Frankreich würde nicht mehr lange kämpfen können.

Der Krieg war müde geworden. Es war endlich an der Zeit, diesem müden Krieg den letzten entscheidenden Schlag zu versetzen. Und der deutsche Soldat, der ausgehungerte, von hundert Entbehrungen, Krankheiten und namenlosen Opfern geschwächte,

aber in seinem Kampfeswillen noch ungebrochene deutsche Soldat war vom Schicksal auserkoren, dem müden Krieg diesen letzten Stoß zu versetzen. Der Frontsoldat schärfte die Waffen zum letzten Gang.

Aufmarsch der Zahlen, hüben und drüben.

Zahlreiche französische Kriegsberichte und auch namhafte Kriegsbücher schreiben immer wieder von deutschen Angriffsmassen, von den zahllosen Infanterielinien, die rücksichtslos und ohne Beachtung der schweren Eigenverluste angegriffen haben. „Je mehr man von ihnen tötete, desto mehr kamen," so lauten viele französische Frontberichte. Niemals hat man auf französischer Seite eine Niederlage klar und unumwunden zugegeben. Wo ein Rückzug, die Preisgabe eines Geländestreifens oder einiger Ortschaften nicht mehr verheimlicht werden konnte, entschuldigte man sich mit der Ausrede: „Die Deutschen griffen in gewaltigen Massen an, sie waren wie immer — zehn gegen einen."

Diese Märchen von der gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit der deutschen Truppen müssen einmal vernichtet werden. Zu Kriegsbeginn waren wir den Franzosen wohl zahlenmäßig überlegen, mußten aber dafür die größere Etappe, die längeren Anfahrten für Ersatzmunition und Lebensmittel mit in Kauf nehmen. Wir fochten in fremdem Land,

nur auf eigene Mittel angewiesen, während dem französischen Heer die ganze Heimat als Etappe und Rückendeckung zur Verfügung stand, mit all ihren Hilfsmitteln. Im Herbst 1914 zog die Deutsche Oberste Heeresleitung viele Divisionen aus der erstarrten Westfront und warf sie nach Osten, wo der Russe immer noch Ostpreußen bedrohte. In dem darauffolgenden Jahr blieb das zahlenmäßige Gewicht im Westen für die deutsche Armee stets ungünstig. Selbst während der Angriffe auf Verdun hatten wir weit weniger Truppen im Westen als die Franzosen und Engländer.

Und nun, kurz nach der Jahreswende 1917 auf 1918, bekommen wir erstmalig eine zahlenmäßige Überlegenheit. Die deutsche Armee besteht im Vorfrühling 1918 aus 231 Divisionen. Davon stehen 193 im Westen oder rollen dorthin, um an der Entscheidungsschlacht im Frühjahr teilzunehmen. Im Osten, verteilt auf Rumänien, auf die Ukraine und die Randstaaten, bleiben 36 Divisionen, eine weitere Division kämpft in Mazedonien und eine in der Türkei. Es stehen zu Winterausgang 1917/18 genau 3750000 deutsche Soldaten an der Westfront, mit 14000 Geschützen. Aber diese Männer sind lange nicht alle für den Bewegungskrieg brauchbar, sie müssen geschult werden.

Die Oberste Heeresleitung rechnet mit einem Ausfall von 160000 Mann monatlich. Von diesen werden nur 60000 Mann später wieder verwendbar sein. Die 100000 Mann monatlich, das sind

die Toten und Schwerverwundeten, die Tapfersten der Tapferen, die ihr Leben fürs Vaterland hingeben werden. Bei der Obersten Heeresleitung aber muß man ganz nüchtern und sachlich von ihnen sprechen, von ihnen, den unsterblichen Helden. Sie sind nur ein Faktor, aber ein wichtiger Punkt im großen Geschehen, das nun anheben soll. Die Gegenwart des Frontkämpfers ist hart. Selten wird ihnen ein Vorgesetzter besonderes Lob spenden, selbst wenn dies Lob tausendmal verdient ist. Und wenn's geschieht, dann nur in knappen und sachlichen Worten, ohne Überschwenglichkeit. Erst viel später, nach diesem Opfergang oder gar nach seinem Heldentod, vielleicht auch erst nach Jahren und Jahrzehnten, wird der Soldat die gerechte Ehre erfahren, und der Vorgesetzte wird der erste sein, ihm diese Gerechtigkeit zu zollen. Jawohl, die Oberste Heeresleitung muß ganz nüchtern mit diesen 100000 Mann rechnen, mit diesen hunderttausend Schwerverwundeten und Toten. In der Hand des Kriegsherrn sind 100000 Mann nur Schachbrettfiguren. Es muß so sein, es muß Härte aufgebracht werden zur Kriegsführung. Mit dem Leben und Sterben dieser 100000 Mann je Monat steht und fällt das Vaterland. Gewaltig, dieser monatliche Ausfall von 160000 deutschen Soldaten im Laufe der kommenden Schlacht! Und was hat Deutschland dem entgegenzusetzen?

Nicht viel! Die Rekrutendepots, die Kasernen, die Werkstätten sind schon genügend ausgekämmt. überall versehen Frauen ihren schweren Dienst,

ein oft untauglicher Versuch, die draußen fechtenden Männer zu ersetzen. Überall treffen wir sie, unsere Mütter, Frauen, Bräute und Schwestern, sehen sie in ihrer schlichten Pflichterfüllung als Straßenbahnschaffnerinnen, als Zugpersonal, als Handwerkerinnen, als Straßenkehrerinnen. Wir sehen sie in Massen als Munitionsarbeiterinnen. Das Loblied der deutschen Pulvermädchen, die ein Begriff geworden sind, ist noch nicht gesungen. Und doch, — es wäre verdient. Die deutsche Frau hat im Weltkrieg viel geleistet. Das Vaterland wird es ihr nie vergessen. Und die deutsche Jugend soll in Ehrfurcht der Frauen gedenken, die jetzt, grauhaarig und vielleicht frühzeitig gealtert, noch an den Folgen jener Schwerstarbeit leiden. Dem bedrängten Vaterland brachten diese Tapferen das Opfer ihrer Jugend und ihrer Schönheit.

Man sieht, es scheint schlecht bestellt um den deutschen Ersatz. Dagegen kommt der Feind ins bessere Fahrwasser, langsam aber sicher. Die Zeit arbeitet für die Alliierten. Jeder Tag ist für sie gewonnen, denn Amerika hat ja gerade angefangen, Amerika wird Menschen und Munition genug senden, um den müdgewordenen Krieg aufzupeitschen und in Bewegung zu bringen, bis zu einem schnellen Ende.

In den ersten Tagen des Jahres 1918 liegen 1850000 Briten an der Westfront. Ihr Abschnitt geht von der Kanalküste bis La Fère. Das ist etwa die Hälfte der gesamten Westfront. Die Franzosen

haben gleichfalls 1850000 Mann eingesetzt oder einsatzbereit, macht zusammen 3700000 Franzosen und Engländer an der Westfront. Diese Truppen verteilen sich auf 97 französische und 57 britische Divisionen. Dazu kommen noch 10 belgische, 2 portugiesische und eine amerikanische Division in vorderster Linie. Elf alliierte Divisionen stehen um diese Zeit in Italien, können aber jederzeit wieder zurückgerufen werden, das heißt, an der Westfront werden für die kommenden Ereignisse 178 feindliche Divisionen stehen. Ihnen gegenüber können es 192 deutsche Divisionen sein.

Eine Überlegenheit von 14 deutschen Divisionen? Nein, denn die deutsche Division ist an Kopfzahl geringer, und die alliierten Divisionen bringen bedeutend mehr Gewehre ins Gefecht als unsere. Die Kämpfer werden sich mit ungefähr gleichen Kräften gegenüberstehen, rund 8 Millionen Menschen, 8 Millionen Männer, die entschlossen sind, den Krieg endgültig auszutragen und die letzte große Schlacht zu schlagen.

Ritter gegen Tod und Teufel.

Kann sich Deutschland und seine Oberste Heeresleitung auf den Soldaten von 1918 verlassen? Ja, der Feldgraue ist gut. Längst hat das Frontheer ein anderes Gesicht bekommen. Das aktive Offizierkorps lebt nicht mehr oder nur noch in seinen Trüm-

mern. Allzu frisch, allzu schneidig und rücksichtslos gegen das eigene Ich waren sie 1914 vorgestürmt, die deutschen aktiven Offiziere. Es hatte fast als Schmach und Feigheit gegolten, irgendeine Deckung zu nehmen, in diesen ersten Kriegstagen. Viele Regimentsgeschichten berichten von tollkühnen Offizieren, die aufrecht in der Feuerlinie gestanden haben, bis sie das tödliche Geschoß traf. Für solche heldenhafte Sinnlosigkeit hat man heute, beim neuen Heer, kein Verständnis mehr, und das ist gut so. Denn das Mark der Truppe sind die Offiziere. Die unerhörten Verluste des aktiven Offizierkorps haben unsere Armee in eine schwierige Lage gebracht. Mit den Aktiven hatten die älteren Reserveoffiziere geblutet. Es war schon ab Spätherbst 1914 ein starker Mangel an Offizieren zu spüren. Und da kam der junge Reserve-Offizier, übernahm den verwaisten Zug oder die Kompanie. Er trat ein schweres Erbe an, aber er verwaltete es gut.

Meist ist er bei der Truppe groß geworden, hat als Kriegsfreiwilliger die Feuertaufe erhalten, sein Blut fürs Vaterland vergossen, wurde in eiligen Kursen in irgendeinem Truppenübungslager geschult, und hat dann die letzte Beförderung im Feld vor dem Feind bekommen. „Kriegsleutnant“ heißt er. Und das ist ein Ehrentitel. Wer von den alten Frontsoldaten ist heute nicht stolz, auch einmal Kriegsleutnant gewesen zu sein? Er hat die echte Frontwitterung wie jeder „Alte Knochen“, dieser

Kriegsleutnant. Er ist verdreckt, verlaust, verwildert wie der letzte seiner Musketiere. Er hungert und duldet mit seinen Männern, die an ihm hängen, vielfach in abgöttischer Liebe. Sie verlieren keine Worte darüber. Und wenn es mal in den Unterständen des langanhaltenden Stellungskrieges heißt: „Ja, unser Leutnant, das ist ein Kerl!" dann ist alles gesagt, dann ist ein echtes Lob gespendet, das tausendmal mehr wiegt als jede Anerkennung, die aus der Etappe kommt, oder auch nicht kommt. Über das, was aus der Etappe kommt, zerbricht sich der Kriegsleutnant niemals den Kopf. Auch er verachtet aus tiefster Seele alles, was da hinten, weitab von der Feuerlinie herumwimmelt, in mehr oder weniger korrekter Uniform. Vorne im Graben, da ist er König, da lebt er, Herr und Gebieter über Tod und Leben. Jawohl, er ist schon ein Kerl, der deutsche Kriegsleutnant!

Der Kriegsleutnant ist das Mark des deutschen Heeres im werdenden Jahre 1918, aber das Gerippe dieses gewaltigen Körpers bildet das deutsche Unteroffizierkorps. Von den Aktiven sind auch nicht mehr viele da. Auch die aktiven Unteroffiziere, Sergeanten, Vizefeldwebel und Offizier-Stellvertreter haben mit ihrem Leben gespielt und sich zu stark und oft zu übermütig den feindlichen Geschossen ausgesetzt. Von den Unteroffizieren, die 1914, beide Fäuste um den Fahnenschaft gekrallt, mit in der Schützenlinie vorwärtsstürmten, sind 1918 nur noch wenige am

Leben. Auf den Unteroffizier-Vorschulen und später bei der Truppe hatten alle diese Tressenträger jeglichen Ranges gelernt, daß nur eins von bleibendem Wert war, die Treue, gepaart mit Mut. Sie haben 1914 Treue und Mut bewiesen, die deutschen Unteroffiziere. Sie haben einen unerhört hohen Blutzoll gespendet. Würdig ihrer Väter von 1870/71, haben sie die Ehre des ganzen deutschen Unteroffizierkorps hochgehalten. Den aktiven Unteroffizieren des deutschen Heeres von 1914 kann nur vorgeworfen werden, daß sie zu früh fürs Vaterland gefallen sind. Zu schnell ließen sie das Heer ohne Unterführung zurück. Aber genau wie der Kriegsleutnant dann aus der Not geboren wurde und als Mann der Praxis und der Tatsachen sehr bald das Handwerk des rauhen Krieges beherrschte, genau so gebar der Kampf ein neues Unteroffizierkorps, gebildet aus Reservisten und aktiven Mannschaften von 1914, aus besonnenen Landwehrmännern, aus besonders tatkräftigen Kriegsfreiwilligen und Ersatz-Reservisten. Diese Männer übernahmen das schwere Erbe, wenn sie auch vielleicht in ihrer körperlichen Ausbildung und in ihrem Verhalten zur Mannschaft nicht mehr so waren, wie man es von einem aktiven Unteroffizier verlangen konnte. Jedenfalls, das Unteroffizier-Korps von 1918 steht und ist prachtvoll!

Die Mannschaften des Frontheeres sind stark durcheinandergewürfelt. Neben alten Landsturm-

männern dienen oft blutjunge Ersatzrekruten in den Kompanien. Jener vortreffliche Kern, der 1914 mit ausgerückt war, ist längst im Feuer von hundert Schlachten und Gefechten zu Schlacke geschmolzen. Vielfach rückten diese Mannschaften ja auch, wie bereits gesagt, in das Unteroffizier-Korps ein. Die jüngeren Jahrgänge kommen zum Teil stark unterernährt aus der Heimat. Da stehen sie nun, jene Jungen, die im August 1914 als Schüler oder Lehrlinge den Ausmarsch der Truppe mit Gesang und Hurrarufen begleitet haben. Jawohl, da stehen sie nun, schlotternd und ganz fremd in den viel zu weiten, eckigen, feldgrauen Uniformen aus Ersatzstoffen. Die Stahlhelme verdecken fast diese mageren, noch bartlosen jungen Gesichter, in denen die Augen groß nach dem Warum dieser harten stählernen Jugend fragen. Es hat keinen Zweck, ihnen von Treue, Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe zu erzählen. Zu oft schon wurden diese schönen Worte im Laufe der vergangenen Jahre gebraucht und mißbraucht, um Geschäftstüchtigkeit und gar niedrige Gesinnung zu verbergen. Nein, dieser halbwilden, ohne Vaterhand aufgewachsenen Jugend kann man nicht mehr mit Schlagworten kommen. Das sind andere Menschen als die aktiven Soldaten und Kriegsfreiwilligen von 1914, ganz andere Menschen. Ihnen darf man nicht mehr erzählen, ihnen muß man vorleben. Und der Kriegsleutnant lebt ihnen vor. Der Kriegsleutnant und der Kriegsunteroffizier zeigen diesen Jüngsten, wie man stirbt. Und

diese Jungen nehmen diese Lehre willig an, und aus dem spröden, zuerst gar unwilligen Material, das in den Rekruten-Depots nicht immer zu seinem Vorteil ausgebildet wurde, formte die harte Front einen tüchtigen brauchbaren Soldaten, der ohne Wehlaut sterben wird, und ohne bange Frage nach dem Warum, weil dies ihm alles alltäglich geworden, der Tod, und das Vergehen, und das Opfer.

Diesen Jungen soll meist erst auf dem bitteren Rückzug in die Heimat klar werden, daß es außer dem Krieg noch etwas gibt, etwas, das man Frieden und Leben heißt. Aus diesen Reihen wachsen dann vielfach jene guten Kräfte, die in höchster Not des Vaterlandes Grenzen schützen werden.

Dann aber taucht noch ein anderer Soldat im Frontheer auf. Besser, man hätte ihn dort gelassen, wo er die dreieinhalb bisher verflossenen Jahre verbracht hat, nämlich in der Heimat in der Munitionsfabrik, bei hohem Einkommen, oder irgendwo in der sicheren Etappe. Nicht alle diese so plötzlich in die Frontdivisionen eingereihten Männer aus Etappe und Heimat sind Drückeberger und Unwillige, nein, man hat sie nur verhetzt. Gewissenlose marxistische Wühler, im Auftrage einer internationalen Freimaurerei, haben ihre Seelen mit Phrasen über allgemeine Völkerverbrüderung und herrliche Zeiten vergiftet. Diese sagenhaften goldenen Zeiten wird es nie geben auf Erden, weil der

Mensch arbeiten muß. Aber das, was der verantwortungslose Marxismus den Menschen predigte, das kann nie sein. Hier haben die Hetzer mit ihren schönen Worten voller Hohlheit dem Vaterland Hunderttausende wehrhafter Männer genommen, nicht unmittelbar, nein, aber sie raubten diesen Opfern die Treue und den Glauben und den Willen zur deutschen Sache.

Wußte die Deutsche Oberste Heeresleitung von diesen Irrungen, kannte sie auch den Umfang der Wühlereien in Etappe und Heimat? Wahrscheinlich nicht, sonst hätte General Ludendorff wohl gern auf einige Divisionen verzichtet und diese Männer dort gelassen, wo sie waren und wo sie wenigstens das unangetastete, kerzengerade und treue Frontheer nicht mehr anstecken konnten.

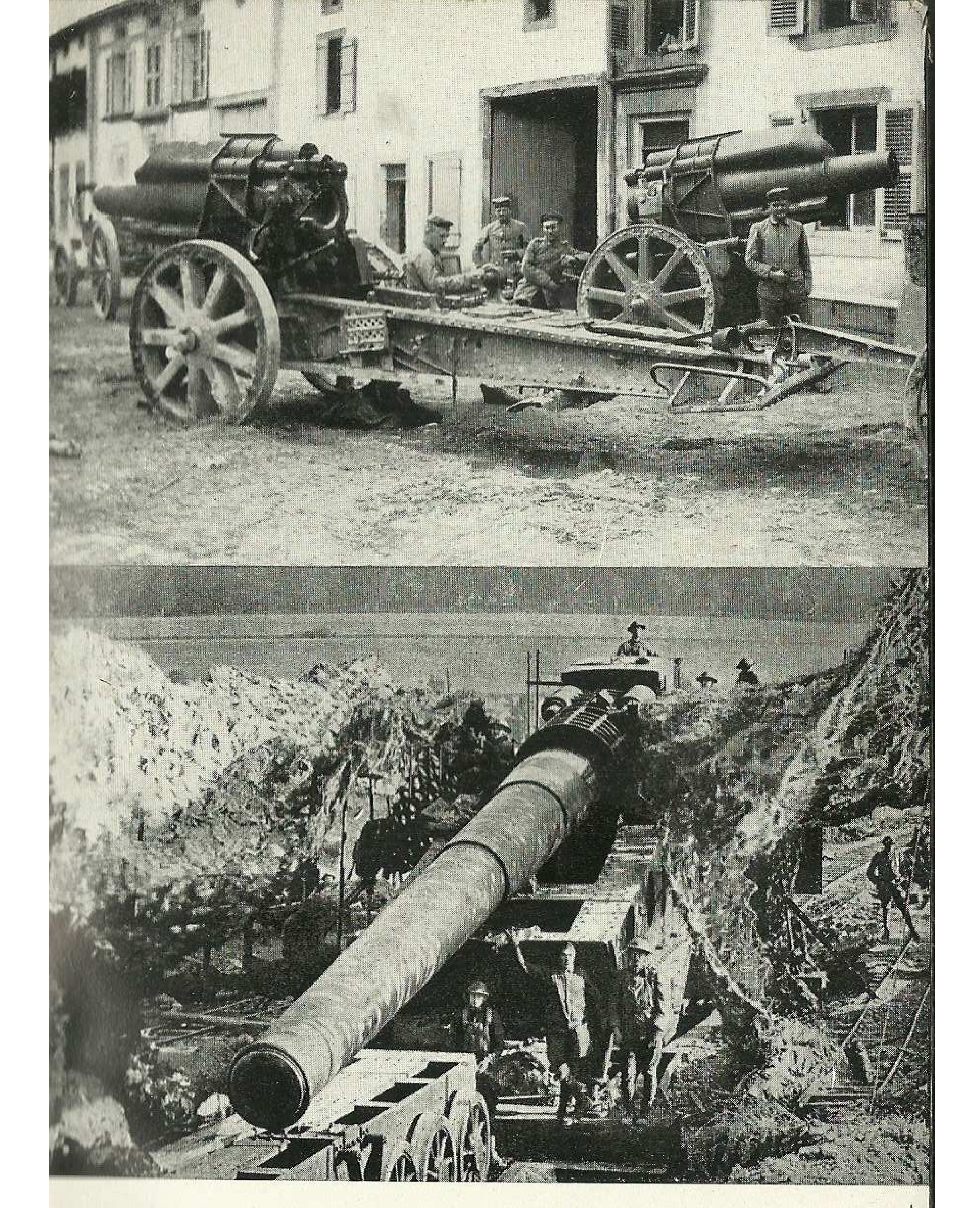
Im Laufe der letzten Wochen vor den großen Schlachten in Frankreich bessert sich der Geist der Truppe immer mehr. Selbst die Flaumacher, die Kriegsunlustigen und Drückeberger, die man zwangsweise an die Front geschickt hat, selbst sie werden nach und nach von der stetig wachsenden Begeisterung gepackt. Aber wehe, wenn es einen Rückschlag geben sollte! Nur starke Seelen können ihn ohne Erschütterung ertragen. Jedem deutschen Mann liegt von Natur aus der Angriff im Blute, daher die wachsende Hochstimmung, selbst bei den Lauen. Endlich einmal wieder aus den Gräben, endlich einmal Bewegungskrieg! Und daß es einen Bewegungskrieg geben wird, davon sind sie alle überzeugt, alle diese

jungen und alten Soldaten. Aber wann wird es losgehen, wann?

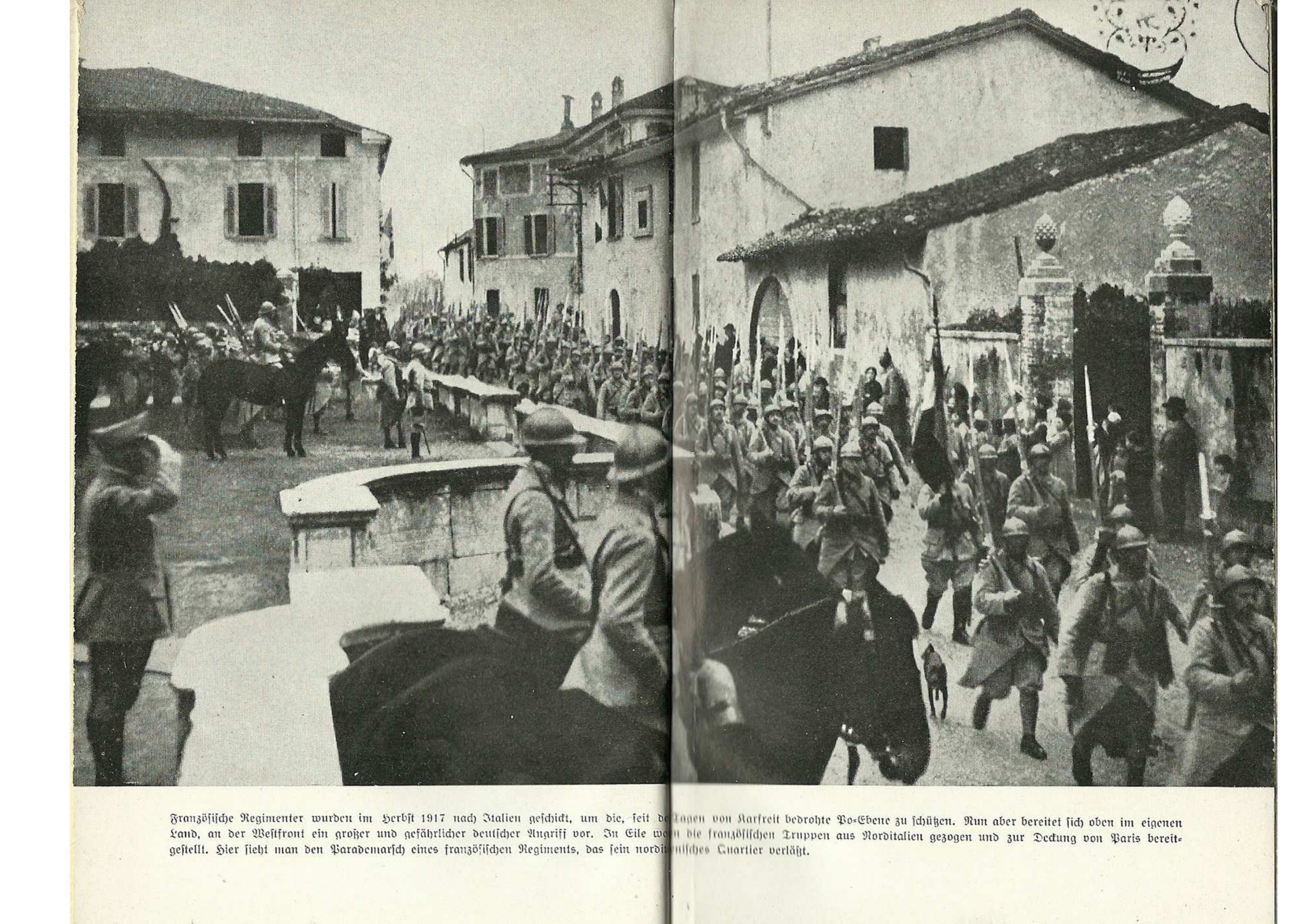
Der Feldgraue, der unbeugsame Ritter gegen Tod und Teufel, der deutsche Soldat, steht bereit.

Zuerst einmal: Krieg am Kartentisch!

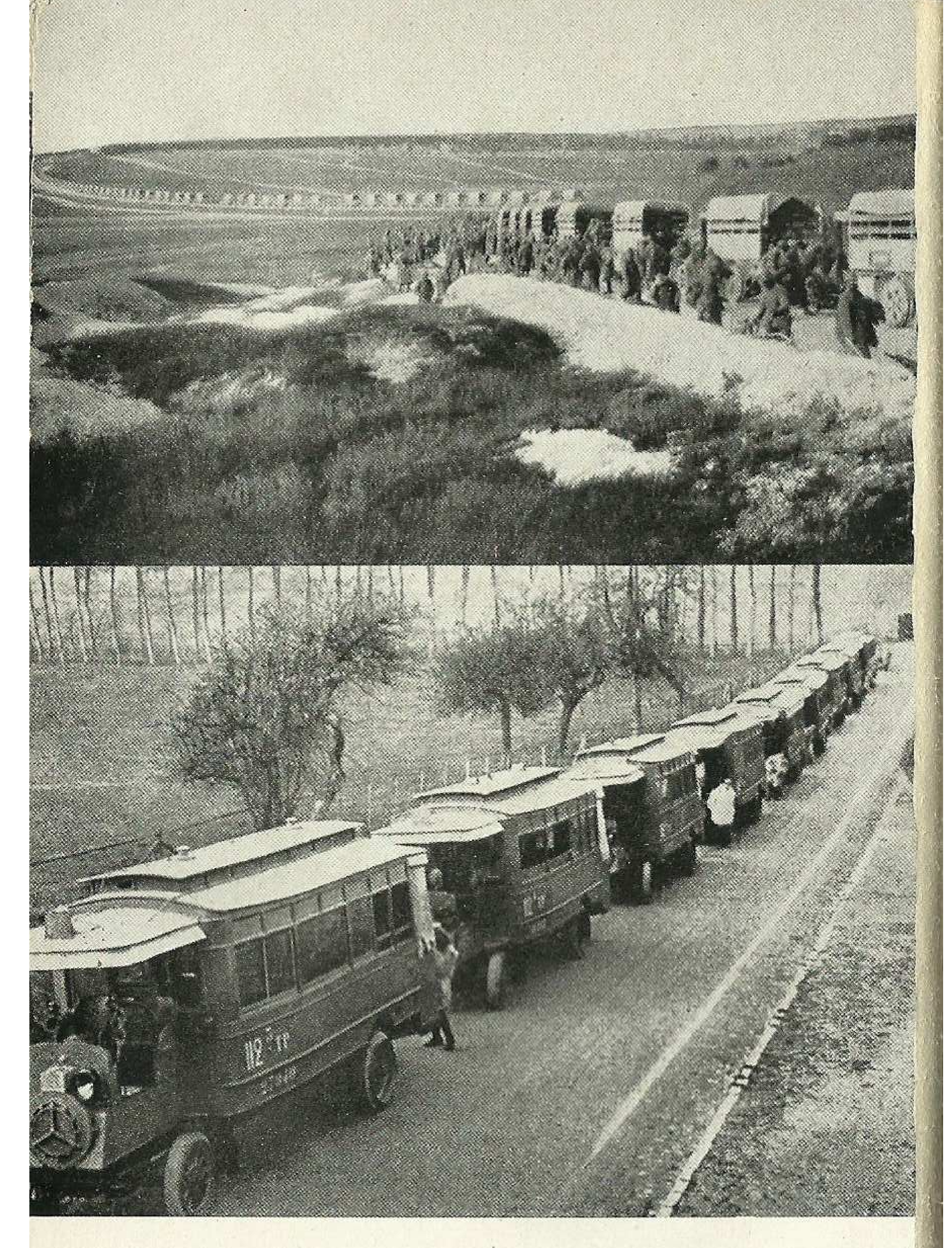
Noch zittert im Herzen aller deutschen Soldaten die Freude über den gelungenen Gegenstoß bei Cambrai, noch sind die Zeitungen innerhalb der belagerten Riesenfestung Deutschland ausgefüllt von Berichten über das kühne Draufgängertum und den wundervollen Schlag, den England einstecken mußte, da findet in Mons, im südlichen Teil von Belgien, eine wichtige Besprechung statt. Mons, auch Bergen genannt, ist die Hauptstadt der Provinz Hennegau. Die Stadt liegt auf einer geringen Anhöhe, überragt von einem wuchtigen Belfried, der, um die Wende des 16. Jahrhunderts erbaut, von damaligem Bürgerstolz und Gewerbefleiß kündet. Ein Rathaus aus der Zeit der spanischen Renaissance überragt den großen, unregelmäßig gepflasterten Marktplatz, und alte Kirchen, vielfach mit hohen, berühmten Treppen, geben der Stadt ein eigenartiges Gepräge. Mons liegt im Mittelpunkt des Borinage-Kohlengebiets, dessen zahllose, mehr als hundert Meter hohe, schwarze Schuttpyramiden den Horizont abschließen. Kanäle gehen von der Stadt aus in alle Himmelsrichtungen. Diese Stadt sah im August 1914



Schwere Mörser und ein Langrohrgeschütz. Vorbereitungen zur Schlacht hüben und drüben. Die ehernen Schlünde rollen an. Bald ist ihre Zeit da, am Tag X.



Französische Regimenter wurden im Herbst 1917 nach Italien geschickt, um die, seit den Tagen von Karfreit bedrohte Po-Ebene zu schützen. Nun aber bereitet sich oben im eigenen Land, an der Westfront ein großer und gefährlicher deutscher Angriff vor. In Eile werden die französischen Truppen aus Norditalien gezogen und zur Deckung von Paris bereitgestellt. Hier sieht man den Parademarsch eines französischen Regiments, das sein norditalienisches Quartier verläßt.



Wiederum sind die Pariser Omnibusse eingesetzt, genau wie 1914. Tausende von Fahrzeugen stehen bereit und können jederzeit die Armee-Reserven rasch an bedrohte Punkte fahren.

die ersten Kämpfe zwischen Deutschen und Engländern, sie wird, am 11. 11. 18 auch den letzten Schuß zwischen Deutschen und Engländern hören. Aber bis dahin hat es noch Zeit, und bis zu jenem düsteren Tag im Spätherbst 1918 soll das Schicksal der Welt noch lange auf den Spitzen der deutschen Bajonette ruhen.

Am 11. November 1917, genau ein Jahr vor dem letzten Schuß des Weltkrieges, tritt in Mons, in der Stadt, in der dieser letzte Schuß fallen soll (welch eine Verkettung von Zufällen!) die Oberste Deutsche Heeresleitung zur Beratung zusammen. Das Hauptquartier des Kronprinzen Rupprecht von Bayern befindet sich um diese Zeit in Mons. Der Deutsche Kronprinz läßt sich durch seinen Stabschef, Graf von der Schulenburg, vertreten. General Ludendorff hat an jenem Tag die Ostdivisionen noch nicht zur Verfügung. Nur mit 35 Divisionen und eintausend Geschützen kann er rechnen, das heißt, diese Kräfte sind nicht mit in den Stellungskrieg gespannt und können jederzeit irgendwo in die Waagschale geworfen werden. Wo soll dieser Schlag des deutschen Schwertes niedersausen? General Ludendorff will zuerst England treffen. Und dann nach Zerschlagung der englischen Macht soll sich der deutsche Angriff gegen Frankreich richten.

Graf von der Schulenburg reicht jene Denkschrift ein, die den Angriff in den Argonnen und im Bruch von St. Mihiel empfiehlt, um der Riesenfeste Verdun den Lebensnerv abzuschneiden. Die

Tagung zu Mons verläuft zunächst ohne bindende Entscheidung. Aber eins bringt sie, nämlich den festen Vorsatz der Obersten Heeresleitung, noch im Laufe des Frühjahrs, vielleicht schon im Februar, spätestens aber im März 1918 den letzten großen Gang mit dem Gegner zu wagen. Die Heerführer gehen auseinander, aber jetzt erst recht werden Pläne geschmiedet und Vorschläge eingereicht. Jede deutsche Heeresgruppe beansprucht für ihren Abschnitt die Ehre des entscheidenden Angriffs. Aber die Voraussetzungen müssen geprüft werden. Aufs Geratewohl darf man nicht angreifen. Diesmal ist der Einsatz zu groß. Die gesamte deutsche Armee, das heißt, ganz Deutschland will aus den Schanzen treten und geschlossen in den Kampf ziehen.

Längst vorbei die Zeiten, da Menschenleben nicht zählten. Jedes deutsche Gewehr ist nunmehr kostbar und fast unersetzlich geworden. Und dann die Wahl des Angriffsgeländes. Vom Gelände hängt viel ab. Deshalb mußte auch der Vorschlag der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht verworfen werden. Das Gelände dieses Abschnitts an der Lys bleibt meist bis zum Frühsommer hinein unwegsam, ja sogar überschwemmt, stellenweise selbst für anspruchslose Frontsoldaten ungangbar. Und wie ist's mit der Somme? Auch dieses Gebiet scheint noch zu schwierig. Man wird beim Vorstoß über das umgewühlte Feld von 1916 und 1917 kommen. Hier muß sich der Nachschub äußerst schwierig gestalten. Ein Unternehmen bei Festubert in Richtung auf

Bailleul und Hazebrouck wird in Erwägung gezogen. Ludendorff arbeitet ein Unternehmen aus, das den Decknamen „St. Michael“ erhalten soll. Kurzum, die höheren Stäbe sitzen fieberhaft über ihren Plänen. Aber es scheint alles noch so nebelhaft fern; denn im Osten ist der Friede noch nicht gesichert. Was sind schon 35 Angriffsdivisionen und 1000 zusätzliche Geschütze! Ach, was sind diese Divisionen und diese Batterien im Vergleich zu den Massen und dem Material, das zu gleicher Zeit unsre Gegner auf die Beine bringen können! Es wird überlegt, es wird gerechnet und geplant. Schließlich liegen nicht weniger als zwölf Pläne vor, säuberlich ausgearbeitet, mit allen Einzelheiten. Im Februar soll es losgehen, spätestens in den ersten Märztagen.

Es handelt sich um einen Angriff auf den Ypernbogen, genannt „Unternehmen St. Georg II“, verbunden mit einem Durchbruch in der Gegend von Armentières („Unternehmen St. Georg I“), dann um einen Angriff auf die Lorettohöhe und Arras, das „Unternehmen Mars“. Weiterhin beabsichtigt man ein „Unternehmen St. Michael“ an der Front der 2. und 18. Armee und südlich davon, „St. Michael I“ in der Gegend von Bapaume. Das Teilunternehmen „St. Michael II“ müßte nördlich von St. Quentin auf Péronne zu stattfinden, „St. Michael III“ südlich von St. Quentin und La Fère in Richtung auf Ham. Weiter östlich plant man „Unternehmen Hektor“ bei der 3. Armee und „Unternehmen Achilles“ bei der 1. Armee. Im Elsaß soll im Breuschtal „Unter-

nehmen Straßburg" und ganz südlich an der Schweizer Grenze „Unternehmen Belfort" steigen. Westlich von Verdun sind die „Unternehmen Castor und Pollux" vorgesehen. Wahrhaftig ein großer und reicher Plan der Obersten Heeresleitung. Die Sitzung zu Mons wird endgültig aufgehoben. Im schön verzierten Rathaussaal ist der Wille zur größten Schlacht aller Zeiten geboren. Langsam verlassen die Heerführer den dämmrigen Raum. Kraftwagen rollen schwer über das holprige Kopfsteinpflaster des gewaltigen ovalen Rathausplatzes. Ganz hoch über der Stadt singt das Glockenspiel im Belfried eine uralte Weise aus Flanderns großer Vergangenheit.

Die Gegenseite erwartet den Stoß.

Während diese Pläne auf deutscher Seite gewälzt werden, bleibt die Gegenseite nicht müßig. Drüben ist man vorläufig von einem großen eigenen Angriffsplan abgekommen. Warum sich jetzt noch in größere Gefahr begeben! Amerika wird ja doch bald auf dem Schlachtfeld erscheinen, und dann muß alles gut werden. Bis dahin gilt es in der Verteidigung zu bleiben und sich keine Offensive aufzwingen zu lassen. Allerdings, die einheitliche Abwehrfront von der Kanalküste bis zum Adriatischen Meer muß hergestellt werden, um dem bevorstehenden deutschen Angriff standhalten zu können. Eine Konferenz alliierter Generale soll im November 1917

in Rapallo über diese wichtigen Dinge beraten. Die Einrichtung eines Obersten Kriegsrates ist geplant, eines Rates, in dem alle leitenden Staatsmänner der Entente vertreten sein sollen, in erster Linie natürlich die Armeeführer. Man beschließt die Aufstellung einer allgemeinen Heeresreserve von 39 Divisionen. Diesen Truppen sollen alle neuzeitlichen Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Schon ab Februar 1918 müssen die 400000 Infanteristen der 39 Divisionen, alle, vom ältesten Regimentskommandeur bis zum jüngsten Musketier, auf schnellaufenden Lastwagen befördert werden können. Ein ungeheurer Park von Motorfahrzeugen muß vorhanden sein oder in Eile herbeigeschafft werden.

Noch spukt in den Köpfen der Alliierten der inzwischen, im Laufe der Jahre, märchenhaft aufgebauschte Erfolg mit den Pariser Autodroschken, die im entscheidenden Augenblick den deutschen Vorstoß auf Paris, angesichts des Eiffelturmes, in einen Rückzug verwandelt hatten. Jedes Kind in Frankreich und England kennt ja die wundersame Geschichte dieser Autodroschken, mit denen General Galieni im September 1914 seine Landsturmbataillone aus der Hauptstadt an die Marne geworfen hat. Ein kühner Gedanke in kühne Tat umgesetzt. Warum soll der Motorwagen nicht ein zweites Mal Frankreich retten! Vierhunderttausend schwerbewaffnete Infanteristen, Franzosen, Briten und Belgier, stehen, so wie es in Rapallo beschlossen worden ist, ab Februar 1918 bereit, zur Verfügung des Obersten

Kriegsrates. In den Dörfern nördlich der Bannmeile um Paris warten neuntausend neue, schnelllaufende Lastwagen. Ab 15. Februar stehen sie da, in ihren behelfsmäßigen Garagen, stets getankt und betriebsfähig. Nur ein Kommando, nur ein Befehl des Obersten Kriegsrates, und schon rattern die neuntausend Motoren los, fahren zum befohlenen Frontabschnitt und werfen eine völlig intakte, kampfbereite Reserve von 400000 schwerbewaffneten Infanteristen in die Waagschale der Schlacht.

Und währenddessen schreiten auch die deutschen Vorbereitungen fort. Am 27. Januar 1918 gibt die Oberste Heeresleitung den Befehl, binnen 4 Wochen nicht weniger als 56 Divisionen für den Angriff und die Feldschlacht auszubilden. Die Armeeführer haben die Bereitstellung dieser Divisionen am 25. Februar zu melden. Weitere Angriffsdivisionen werden noch folgen. Der nächste Tag schon bringt eine große Enttäuschung. Vorne steht die Front und macht sich zum Angriff bereit. In der Heimat aber brechen Hetzer, Drückeberger und Miesmacher einen Streik vom Zaun. Der 28. Januar 1918 sieht Berlin im Streik. Nicht weniger als 500000 Rüstungsarbeiter in Berlin und Umgebung legen, auf Befehl der marxistischen Drahtzieher, die Arbeit nieder. Wirklich, die Sozialdemokraten haben einen ganzen, niederträchtigen Erfolg errungen.

„Friede ohne Annexionen und Entschädigungen, sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes und eine Wahlreform, wie sie im April 1917 versprochen

worden ist," so lauten die Kampfparolen der Streikenden. Diesmal greift die Regierung sofort ein, und innerhalb von 8 Tagen ist die Ordnung wiederhergestellt. Schwerwiegender als diese Bewegung, geschürt von verbrecherischen Marxisten und Drückebergern, lastet das Gespenst des Hungers über den Mittelmächten. Man wartet auf die Ernte aus der Ukraine. Man hofft auf die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der großen besetzten Strecken im Osten. Aber zwischen dem Südosten und unserer Landesgrenze liegt ja Österreich, das noch mehr hungert als wir. Dort sind die Nerven schwach geworden. Kaiser Karl und sein Außenminister Graf Czernin sind seit langem schon Anhänger eines Sonderfriedens, und sei es auch unter Preisgabe des deutschen Bundesgenossen. Er will es mit Frankreich nicht verderben, dieser willensschwache Kaiser Karl. Ihm fehlt jeder weitschauende politische Blick. Und so bleibt ihm auch verborgen, daß er in Wirklichkeit auf Gedeih und Verderb mit dem Reich verbunden ist. Er hört es nicht oder will es nicht hören, dies Krachen im morschen Gebälk seiner Donau-Monarchie. Seit Mai 1917 hetzen die Tschechen offen zum Separatismus. Die Südslawen verlangen mehr oder weniger deutlich ihre Freiheit, und auch zu Ungarn hin klafft eine immer breiter werdende Kluft. Dazu noch der Hunger, der furchtbare Hunger. Statt sich nun fest seinem deutschen Bundesgenossen anzuschließen, hält Kaiser Karl an verhängnisvoller Winkelpolitik fest. Er will es mit niemand verderben

und möchte sich überall noch ein Hintertürchen offen halten.

Warum wirft Kaiser Karl keine seiner Divisionen an die Westfront? Schon oft genug haben deutsche Divisionen die österreichische Front vor dem Zusammenbruch gerettet, in Galizien und in den Alpen. Ein Akt der Höflichkeit und des Anstandes, ja der Selbsterhaltung für Österreich, wenn jetzt Kaiser Karl seine Divisionen schicken würde, jetzt, da ganz Deutschland zum letzten Schlag gegen Frankreich und England ausholen will, zur letzten Schlacht, die den Mittelmächten den Frieden bringen muß. Nein, Kaiser Karl oder vielmehr Kaiserin Zita will es mit Frankreich nicht verderben. Nur 46 schwere Batterien darunter einige Mörser, Kaliber 30,5 Zentimeter, werden der deutschen Angriffsarmee zur Verfügung gestellt. Die 46 Batterien rollen im Laufe des Februar 1918 an, aber ohne Munition. Was soll ein Geschütz ohne Munition? Ein Telegramm nach Wien, und die Munition kommt auch. Aber siehe, es sind nur wenige Granaten für jedes Geschütz. Weitere Anfragen haben keinen Zweck. Es bleibt bei den paar Granaten. Nein, Kaiser Karl will es mit Frankreich und England nicht verderben. Nur immer vorsichtig handeln, nur ja kein Mißfallen erregen da drüben! Man spielt immer noch mit dem Gedanken an einen Sonderfrieden, man will etwas retten für die morsche Donaumonarchie.

Dem deutschen Kaiser hat man zwar den Bruderkuß gegeben und damit symbolisch einen Strich unter

die böse, aufregende Geschichte der Sixtus-Briefe gezogen. Die Zukunft wird über die Handlungen des Jahres 1917 ein unerbittliches Urteil fällen. Ach, was geht Kaiser Karl die Zukunft an! Er lebt in einer harten Gegenwart, der er nicht mehr gewachsen ist, er, das wächserne Gebilde in der Hand seiner ehrgeizigen Gattin Zita. Der Bruderkuß — na, das war einmal. Und jetzt ist's wieder an der Zeit, mit Frankreich und England schönzutun, und daher schickt Kaiser Karl nur 46 Batterien mit unzureichender Munition zur letzten großen Auseinandersetzung im Westen. Der sprichwörtliche Tropfen für den glühendheißen Stein der Materialschlacht.

Nein, nur immer vorsichtig sein. Bleibt die deutsche Armee siegreich, kann man sich noch rechtzeitig genug zum Kaiser schlagen und einige Divisionen schicken, um auch dabei gewesen zu sein. Und im gegenteiligen Fall — nun, man kann nachweisen, daß man die deutsche Offensive sozusagen sabotierte, indem man nur 46 Batterien fast ohne Munition schickte. Nein, mit Kaiser Karl und seinen Divisionen, deren Soldaten gern und in Bundestreue helfen möchten, darf die deutsche Oberste Heeresleitung nicht mehr rechnen. Damit ist Karls zweiter Verrat an der deutschen Sache vollendet. Auch mit Bulgarien kann Deutschland nicht mehr rechnen. Gewiß, Zar Ferdinand bleibt dem Bündnis weiter treu, aber seine Regierung und sein Volk sind kriegsmüde geworden. Sie sehen keine günstigen Möglichkeiten mehr in

diesem Kampf; denn alles, was erreicht werden konnte, haben sie erreicht. Am Boden, vernichtet die beiden Erbfeinde, Serbien und Rumänien. Auch hier haben deutsche Divisionen blutig den Weg geebnet. Nein, Bulgarien kann wirklich nichts mehr gewinnen. Dagegen leidet das Land entsetzlich unter den Auswirkungen der Blockade. Die Hungersnot ist groß, die geringen Vorräte an Lebensmitteln genügen bei weitem nicht, selbst bei der bescheidenen Lebensführung der Bulgaren.

Beim vierten Bundesgenossen, der Türkei, herrscht Unordnung sondergleichen. Die Moral der Truppe ist völlig gesunken. In Konstantinopel, in Klein-Asien und im gesamten Hinterland treiben sich mehr als 300000 Fahnenflüchtige herum. Ihnen gegenüber ist die Polizei machtlos. Wie lange wird die Türkei noch stehen? Nur die schwachen deutschen Einheiten, die hier und da zwischen den türkischen Divisionen kämpfen, geben dem Ganzen noch einigen Halt und bilden das letzte Gerippe des Widerstandes. Überall, wo deutsche Feldgraue stehen, in der Wüstenfront oder an der Küste, herrscht noch Ordnung, aber wo sie nicht sind, mit ihrem eisernen Beispiel, da gibt's nur langsame aber sichere Auflösung und Disziplinlosigkeit. Das Schicksal Deutschlands und darüber hinaus das Schicksal der Donau-Monarchie, das Schicksal Bulgariens und der Türkei ruht zu Beginn des Jahres 1918 einzig und allein auf den Schultern der deutschen Soldaten.

Die Oberste Heeresleitung weiß genau, wie es draußen aussieht. Sie kennt schon die Unzuverlässigkeit ihrer Bundesgenossen. Sie weiß auch von der wachsenden Unruhe in der Heimat. Sie hat Kenntnis davon genommen, daß die verhängnisvollen Phrasen des Scheidemannschen Friedens in vielen Gehirnen spuken und in der Heimat und auch schon in der Etappe lebhaft besprochen werden. Aber sie weiß auch, die Oberste Heeresleitung, daß der Kern der Fronttruppe vorne noch unangetastet dasteht. Mitten in einem Meer von Unruhe, von Unzuverlässigkeit, von Hetzerei und Wühlerei steht der feldgraue Kämpfer wie ein Fels, der bereit ist, wieder einen neuen Orkan über sich ergehen zu lassen, ein Stahlgewitter, aus dem er siegreich hervorgehen wird. Siegreich oder tot!

General Ludendorff sitzt über Plänen und Karten. Schwere Gedanken wohnen hinter seiner hohen, strengen Stirn. Die Augen starren auf die buntbemalte Frontkarte, aber die Aufmerksamkeit ist anderswo, sie weilt bei den Möglichkeiten, die jetzt noch der deutschen Armee zur Verfügung stehen. Ende Juli — sollte der Krieg bis dahin noch nicht entschieden sein — wird man die 18jährigen vom Jahrgang 1900 ins Gefecht werfen müssen, wenn auch nicht allgemein und grundsätzlich, so doch jeweils bei dringendem Bedarf. Das Hindenburg-Programm vom 1. Januar 1918, das unseren Munitionsbedarf sichern soll, nimmt der Front

zahlreiche Männer fort, aber daran ist nun einmal nichts mehr zu ändern. Es weilen nicht weniger als 2154387 wehrpflichtige Männer in der Heimat. Davon sind 1087108, also etwa die Hälfte, voll und ganz kriegsverwendungsfähig. Man könnte sie jederzeit an die Front schicken, aber nur unter gleichzeitiger Gefährdung der Munitionslieferung.

Die Fabriken in der Heimat sind in den ersten Wochen des neuen Jahres bis zur letzten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angespannt. Nicht weniger als 725 Stahlgeschütze und 400 schwere Kanonen verschiedener Kaliber verlassen jeden Monat die Fabriken. Dazu kommen 200000 Gewehre und 14000 Maschinengewehre. Natürlich muß auch die notwendige Munition hergestellt werden. Die Flugzeugfabriken bringen es bis auf 1870 Motoren im Monat. Nur die Tankwaffe bleibt vernachlässigt. Zusammen mit den vorhandenen, etwas unförmlichen 15 deutschen Kampfwagen werden 75 umgebaute Beute-Tanks in die Schlacht rollen können. Nur mit 90 Panzerwagen darf Ludendorff rechnen. Nicht viel, eine lächerliche Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was sicher die Gegner in diesem Augenblick hinter ihren Fronten einsatzbereit stehen haben.

Das drohende Schwert über den Häuptern.

Zu Beginn des Jahres 1918 sind die Alliierten unangenehm berührt durch die Niederlage Rußlands. Sie bezeichnen den russischen Waffenstillstand und später den Frieden von Brest-Litowsk als Verrat an der großen Sache der Kulturstaaten. Nun wissen sie, daß Deutschland mit allen seinen freiwerdenden Divisionen sehr bald ein letztes entscheidendes Wort sprechen wird. Es bleibt dem französischen Nachrichtendienst nicht verborgen, daß ohne Unterbrechung lange Truppentransportzüge von der Ostfront zur Westfront rollen. Schwere Tage stehen bevor, das weiß man im französischen und britischen Lager. Aber man blickt über das Weltmeer, wo schon die Amerikaner ankommen in tiefgehenden Schiffsladungen. Aus dem Osten und aus dem Westen rollen oder schwimmen Truppen an die Front Nordfrankreichs. Hier soll die größte Schlacht der Geschichte entbrennen. Eine Zeitlang mußte Frankreich für Italien zittern, aber schon im Dezember 1917 erfuhr der Nachrichtendienst in Paris, daß man die deutschen Divisionen alle nach und nach aus der norditalienischen Front zog. Die Gefahr einer Überschwemmung der Po-Ebene durch deutsche Angriffstruppen war gebannt. Man hätte, das muß Frankreich zugeben, diesen deutschen Vormarsch wohl kaum aufhalten können.

Frankreich ist entschlossen, diesen letzten bevorstehenden deutschen Kampf anzunehmen, im vollen

Vertrauen auf seine Soldaten. Die Dritte Republik legt das Schicksal des Landes in die schwielige Faust des Poilu, der nur noch mit Scham an jene fernen Monate zurückdenkt, da am Chemin-des-Dames und in anderen Abschnitten die Armee meuterte. Wie steht es im Innern des Landes? Ist da nichts morsch, kann nichts die Gesinnung der Front gefährden? Clemenceau, der grimme Tiger, Kriegsminister und Ministerpräsident, wacht und greift rücksichtslos durch. Seit den Meutereien im Vorjahre scheint seine Lebenskraft noch gewachsen.

„Nur der Wille, noch einmal den Sieg zu sehen, den Sieg Frankreichs, hält mich am Leben," so spricht der Tiger. Sein Wort beeinflußt die öffentliche Meinung, und sein besonders schonungsloser Kampf gilt dem Miesmachertum. Kein Flaumacher lebt sicher vor seinem Zugriff. Im Namen Frankreichs darf Clemenceau zupacken, wo er es für notwendig hält. Er tut's für sein Land und für die Moral der Truppe, die wieder einmal draußen den deutschen Stoß empfangen soll. Nie vorher, nie nachher durfte ein französischer Minister so mit der Macht spielen. Am 18. Januar 1918 läßt Clemenceau den Minister Caillaux festnehmen, als des Landesverrats verdächtig. Im folgenden Monat wird Bolo Pascha, einer der einflußreichsten Männer Frankreichs, durch ein Kriegsgericht der Verbindung mit dem Feind bezichtigt und zum Tode verurteilt. Im gleichen Monat führt Clemenceau einen Streich gegen den Senator Charles Humbert und läßt ihn

ins Gefängnis werfen. Mit diesen drei Großen fällt auch das Heer der zahllosen kleinen und kleinsten Miesmacher, Landesverräter und Schieber. Der Tiger hält den eisernen Besen fest in der Hand und schafft reine Bahn.

Draußen in Vincennes, auf den Schießständen, krachen erbarmungslos die Gewehre der Hinrichtungskommandos. An der brodelnden Front müssen die besten Männer Frankreichs ihr Leben lassen, zum Schutze der Heimat, und da soll auf das Geschmeiß im Innern Rücksicht genommen werden? Das Leben eines Frontsoldaten — das ist die Ansicht des grimmen Tigers — ist viel mehr wert als das Blut eines Ministers, der nicht voll und ganz im Sinne des Vaterlandes wirkt und lebt. Clemenceau hat vor Jahresfrist schon seinem Vaterland, in entscheidender Stunde, durch sein hartes Durchgreifen viel gegeben. Ihm war jene Weichheit fern, die manchem deutschen Staatsmann in schwieriger Lage den Mund zu einem harten, aber gesunden Befehl verschloß. Er wird auch fernerhin zupacken.

Und trotzdem gelingt es Clemenceau nicht, die Wühlereien der Sozialdemokraten voll und ganz zu unterdrücken. Vielleicht kann er aus politischen Gründen nicht in der gewollten Schärfe gegen den Marxismus vorgehen. Jedenfalls, in den Industriegebieten rings um Paris und in Südfrankreich, besonders im Departement Haute-Loire, mit der Stadt Etienne als Mittelpunkt, gärt es. Zwischen Januar und Februar bricht dort ein gefährlicher Streik aus,

zu derselben Zeit, da auch in Berlin und Umgebung 500000 deutsche Rüstungsarbeiter den marxistischen Hetzern ein geneigtes Ohr leihen. Der Grund ist folgender: Es arbeiten um diese Zeit in der Rüstungsindustrie, hauptsächlich in Le Creuzot, 1225000 kriegsverwendungsfähige Männer. General Pétain fordert hiervon sofort 200000 Mann für die von der bevorstehenden deutschen Offensive bedrohte Front. Der Tiger streicht 160000 Mann. Nur 40000 Arbeiter will er aus der Rüstungsindustrie ziehen und in Uniform stecken, 40000 und keinen Mann mehr! Allein schon diese Zahl genügt den marxistischen Hetzern und wird ihnen Grund zum Streik.

Mit seinen Rüstungsarbeitern darf er es nicht auf die letzte Kraftprobe ankommen lassen, das weiß Clemenceau, denn die amerikanischen Munitionslieferungen kommen noch sehr spärlich, aber niemand soll ihn unterkriegen, ihn, den Tiger. Er zieht vier Kavalleriedivisionen aus der Front und setzt sie im südfranzösischen Industriegebiet ein, zum Schutze der öffentlichen Anlagen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Hierzu kommen später noch mehrere ausgesuchte Kavallerieregimenter, die einzelnen Armeekorps entnommen werden. Noch bis Mitte April hält die Unruhe in Südfrankreich an.

England dagegen bleibt still und wartet in fast dumpfer Ergebenheit auf den großen deutschen Schlag, der bald kommen wird. Hoffentlich trifft er die Front der britischen Armeen nicht zu schwer!

Jedenfalls, die Gefahr ist groß. In dieser Stimmung kann die britische Regierung dem Volk sehr leicht die neuen strengen Bestimmungen über die Rekrutierung auferlegen. Bisher war es ganz großen Drückebergern immer noch gelungen durch die Maschen des eingeführten Wehrpflichtgesetzes zu schlüpfen. Ja, ja, wer Geld rollen ließ, der konnte weiterhin in London seinen friedlichen Tag leben, fern vom Donner der Kanonen. Es galt nur gute Beziehungen anzubahnen. Vorbei für immer, diese Ausnahmen! Das neue britische Wehrgesetz soll auch den letzten wehrfähigen Mann unter die Waffen bringen. Und währenddessen erklärt Lloyd George, daß England niemals seine französischen Verbündeten im Stich lassen wird, bis zum Endsieg für die Fahne der Alliierten.

Bereits am 8. Januar 1918 gibt Präsident Wilson in den Vereinigten Staaten seine später noch so berühmt gewordenen 14 Punkte bekannt. Deutschland sollte später, im treuen Glauben an diese 14 Punkte, schmachvoll betrogen werden. Die Russen werden zuerst mit diesen 14 Punkten vertraut gemacht. Warum gerade die Russen? Das klingt seltsam. Durch diese 14 Punkte möchte Wilson noch am 8. Januar 1918 die Russen wieder auf den Weg der Alliierten zurückführen. Deshalb schickt er ihnen sein Kriegsprogramm, eben diese 14 Punkte. Sie sollen beweisen, daß die Alliierten für eine gute Sache zu kämpfen entschlossen sind und daß Rußland nicht fehlen darf, wenn es um die Rettung der

Kultur geht. Doch die Russen haben um diese Zeit schon genug. Oft genug hat sie die deutsche Faust in jammervolle Flucht getrieben, und so kann Wilson mit seinen 14 Punkten keine Begeisterung mehr entfachen. Nur noch in Frankreich, in Italien und England werden diese berühmten 14 Punkte im Laufe der nächsten Wochen in den Zeitungen besprochen und bilden einen neuen Gesichtspunkt, der zwar nicht mehr ganz zur hohen Kriegsbegeisterung reicht, dem Poilu und dem Tommy aber das Durchhalten erleichtern soll.

Inzwischen tritt am 31. Januar 1918 der Oberste Kriegsrat der Alliierten in Versailles zusammen. Ohne Beschönigung und ohne den Versuch, sich die eigene Lage im rosigen Licht zu zeigen, legen die einzelnen Generäle ihre Meinungen dar. General Foch hält hartnäckig am Plan eines großen Gegenstoßes nach dem deutschen Angriff fest. Er will sofort, auf breiter Front, unmittelbar nach dem deutschen Infanterie-Sturm, alliierte Bataillone einsetzen. General Foch spricht lange und ausführlich und verliert sich in Einzelheiten. Lloyd George, der auch anwesend ist, hört nur mit halbem Ohr hin. Die Interessen Englands scheinen augenblicklich anderswo zu liegen, drüben in Palästina. Eroberung des Heiligen Landes, das ist ein greifbares und gegenwärtiges Kriegsziel. Welch eine Aufgabe! Lloyd George verspricht sich davon einen großen moralischen Erfolg für England und die Alliierten. Das wäre

wieder ein Kreuzzug, aber diesmal einer mit politischem Hintergrund, ein Kreuzzug ohne große Ideale, wenigstens ohne Ideale für die Regierenden; denn eine Niederlage der Türkei in Palästina wird starke englische Kräfte im Orient freimachen und eine unmittelbare Verbindung mit Rußland und Rumänien herstellen.

Großbritanniens Premier sitzt im Obersten Kriegsrat von Versailles und sinnt vor sich hin, und das, was er in seinem wuchtigen Schädel wälzt, ist kein leerer Traum, ist reale Wirklichkeit, weil er genau weiß, daß die englischen Streitkräfte in Asien für die Offensive stark genug sind. Da wartet zum Beispiel in Mesopotamien die 250000 Gewehre zählende Armee des Generals Marshal. Was steht ihr gegenüber? Lächerlich, überhaupt damit zu rechnen. Nur 33000 unterernährte, verlauste Türken sind's. Gewiß, es ist die Elite der türkischen Armee, es sind jene wenigen, die der grünen Fahne mit dem Halbmond treu geblieben sind. Es sind anatolische Bauern, Männer von echtem Schrot und Korn, nicht das rassenlose Geschmeiß der Großstädte, das Volk der Händler, der Zuhälter, der Fremdenführer, der Diener und Wasserverkäufer. Aber immerhin, es sind nur 33000 Türken.

In Palästina selbst steht General Allenby mit 150000 Briten. Auch er weiß nur geringe Kräfte vor den Mündungen seiner Geschütze und Maschinengewehre, nur 40000 Mann unter dem Befehl des Generals Liman von Sanders. Allerdings be-

finden sich unter diesen Männern etwa 6000 Deutsche, ausgesuchte Männer, denen später ihr schärfster Feind und Widersacher, der Engländer E. T. Lawrence, höchstes Lob spenden muß. Sie werden bei dem allgemeinen, unter dem Druck der Engländer und Araber einsetzenden Rückzug wie Panzerschiffe der Ordnung durch das wilde Gewoge der flüchtenden Türken und Araber steuern, stolz, ungebeugt, ohne Hoffnung auf Hilfe oder Entsatz. Sie werden prachtvoll sein, diese paar Deutschen, verloren im Wüstensand von Palästina. Vorläufig ist es aber noch nicht so weit. Und Lloyd George hat schwer gegen den Generalstabschef Robertson zu kämpfen.

„Warum muß es Palästina sein?" fragt Robertson. „Warum sollen wir dort Siege und Verluste einstecken, um schließlich in Frankreich geschlagen zu werden? Wir können unsere Männer besser an der Front in Nordfrankreich verwenden."

Die Besprechungen wollen sich schon in Nebensächlichkeiten verlieren, bis man endlich zu der Einigung kommt, daß England mit seinen Kräften in Klein-Asien versuchen soll, die Türkei niederzuringen. Kein Mann und kein Gewehr darf jedoch aus der französischen Front gezogen werden, um etwa die fechtenden Truppen im Orient zu stärken. Nein, die französische Front muß stark bleiben in der Erwartung der deutschen Angriffe. Damit sind die Würfel über Palästina und die tapfere Truppe des Generals Liman von Sander mit den 6000 Deutschen gefallen. Ihr Schicksal ist besiegelt.

Im Laufe dieser Konferenz zu Versailles bringen die Franzosen immer wieder die Frage eines gemeinsamen Oberkommandos über sämtliche Truppen der Alliierten zur Sprache, ohne damit jedoch auf besondere Gegenliebe zu stoßen. Man trennt sich vorläufig, man wird später noch mehrere Male zusammentreten, ohne je mehr zu erreichen, als leere Besprechungen. Aber während man in Versailles kostbare Zeit mit unfruchtbaren Dingen verbringt, nehmen die Vorbereitungen zur Abwehr der deutschen Offensive ihren ungehemmten Verlauf. Die motorisierten Reserven werden in die Etappe geschickt, dort einexerziert und für den Bewegungskrieg geschult. Gerade ist der Jahrgang 1899 in der Ausbildung. Auf ihn kann man also nur im äußersten Notfall zurückgreifen. Die Bewaffnung der Infanterie wird vervollständigt. Man rüstet alle Maschinengewehrkompanien mit dem neuen Hotchkiß-Gewehr aus und verstärkt jeden SMG-Zug durch ein weiteres Gewehr. Das 7,5 Zentimeter Feldgeschütz bildet schon lange bei Franzosen und Engländern die Hauptkampfkraft der Artillerie. So wird es bleiben; denn man hat nicht weniger als 33,5 Millionen Granaten für dieses Kaliber in Reserve, ganz abgesehen von den gut aufgefüllten Munitionsunterständen in der unmittelbaren Feuerlinie. Nicht weniger als 2800 französische Flugzeuge werden um die Überlegenheit in der Luft kämpfen, und 383 schwere Panzerwagen, System Schneider, sollen der französischen Infanterie bei ihren beabsichtigten Gegenstößen den Weg frei machen.

Die französische Infanterie wird in Eile mit der neuen Kampfesweise vertraut gemacht. Da ist kein Festklammern mehr an der vordersten Linie, weil man annimmt, daß die Deutschen das erste Grabensystem sowieso überrennen werden. So war es bisher in jedem Falle, bei Teilunternehmen. Der deutsche Gegenstoß vom 30. November 1917 bei Cambrai hat auch den französischen Infanterieführern zu denken gegeben. Also, weg mit den starken Kräften, sie müssen aus dem Vorfeld. Auf der ganzen französischen Front darf das vordere Grabensystem nur dünn besetzt bleiben, nur hier und da ein Maschinengewehrposten im verschlammten Feld, zwischen Drahtverhau, verlassenen Gräben und ersoffenen Unterständen, die sowieso dem Angreifer keinen Unterschlupf bieten können. Erst weiter zurück heißt es die Hauptlinie auszubauen. Dort wird man sich verteidigen, dort wird man den bereits müde gelaufenen und durch die mannigfaltigen Hindernisse des vorderen Grabensystems erschütterten Angriff in Ruhe erwarten. Von dort aus wird man sofort zum Gegenstoß nach dem Fochschen Plan gegen den atemlosen Deutschen schreiten.

Fieberhaft wird hinter der ganzen französischen Front geschanzt. Die heftigen Kältewellen der ersten Wochen des Jahres 1918 zwingen oft zum Einstellen der Arbeiten, aber jedesmal, bei einsetzendem Tauwetter, wirbeln die Spaten desto emsiger das Erdreich durcheinander. Der gesamte französische

Landsturm ist zu Schanzarbeiten aufgeboten. Aus Italien rollen, über den Simplon, Tag und Nacht lange Züge mit Schanzarbeitern. In Frankreich wird der letzte Mann aufgeboten und als Armierungssoldat an die Front gebracht. Nicht genug, China schickt große Schiffsladungen Kulis. Die schlitzäugigen Asiaten gehen in Marseille an Land, werden dort sogar freundlich empfangen und mit Ehren überhäuft, werden mit ersten Veilchen beworfen, mit Lorbeer bekränzt und wie Sieger gefeiert, ehe sie überhaupt etwas geleistet haben, sie, die im eigenen Land, im weiten China, weniger gelten als ein Tier. Weiße Frauen drängen sich vor und umarmen sie, die armen, ausgestoßenen Kulis. Hier haben sie doch noch einen Wert, hier gelten sie etwas, in diesem seltsamen Europa.

Wieviel anders sind doch die weißen Teufel hier, wieviel anders als drüben in China, wo sie vor lauter Hochmut den vor seine Rikschah gespannten Kuli nicht eines Blickes würdigen und ihn geringer achten als einen Hund. Viele tausend chinesische Kulis kommen in Marseille an und werden sofort als Schanzarbeiter hinter die Front gefahren. Die erste Schanzlinie, eine mit allen Erfordernissen des Abwehrkampfes ausgestattete Stellung, wird knapp drei oder vier Kilometer hinter der Hauptverteidigungsstellung ausgegraben. Die nächste Linie aber ist schon sieben Kilometer vom Hauptkampfgraben entfernt und liegt so, daß sie von der deutschen leichten und mittleren Artillerie nicht mehr bestrichen werden kann.

In regelmäßigen Zeitabschnitten werden alle Frontdivisionen nach und nach aus ihren Abschnitten gezogen und weit hinter der Feuerlinie in besonderen großen Truppenlagern für den Bewegungskrieg ausgebildet. Es ist hier genau wie bei uns. Die Forderung heißt: Bewegungskrieg. Man schult den Poilu wieder für die Feldschlacht, man exerziert mit ihm aber auch das hinhaltende Gefecht, das naturgemäß im Stellungskrieg keine Verwendung findet.

Eines Tages erscheint der grimme Tiger Clemenceau und läßt sich den Sinn und Zweck dieser Ausbildung und dieser rückwärtigen Stellungen erklären. „Wir sind zwar entschlossen, den Feind in unserer Hauptverteidigungslinie abzuwehren," sagt man ihm, „aber vielleicht wird es doch zu einem Ausweichen kommen, und dafür müssen unsere Poilus in hinhaltendem Gefecht geübt sein, dafür sind auch die neuen, rückwärtigen Stellungen hier." Clemenceau tobt bei dieser Eröffnung. Er befiehlt, die entsprechenden Anordnungen sofort zurückzunehmen.

„Wenn die Deutschen angreifen," so brüllt der Tiger, „dann wird in vorderster Linie gekämpft, haben Sie mich verstanden, meine Herren Generäle, kein Fußbreit französischer Boden, hören Sie, darf aufgegeben werden. Nicht einen Schritt werden Sie zurückweichen."

Pétain, der bei diesem Ausbruch des Kriegsministers anwesend ist, versucht sich zu verteidigen, will Erklärungen geben, aber Clemenceau hört ihn nicht mehr an. Die Generäle müssen sich fügen.

Sofort werden die Schanzarbeiten in den rückwärtigen Aufnahmestellungen unterbrochen; dagegen muß alles, was einen Spaten handhaben kann, die erste und zweite Linie ausbauen. Bis in die dritte Linie, das ist die Meinung des Kriegsministers, darf der Deutsche niemals kommen. Der Zivilist Clemenceau hat der französischen Armeeführung seinen Willen aufgezwungen.

Inzwischen ereignet sich an der ganzen Front so gut wie nichts. Nur die nächtlichen, kleinen Patrouillenkämpfe im Niemandsland, das Aufeinanderprallen schwacher Einheiten reißt nie ab. Dann hin und wieder überraschende Handstreiche auf deutsche Posten oder einzelne Unterstände. Der französische Generalstab will wissen, wer an der deutschen Front liegt, wieviel Divisionen inzwischen aus Rußland eingetroffen sind, wie die Bewaffnung der Feldgrauen ist. Aus diesem Grunde werden ab 1. März 1918 häufige Stoßtruppunternehmungen befohlen. An mindestens hundert Punkten dringen nach und nach schneidige Stoßtruppführer mit ihren Männern in die tiefgestaffelte deutsche Linie, nehmen hier und da Gefangene mit oder irgendwelche Beutestücke, die Rückschlüsse zulassen können. So werden bald 192 deutsche Divisionen festgestellt, davon 85 in Reserve. Aber eins wissen die Franzosen immer noch nicht, — wann und wo der Kampf seinen Anfang nehmen soll. Sie werden es durch den Mund eingeschüchterter Gefangener nie erfahren. Man hat, in kluger Voraussicht, auf deutscher Seite selbst höhere Stäbe

völlig im unklaren gelassen. Die Oberste Heeresleitung wird erst im letzten Augenblick ihre Karten aufdecken.

An vielen Stellungen der Front werden ständig Verschiebungen vorgenommen, Divisionen verstärkt, eingeschoben und wieder herausgezogen. Überall wird fieberhaft geschanzt, genau wie drüben bei den Franzosen. Überall entstehen neue Geschützstellungen. Hinter der gesamten Front, von der Schweizer Grenze bis hinauf an die Kanalküste, herrscht die Tätigkeit eines Ameisenhaufens. Neue Feldbahngeleise durchschlängeln das Land, Straßen werden ausgebessert, Munitionsdepots eingerichtet. Ganz heimlich, ganz unauffällig verlegt man Armee-Oberkommandos und höhere Stäbe. Eine offene und unverschleierte Verlegung dieser Befehlsstellen würde beim Gegner den Eindruck einer beabsichtigten Täuschung hervorrufen. Selbst bei Täuschungsmanövern wird auf deutscher Seite völlig echt verfahren. Truppenbewegungen, die nur vorgenommen werden, um den Feind irrezuführen, geschehen bei Nacht und Nebel. Alles unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit. Und in der Etappe raunen sich die stets neugierigen Zivilisten und die zahlreichen Agenten des alliierten Nachrichtendienstes zu:

„Diese Nacht sind wiederum drei Regimenter durch diese und jene Stadt marschiert, mit diesem und jenem Ziel. Es sind wieder so und so viele Geschütze vorbeigefahren." Wenige Stunden oder Tage später weiß es der französische Nachrichtendienst in

Paris, und damit weiß es der Generalstab. Aber es kann sich niemand daraus einen Reim machen; denn auf der ganzen gewaltigen Front handeln die Deutschen mit der gleichen Vorsicht, mit der gleichen Geheimnistuerei und den gleichen Maßnahmen. Ein Angriff wird bald losbrechen, aber wo, wo? Zermürbend dieses Warten und Harren auf den Tag „X", auf den großen Tag des Stahlgewitters. Wo wird es niedergehen? Über der englischen Front? Über der französischen Front? Oder oben in Flandern, wo acht belgische Divisionen stehen? Niemand weiß etwas, niemand! In Paris, in den Kaffeehäusern, wo von Tisch zu Tisch hohe Politik gemacht wird, raunt man sogar von einer unerhörten Sache: „Deutschland will durch die Schweiz marschieren und Frankreich im Rhone- und Loire-Gebiet angreifen." Ja, dieser Plan haftet bei einigen Hitzköpfen und führt sogar zu mehr oder weniger versteckten Andeutungen in der Presse.

Auch der deutsche Generalstab will wissen, was er vor sich hat und welche Divisionen und Kräfte den deutschen Truppen gegenüberstehen. Man will nicht unvorbereitet drüben in die feindliche Front stoßen. Jagd-Kommandos werden gebildet. Jedes Regiment sucht seine schneidigsten, unerschrockensten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften aus, stellt sie zusammen, zu Jagd-Kommandos. Ein Führer und etwa 50 Mann mit einem Maschinengewehr, das ist die Stärke eines Jagd-Kommandos.

Abend für Abend gehen sie los. Nach Anbruch der Dunkelheit überwinden sie das eigene Drahthindernis, pirschen sich hinüber zum Feind und versuchen, in die Stellungen zu dringen. Oft werden sie erspäht und mitten im Niemandsland von den Garben feindlicher Maschinengewehre überrascht. Oft stehen sie frei und ungedeckt im tänzelnden Licht der Magnesium-Leuchtkugeln, die an Fallschirmen aus dünner Seide über das Kampffeld hinwegsegeln. Ganze Kerle, die keinen Tod und keinen Teufel fürchten, müssen es sein, die Männer vom Jagdkommando. Es sei hier ein Jagdkommando-Unternehmen erzählt, so wie es sich in Wirklichkeit zutrug.

Die frühe Dunkelheit eines noch winterlichen Abends liegt schon über dem weiten Niemandsland. Seit Jahren hat die Erde hier nur Disteln, Dornen und Unkraut hervorgebracht, und alles konnte ungehemmt zwischen Granattrichtern und Drahtverhau wuchern und sich ausbreiten. Höchstens, daß mal eine französische Fallschirm-Leuchtkugel frühzeitig absackte und mit der Hitze ihres Magnesiumlichtes einen kleinen Steppenbrand entfachte. Nächtelang und tagelang brannten dann große Strecken ab. Erst ein ergiebiger Regenschauer löschte das Feuer. Ein geradezu ideales Gelände für Jagdkommandos und Patrouillen, dieses seit Jahren schon tote Land zwischen den Linien.

Der Abschnitt, in dem dieses Jagdkommando eingesetzt wird, ist einer der ruhigsten an der Westfront.

Drüben aber sollen seit einigen Tagen neue Truppen liegen, vielleicht gar Amerikaner. Dies festzustellen, ist die Aufgabe des Jagdkommandos, geradezu eine Probe und eine Prüfungsarbeit für Leute, die sich auf die großen Ereignisse des Jahres 1918 vorbereiten. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang steigen die Männer vom Jagdkommando aus den dunklen Gräben. Seit Wochen schon ist die vorderste Linie, im Jahre 1915 glänzend ausgebaut, völlig verlassen und inzwischen verschlammt. Die neue Taktik verlangt ja kein Festklammern mehr am vordersten Graben, sondern ein Ausweichen mit Kampf und Gegenstoß aus der Tiefe. Schnurstracks, ohne zu zögern, arbeitet sich das Jagdkommando fast lautlos geradeaus zum feindlichen Drahthindernis. Jetzt bildet es eine lange Schützenlinie, die einzelnen Männer auf Sichtentfernung voneinander. Still und friedlich geht der Mond, und die Erde duftet nach Vorfrühling und baldigem neuen Werden.

„Aufgepaßt, hier ist's," raunt jetzt der Jagdkommandoführer. Er duckt sich und kriecht gegen den Draht und findet die vorgezeichnete Gasse. Seit Tagen ist in das fast 60 Meter breite feindliche Drahthindernis eine Zick-Zack-Gasse geschnitten. Lautlos, fast mit angehaltenem Atem, kriechen sie hindurch, gelangen in den ersten feindlichen Graben. Er liegt verschlammt und verlassen, genau wie drüben die vordersten deutschen Linien. Die Männer steigen über die Deckung, bleiben dann einige Minuten lang unbeweglich liegen und lauschen auf die Geräusche

der Umgebung. Ihre Herzen pochen bis zum Hals hinauf, und in den Schläfen hämmert das Blut. Steht nicht hinter einer dieser Schulterwehren dort ein feindliches Maschinengewehr und hat die Männer vom Jagdkommando vor der Mündung? Vielleicht warten sie irgendwo mit abzugsbereiten Handgranaten. Gleich werden die Hölleneier unhörbar durch die Luft fliegen und mit furchtbarem Krachen zwischen den Männern vom Jagdkommando bersten. Man muß schon mit dem Leben abgeschlossen haben, man muß schon mit allen Dingen rechnen, wenn man so hinausgeht, um nächtens den Feind zu beschleichen, drüben in seinen eigenen Schanzen. Das Rascheln kleiner Mäuse, das Laufen eines Käfers, das Aufschrecken von Nachtgetier, dies alles klingt den Männern vertraut. Sie unterscheiden es genau von Bewegungen und Geräuschen, durch Menschen verursacht. Angestrengt starren ihre Augen in die schwärzliche Dunkelheit und versuchen, die dichte Finsterniswand zu durchdringen. Alle Sinne sind angespannt.

„Weiter!" flüstert der Jagdkommandoführer.

„Weiter!" raunt es durch die lange Reihe.

Der letzte Mann, ein besonders zuverlässiger Musketier, befestigt jetzt ein Telephonkabel am Ausgang der Gasse im feindlichen Drahthindernis. Das Jagdkommando erhebt sich und schreitet langsam über das feindliche Grabensystem hinweg nach hinten. Wenn sich ein Gegner durch Räuspern oder Husten oder gar durch Pfeifen oder Singen bemerkbar

macht, wird gepaust, wird gehorcht. Das Jagdkommando schlägt einen großen Bogen. Es sucht keineswegs den Kampf im feindlichen Grabensystem, nein, es will weiter, will in die gegnerische Hinterfront dringen, vielleicht gar in die Etappe, dort einen Stab ausheben oder sonst etwas. Bald ist das Grabensystem überwunden, und nun dehnt sich weithin das unbekannte Gebiet. Jetzt eine große Straße, die zur Etappe führt. Ihr nach! Rechts und links im Böschungsgraben oder unhörbar auf dem Sommerweg schleicht das Jagdkommando dahin, am Schluß der Musketier mit seiner abrollenden Kabeltrommel auf dem Rücken. Nur das leise Quietschen dieser abrollenden Trommel, sonst kein Geräusch weit und breit. Pistolen, Handgranaten oder Spaten in der Faust, so arbeitet sich das Jagdkommando tief in die feindliche Hinterfront. Vorsicht! — — Es hallen ihm Schritte entgegen auf der Landstraße. Zahlreiche Schritte sind's. Ein feindliches Bataillon rückt in Stellung. Nichts zu machen gegen so viele! Hier gilt nur eins — Ausweichen und zwar rasch, sehr rasch. Das Jagdkommando springt über die Straße und versteckt sich im überwucherten Gelände. Und dann marschiert das feindliche Bataillon polternd vorbei, und keiner dieser Männer ahnt, daß nur wenige Schritt neben der Straße ein kampfbereites deutsches Jagdkommando lauert und liegt.

Nun aber auf und weiter! Irgendwo muß die Straße abzweigen. Man hört schon in der Ferne drei einsame Menschen daherkommen. Drei sind's,

das stellten sie am Klang der Schritte fest, wahrscheinlich drei Nachzügler. Gut, man wird ihnen den Garaus machen und mit ihnen als Beute siegreich in die deutsche Stellung zurückkehren. Doch siehe, die drei Nachzügler biegen irgendwo ab. Das Schicksal hat es gut mit ihnen gemeint und läßt das Jagdkommando enttäuscht zurück. Nicht lange, denn jetzt naht ein Wagen. Man hört Pferdegetrappel und das muntere, friedliche Knallen einer Peitsche. Das Fahrzeug aber bewegt sich langsam die Landstraße entlang und will nach links einbiegen in Richtung auf ein nahes Etappendorf.

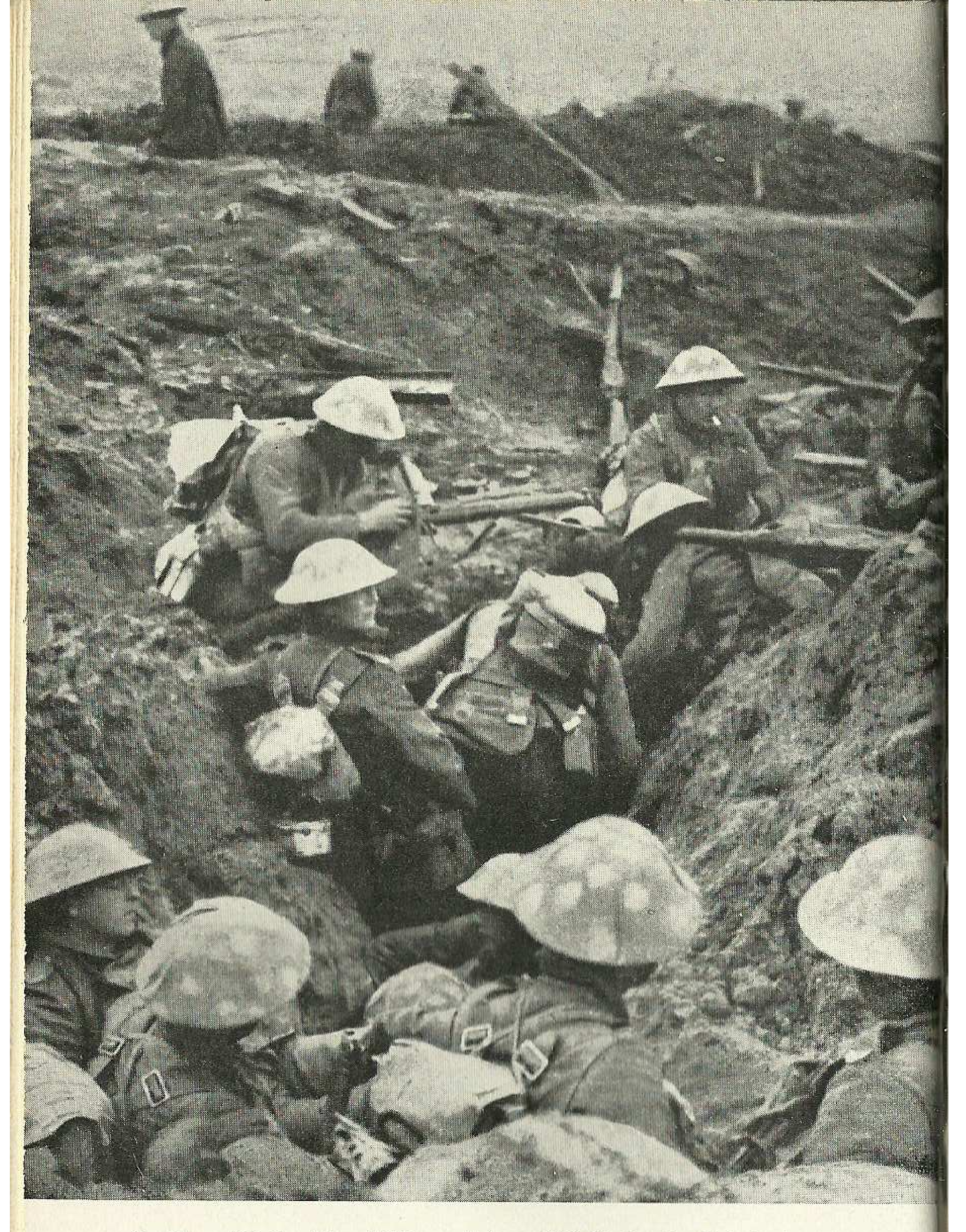
„Den Weg abschneiden, die Kerle fassen!" schreit der Jagdkommandoführer und schwenkt seine Handgranate. Die Männer setzen sich in Bewegung und laufen in wilden Sprüngen über das Brachfeld zur Straßengabel hin. Noch ehe das Fahrzeug dort anlangt, liegen die Feldgrauen lauernd und sprungbereit. Und jetzt stellt sich der Anführer groß und aufrecht mitten auf die Straße, breitet die Arme seitwärts aus, um das langsam herankommende Gespann aufzuhalten. Die Fahrer halten. Und da sagt der Deutsche ganz ruhig in schlechtem Englisch:

„Give me fire, please."

Eine Taschenlampe blitzt auf. Die beiden Fahrer, zwei Amerikaner, halten sekundenlang dem deutschen Offizier einen grellen Lichtkegel ins Gesicht. Dann erlischt die Lampe, und hell bellen mehrere Pistolenschüsse durch die Nacht. Einer der beiden Amerikaner hat geschossen, der andere aber peitscht die Pferde.



Französische Maschinengewehrnester als letzte Nachhut-Bedeckung an einer Rückzugsstraße südlich des Somme-Gebiets. Die Apfelbäume sind noch winterlich kahl; man schreibt den 30. März 1918.



Zu Tode erschöpft auf dem Rückzugsgelände westlich St. Quentin. Soldaten der vernichteten Armee Gough rasten im Trichterfeld des ehemaligen Somme-Schlachtfeldes.

Und da springen sie aus dem Graben, die Deutschen vom Jagdkommando. Sie fallen den Pferden in die Zügel, sie reißen die Fahrer vom Bock. Die Tiere gehen hoch und rasen los, schleifen die Deutschen mit sich. Der Wagen fällt um, kippt die Straßenböschung hinab, und unter seinem Zeltplan hervor rollen wohlgefüllte Postsäcke in das Brachfeld.

„Zuerst die Kerle! Los, alles ran an die Kerle!" schreit der Offizier. Es scheint ja sowieso alles verloren, denn bald wird man sie entdeckt haben. Diese Schießerei war ja auch zu auffällig. Mit Pistolenkolben, mit Fäusten und Boxhieben kämpfen Deutsche und Amerikaner. Und schließlich werden die beiden Überfallenen kampfunfähig gemacht und weggeschleift. Einige Postsäcke aus dem Fahrzeug gehen mit. In rasender Eile hastet das Jagdkommando zur Stellung hin. Noch ist ein schwieriges Stück Arbeit zu leisten, das Überwinden der vier feindlichen Gräben. Der Musketier mit der Kabeltrommel soll jetzt zu seinem Recht kommen. Ihm wird die Ehre, das zurückgehende Jagdkommando am abgespulten Telephondraht zurück rasch und sicher bis zur Gasse im Drahthindernis zu führen. Zuerst geht alles gut. Der Telephondraht gleitet führend durch die Hände. Plötzlich aber stutzt der Musketier; — er hält das Ende des Telephondrahtes zwischen den Fingern. Wahrhaftig, das Ende! Und das Stacheldrahthindernis liegt noch weit, noch sehr weit.

Wie kommt das? Was ist geschehen? Man braucht sich nicht zu wundern. Die vor einer guten

Stunde vorbeimarschierende Truppe hat unbewußt die Strippe durchgetreten oder durchgerissen. Das andere Ende, das rettende Ende, die Verbindung mit der Truppe, die Führung durch das Grabensystem liegt irgendwo im Brachfeld. Ein unmögliches Beginnen scheint's, dieses Ende zu finden. Die beiden Amerikaner kommen langsam wieder zu sich und wollen aufmucken, jetzt, da sie die Ratlosigkeit des Jagdkommandos merken. Man hält sie fester. Verbissen suchen die Deutschen, kämmen mit schlürfenden Schritten das Gelände ab und finden schließlich ein Stück Kabel, das der Musketier mit der Kabeltrommel als seinen gesuchten Telephondraht erkennt.

Nun aber rasch weiter! Diesmal bringt der Tag keine unangenehme Überraschung mehr. Alle feindlichen Posten sind bald umgangen, und rasch wird das Niemandsland erreicht. Jetzt erst ergeben sich die Amerikaner mit Gleichmut in ihr Schicksal und lassen sich willig abführen. Still und ruhig atmet die Frontnacht. Keine Leuchtkugel stört ihren Frieden, kein Schuß weit und breit, kein Laut. Niemand hat drüben etwas vom Überfall gemerkt. Erst später soll die Entdeckung kommen. Am deutschen Drahthindernis wird die Gasse nicht gleich gefunden. Das Jagdkommando sucht und sucht, und da hallt laut die Stimme des Horchpostens und verlangt das Losungswort. Und einer vom Jagdkommando, ganz ungehalten ob dieser Störung: „Halt die Schnauze, du Etappenschwein!"

Genau so gut wie der deutsche Generalstab mit Hilfe der Jagd-Kommandos über jede Truppenverschiebung an der alliierten Front unterrichtet wird, erfährt auch der Nachrichtendienst in Paris alles, was sich hinter der deutschen Front ereignet. Es ist ihm nur unmöglich, zu unterscheiden, was nun wahr ist und was Schein. Unterrichtet ist er jedoch über alles. Er weiß zum Beispiel, daß General von Hutier, der Sieger von Riga, ein Fachmann des Durchbruchs und des Bewegungskrieges, in Frankreich eingetroffen ist und die Front der 5. britischen Armee gegenüber befehligt. „Dort scheint sich also etwas Ernsteres vorzubereiten," überlegt der Nachrichtendienst, denn wie kommt sonst General von Hutier ausgerechnet in diesen Abschnitt. Die Überlegungen der Franzosen erweisen sich später als vollkommen richtig. Aber wie sind sie eigentlich darauf gekommen, daß General von Hutier die 18. deutsche Armee befehligt? Wie? Ganz einfach! Durch eine harmlose Zeitungsnotiz. Wieder eins der vielen Mosaiksteinchen, die jedes für sich völlig gleichgültig scheinen, aber zusammengesetzt ein genaues Bild der Lage ergeben: Ein deutscher Kampfflieger, ein gebürtiger Schwabe, fiel im Luftkampf im Abschnitt der 18. Armee. Der Armeeführer, General von Hutier, schrieb den Angehörigen einen Beileidsbrief, worin er die Zuverlässigkeit und die Tapferkeit des Helden hervorhob. Wenige Tage später stand der Brief ungekürzt und mit dem Namen des Absenders in einer kleinen süddeutschen Zeitung. Die Freunde

des gefallenen Helden hatten nichts dabei gefunden, diesen Brief zu veröffentlichen. Ja, sie glaubten, den Toten zu ehren, wenn sie das hohe Lob, das sein Armeeführer ihm spendete, einer großen Leserschaft zugänglich machten und öffentlich bekanntgaben. Diese Veröffentlichung war nicht im Sinne des Armeeführers, aber nichts konnte sie ungeschehen machen. Die Zensur in der Heimat hatte sie nicht beanstandet.

Zwei Tage später wußte der französische Nachrichtendienst, daß im Raume vor der 5. britischen Armee des Generals Gough der bekannte deutsche Durchbruchsspezialist, General von Hutier, eingesetzt war. Gewiß, diese Neuigkeit mag die Alliierten überrascht haben, aber um Gegenmaßnahmen zu treffen, war es bereits zu spät. Ja, was hätte es gegeben, wäre diese Unvorsichtigkeit der kleinen süddeutschen Zeitung einige Tage früher geschehen! Die Folgerungen aus einer solchen Nachricht, die den Lesern und der Zeitung selbst ganz bestimmt als völlig harmlos erschienen war, gaben dem Feind wichtige Aufschlüsse über deutsche Angriffsabsichten. Einige Tage früher, und die 5. Armee des Generals Gough hätte Zeit gehabt, sich vorzubereiten, Artilleriemassen aufzufahren, die Gräben zu verstärken — — und die Feldgrauen wären gegen einen gerüsteten Feind blutigen Sturm gelaufen — — Wenn es um die eigene Wehrhaftigkeit geht, kann nichts geheim genug bleiben.

Fast um dieselbe Zeit erfährt der französische Nachrichtendienst, daß der zweite Durchbruchs-

spezialist, General von Below, der Sieger von Tolmein, mit der 1. Armee im Raum um Reims eingesetzt ist. Nicht genug. An der deutschen Front ist ein dritter gefürchteter Mann eingetroffen, der Artillerieoberst Bruchmüller, bekannt unter dem Namen „Durchbruchmüller". Dieser Name sagt alles. Überall wo es bisher windig war, ist er aufgetreten, dieser „Durchbruchmüller", dessen Schießtaktik aus den eingesetzten Batterien das Höchste holt. Deutschland muß mit Munition haushalten und die vorhandenen Granaten richtig ins Ziel bringen, in lohnendes Ziel. Dafür ist der „Durchbruchmüller" eingetroffen.

Aber noch ein weiterer Mann wirkt an der deutschen Westfront. Vorläufig weiß der Feind nichts von ihm. Erst am entscheidenden „Tag X" wird sein Wirken offenbar. Dieser Stille heißt Pulkowski und ist Hauptmann. Er ist Erfinder eines neuen Einschießverfahrens. Bisher mußte jede Batterie viele Tage vor dem Angriff in die Feuerstellung fahren. Dort hatte sie sich auf ihre Ziele einzuschießen. Zahlreiche Granaten mußten zu diesem Zweck hinüber in den Feind gejagt werden. Die Drahthindernisse, die feindliche vorderste Linie, die zweite Linie, der dritte Graben, die Maschinengewehrnester, die Unterstandsgruppen, alle wichtigen Punkte wurden nach und nach bestreut. Im vordersten deutschen Graben stand währenddessen ein Artilleriebeobachter, leitete durch Fernsprecher das Feuer seiner Batterie, bis es richtig im vorbezeichneten Ziel lag. Und der-

weil waren sie drüben längst aufmerksam geworden und hatten ohne Überraschung festgestellt: „Aha, eine neue Batterie schießt sich ein." Das war für die Licht- und Schallmeßtruppe ein Alarmsignal. Eine Batterie, die sich einschoß, war geradezu — um es in der Frontsprache zu sagen — ein gefundenes Fressen. Kleinigkeit, die Batteriestellung auszumachen. Nicht lange würde es dauern, dann bekamen sie ihre Antwort, die deutschen Kanoniere, eine Antwort mit weitaus größeren Kalibern und mit einer Munitionsverschwendung, die sich nur die reichen Alliierten leisten konnten.

Seit vielen Monaten, nicht erst seit dem Auftauchen dieser verhaßten Licht- und Schallmeßtrupps, war jedes Einschießen der Batterien das große Sorgenkind des „Durchbruchmüller" und anderer verantwortlicher Männer. Und nun kommt dieser Hauptmann Pulkowski mit seinem neuen Verfahren. Ganz bescheiden und still hat er gearbeitet, mehr Gelehrter als Offizier, und hat eine geradezu erstaunliche Berechnung aufgestellt. Kein Einschießen mehr notwendig. Die Pulkowskische Tabelle enthält für jedes Geschütz und für jede Entfernung die entsprechenden Werte. Allerdings muß von Tag zu Tag der Wettereinfluß mit eingesetzt werden. Auch diese Werte sind vorgesehen. Pulkowski hat mit allem gerechnet, mit der Ausdehnung der Geschützrohre während des Schießens, mit der Temperatur des Pulvers, mit Seitenstrich oder Gegenwind, mit dem Dunst in der Luft, mit Regen oder Schnee,

kurzum mit allem, was irgendwie eintreten kann. Und diese vielen Werte in den einzelnen Kästchen seiner Tabelle ergeben dann, zusammengerechnet, einen Schlüssel, der unbedingt richtig sein wird, ergeben jene Zahlen, die der Richtkanonier wissen muß, um mit seinem Geschütz die höchsten Leistungen und das exakteste Schießen zu vollbringen. Vielen erscheint das Pulkowskische Verfahren fast wie Hexerei, aber es ist weiter nichts als ein mathematisches Meisterstück, wie es nur ein begnadeter Kopf ersinnen und errechnen konnte.

Eine Überraschung sondergleichen ermöglicht dieses Verfahren, denn jetzt wird der Feind nicht mehr feststellen können, auf welcher Front und in welchem Abschnitt es bald losgeht. Man stelle sich vor, bisher hat sich jede größere Aktion tagelang vorher durch das Einschießen vieler neuer Batterien verraten. Auch der britische Vorstoß bei Cambrai wurde mit jenem tagelangen unregelmäßigen Streufeuer eingeleitet, das jeder Frontsoldat genau als Einschießverfahren neuer, soeben in Stellung gegangener Batterien erkannte. Jawohl, auch bei Cambrai wußte man genau, daß der Brite hier in absehbarer Zeit etwas vorhatte, weil er, wie man es ja seit Tagen hörte, sein Artilleriefeuer beträchtlich verstärkte. Aber man wartete auf das einleitende Trommelfeuer, das bisher bei keiner großen Offensive gefehlt hatte. Weil dieses Trommelfeuer ausblieb, das heißt, weil die Panzerwagen sich gleichzeitig mit dem ersten Artillerieschuß und den ersten nieder-

donnernden Salven in Bewegung setzten, konnten die Deutschen damals getäuscht und überrascht werden.

Nein, einen Mann wie Hauptmann Pulkowski haben die Alliierten nicht. Sie ahnen nicht einmal etwas von solchem Verfahren, und deshalb kann unsre Front ruhig bleiben. Diesmal sollen die Angriffsstreifen nicht durch das langanhaltende Einschießen vieler Batterien verraten werden. Nein, jetzt muß das Ungewitter aus Stahl und Flammen und Donnerwirbeln überraschend niederbrechen, wirklich überraschend.

Paris im Frühjahr 1918.

Längst hatte sich der Vorfrühling angesagt. Schon Ende Februar sah man überall frische, zarte Weidenkätzchen, eine erste Bienenweide. Die Tage sind zwar noch kurz, aber schon warm, viel wärmer als in den Vorjahren um dieselbe Zeit. Über der Ile-de-France lacht die Sonne. In Paris ergießt sich die Bevölkerung über die Boulevards oder wandert hinaus zum Bois de Boulogne. Und in diesen ersten Märztagen ist es so wundervoll frühlingsmäßig, daß man auf den Wiesen lagern kann. Alle Bänke in den Anlagen bevölkern sich mit Bonnen, die wie Krankenschwestern aussehen und ihre Schützlinge recht artig beaufsichtigen. Im Straßenbild herrscht die Uniform. Man lebt schein-

bar heiter und sorglos in diesem großen Paris, das ein Stimmungsbarometer für ganz Frankreich, ja für die ganze alliierte Welt ist. Nur nicht zeigen, daß man etwas befürchtet, irgend etwas Großes und Böses, das aus dem nördlichen und nordöstlichen Horizont hervorbrechen könnte — eine für Frankreich verlorene Schlacht. Alles spricht davon, alles erwähnt sie, diese bevorstehende große Schlacht. Man rechnet schon damit, sie ist etwas Unvermeidliches, sie wird bestimmt geschlagen, so sicher wie der Tag der Nacht folgt und der Tag vor der Nacht weicht. Jawohl, einmal muß es sein, einmal wird es in ganz Nordfrankreich oder an einem bestimmten Punkt oder an mehreren Punkten flammen und donnern. Wird der Poilu halten?

Die Deutschen werden zäh angreifen; denn sie spielen ja ihre letzte Karte aus. Paris lebt und gibt sich lebenslustig, und trotzdem, unter dieser Decke von Gleichgültigkeit, ja Großtuerei, brütet die dumpfe Angst. Die Riesenstadt gleicht einem Jungen, der laut pfeift und singt, wenn er durch einen dunklen Gang muß, nur um die eigene Furcht zu übertrumpfen. Jawohl, so ist Paris, im Vorfrühling 1918.

Die Geschäfte stecken noch voller Lebensmittel, aber welche Preise! Eine ungeahnte Teuerung ist über die Hauptstadt hereingebrochen. Medikamente fehlen, Kohlen fehlen. Die Tabakbüros sind fast leer, es gibt kaum noch Streichhölzer. Seit einigen Wochen kennt man auch Menschenschlangen, die um

diese oder jene Lebens- oder Genußmittel anstehen. Bisher haben die französischen Zeitungen ja stets gehöhnt und mit Genugtuung festgestellt:

„Anstehen vor den Geschäften, nein, das gibt es nur in Deutschland." Immer wieder haben Boulevardblätter ihren Lesern die Menschenansammlungen vor den Kaufläden im Bild gezeigt mit den hämischen Bemerkungen: „Seht, so schlimm ist es drüben, das sind die Auswirkungen unserer Blockade. Menschen, die so hungern müssen, können nicht mehr lange Krieg führen, deshalb zeichnet fleißig Kriegsanleihe, und bald wird der Krieg für Frankreich und seine Alliierten entschieden sein." So haben sie geschrieben, oft genug, und nun stehen die wartenden Menschenschlangen auch bei ihnen, und über diesen Punkt ist es plötzlich in den Zeitungen ganz still geworden.

Butter gibt es nur noch unter der Hand, zum Preise von 13 Franken je Kilo. Der Franken gilt um diese Zeit noch etwa 80 Goldpfennige. Nur Reiche können sich den Luxus der Butter erlauben. Man hat drei Tage in der Woche ohne Fleisch und Wurstwaren eingeführt. Es klingt, gemessen am deutschen Elend und am deutschen Hunger jener Zeit, vielleicht etwas gesucht und vermessen, wenn hier behauptet wird, daß diese drei fleischlosen Tage in der Woche schon ein Zeichen von Not sind, und doch ist es so: Der Pariser war es bisher nicht gewohnt, auf irgend etwas zu verzichten. Und mit seinen 30 Kilo Kohle je Familie und Woche kann er wirklich auch nicht viel anfangen. Die Heizungen stehen

meist kalt. Auf jede Kohlenkarte gibt es gleichfalls nur 30 Kilo Anthrazit je Woche für den Zentralheizungsofen. Ein großes Mietshaus, das zum Beispiel zehn Parteien beherbergt, erhält demnach für seine Zentralheizungen nur 6 Zentner Kohle in der Woche. Daß solche Menge geradezu lächerlich gering ist, wird man ohne weiteres verstehen. Dabei kostet ein Zentner 8,25 Frc., während er im Jahre 1913 frei Haus für 1,60 Frc. zu haben war. Ein Kubikmeter Gas muß mit 40 Centimes bezahlt werden.

Auch in Paris sieht man überall Frauen in Stellungen, die bisher nur Männer innehatten. Die Frau ist das arbeitende Element der Riesenstadt geworden. Die Männer in Paris sind Urlauber, vielfach Offiziere der zahlreichen alliierten und assoziierten Mächte, junge, schneidige, unternehmungslustige Männer, die ihre Ausspannung in Leben und Freude suchen und sich fest vorgenommen haben, noch vor der großen Schlacht ihren Tag zu genießen. Ihnen liegt der Ernst der Stunde fern, wenigstens hier in Paris. Und ihre glanzvollen Uniformen bringen, in diesen warmen Vorfrühlingstagen, eine Note von Lebenslust und Heiterkeit in das Paris der kriegerischen Zeitläufte.

Währenddessen aber fahren Frauen als Schaffnerinnen auf der Straßenbahn. Man sieht sie auch unten im „Metro" als Schaffnerinnen der weltbekannten Untergrundbahn, man trifft sie in der

Industrie, man trifft sie überall. Sie verdienen viel Geld, die Frauen, und sie geben es leicht aus, setzen die papierenen Löhne rasch um, besonders in Schmuck und Kleidern. Ihre Männer sind weit und können keine Vorschriften machen. Sie genießen die Freiheit ihrer kärglichen Mußestunden in vollen Zügen. Wer will es ihnen wehren? Endlich einmal können sie ungehemmt und ohne die Nörgeleien eines Ehemannes oder Bräutigams Geld ausgeben, ihr eigenes Geld, dessen Verwendung nur ihnen allein zusteht. Und, man darf es glauben, sie geben es mit vollen Händen aus.

Die Mode der kurzen Röcke taucht plötzlich auf, wird natürlich, wie immer in Paris, stark übertrieben. Bis zum Knie läßt man das bisher unterm langen Rock verborgene Bein sehen. Diese Mode wurde aus der Notwendigkeit geboren, bei der Arbeit in der Industrie kurze Röcke zu tragen. Alles beeinflußt der Krieg, allem drückt er seinen Stempel auf, und die Pariserin macht daraus gleich noch eine neue Mode.

Die Straßen der Lichtstadt Paris bleiben ständig abgeblendet. Das früher so sprichwörtliche Lichtermeer könnte ja den nahenden deutschen Bombengeschwadern den Weg weisen. Nur noch die notwendigsten Straßenlampen brennen matt hinter blauem Glas. Alle Fenster zur Straße hin sind abgedunkelt. Die Schaufenster werden nicht mehr beleuchtet. Nur noch tagsüber sieht man ihren Glanz. Der Krieg macht aus der strahlenden Lichtstadt

abends, nach Sonnenuntergang, eine tote Stadt, deren Leben allein in den zahlreichen Lokalen hinter gut abgedichteten Fenstern pulst. Aber es will keine richtige Fröhlichkeit aufkommen; unwillkürlich schweifen immer die Gespräche ab und gelangen auf das Gebiet des Krieges. Das Herz ist voll von diesen Dingen und von den düsteren Erwartungen, was morgen sein wird. Man verliert sich in Vermutungen. Ja, wo wird die große deutsche Schlacht losbrechen, wo wird es sein, wo?

Dieses Warten ist zermürbend, nervenaufreibend, entsetzlich. Auf Befehl der Regierung machen die Zeitungen in Stimmung, versuchen, die Deutschen durch kleine Histörchen lächerlich zu machen. Man will das Volk ablenken und unterhalten, und jeder Leser merkt die Absicht. Bald werden die Zeitungen nicht mehr ernst genommen. Die große Angst läßt sich nicht so einfach beruhigen und ersticken. Sie ist da, diese Angst vor dem Morgen, sie zehrt an der Kraft der Riesenstadt Paris und des ganzen französischen Volkes. Und jeden Morgen, beim Griff nach der Zeitung, atmet man wieder etwas freier auf, weil es heute noch nicht ist und Frankreich noch ein Tag ohne Großkampf geschenkt wurde. Wieder ein Tag mehr für die Alliierten. Und an diesem Tag werden — das haben die Zeitungen genau ausgerechnet — so und so viele tausend Tonnen Munition eintreffen, so und so viele tausend Soldaten aus Amerika, so und so viele tausend Neger aus den Kolonien, so und so viele tausend Schanzarbeiter aus China.

Jeder Tag ist ein Geschenk für Frankreich, jeder Tag arbeitet für die Alliierten.

In den besseren Bürgerwohnungen aber stehen die guten Möbel unter leinenen Schutzhüllen, stehen auch die Reisekoffer fix und fertig gepackt. Kostbare Bilder, Schmuck und Wertgegenstände lagern längst bei Verwandten oder guten Bekannten irgendwo in Südfrankreich. Paris ist ganz und gar auf Krieg eingestellt.

In London denkt man nüchterner über diese Dinge. Man ist dort weiter vom Kriegsschauplatz entfernt. Den unmittelbaren Zugriff des harten Krieges spürte man nur in jenen Fällen, da deutsche Zeppeline die Riesenstadt mit Bomben belegten. Nach und nach scheint sich auch die Lebensmittelzufuhr wieder sicherer zu gestalten. Die täglichen Specksendungen aus Dänemark, die Schiffsladungen mit Eiern aus Holland treffen wieder pünktlicher ein als noch vor einem halben Jahr. London könnte eigentlich wieder aufatmen, wäre nicht dieser ermüdende Druck der Ungewißheit. Auch hier versuchen die Zeitungen mit oft übler Stimmungsmache über die zermürbenden Tage hinwegzutäuschen. Aber der bevorstehende deutsche Angriff hängt wie ein drohendes Schwert über allen Häuptern. Wann wird es niederfallen, das Schwert, wo wird es niederfallen, wen wird es zuerst treffen — —?

In den Schützengräben, bei den Poilus und den Tommies, herrscht eine einzigartige Stimmung.

Galgenhumor nennt man sie. Gewiß, es wird gescherzt, aber nur um die blasse Sorge zu verdecken. Man macht sich Gedanken, man überlegt und wälzt alle Möglichkeiten, die den Deutschen zur Verfügung stehen. Man rechnet aus, wo man selbst durchbrechen würde, wenn man drüben säße, an der Stelle von Hindenburg und Ludendorff. Ja, so würde man es machen, und so und so. In Gedanken und Wünschen versucht man, die Front der kommenden Schlacht fernzuhalten. Man wünscht sich das Gefecht irgendwo in eine andere Gegend. Man bebt um den eigenen Frontabschnitt, man erhofft für ihn Ruhe und Sicherheit.

„Wenn Ludendorff schlau ist, packt er in den Vogesen an," denken die Leute an der Somme. Und jene in Flandern hoffen: „Diesmal wird's bei uns ruhig bleiben, denn Fritz wird sich endlich sein Verdun holen wollen." So überlegen und reden sie, glauben aber selbst nicht fest an das, was sie sagen. Und um sich Mut und Trost zuzusprechen, erklären sie zum Schluß der Unterhaltung: „Na, laßt sie nur kommen, wir stehen gerüstet." Damit wiederholen sie nur das tägliche Stoßgebet aller Zeitungen. Alle sagen's und merken nicht mehr, daß sie keine eigene Meinung aussprechen, sondern nur das, was die Regierung hören will.

Ach wäre es doch endlich so weit! Kann denn dies furchtbare Hangen und Bangen nicht abgekürzt werden! Wann werden die Deutschen mit dem Einschießen ihrer Batterien beginnen und mit dem nach-

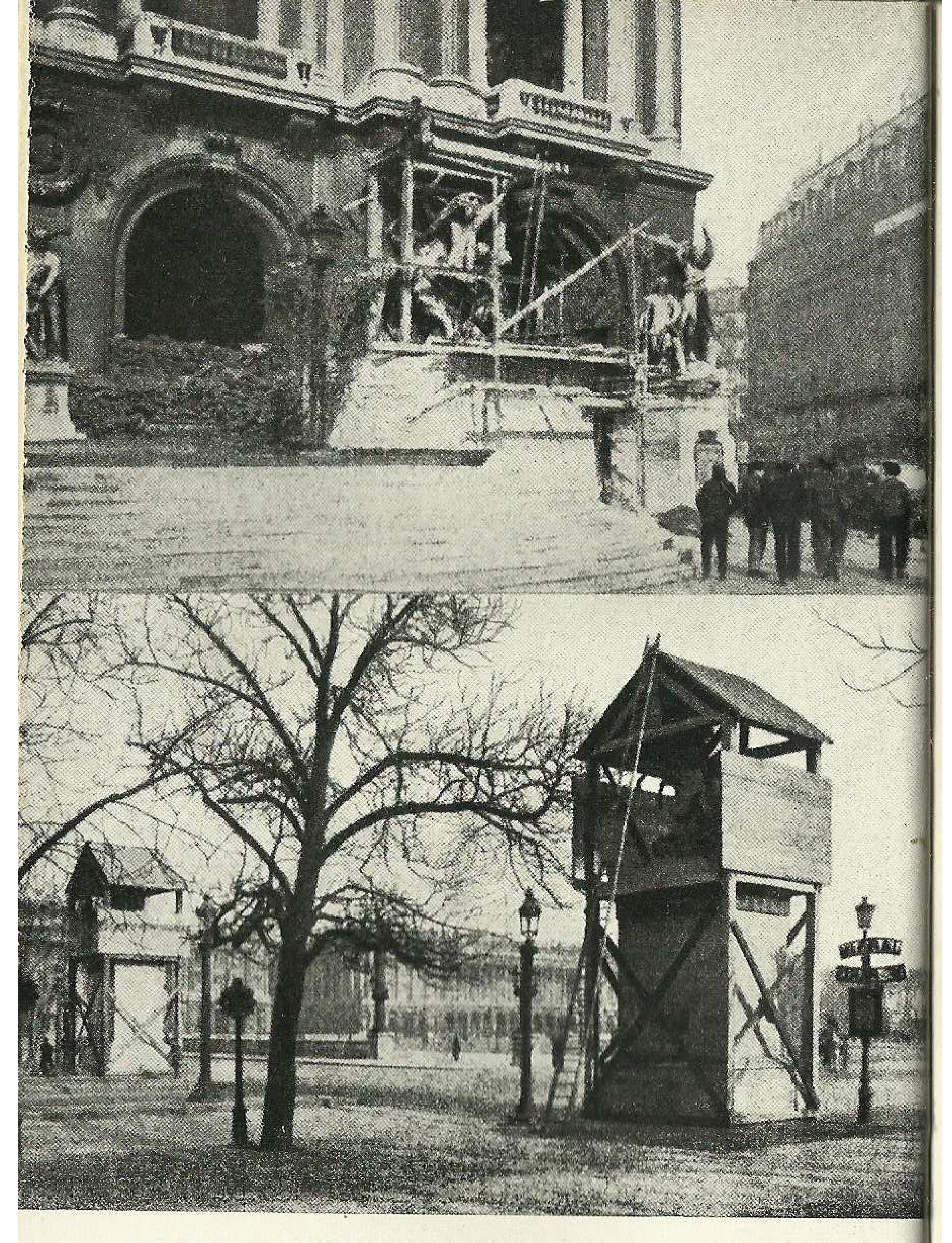
folgenden Trommelfeuer! Man muß doch endlich wissen, woran man ist. Seit Wochen schon werden die Angriffsdivisionen wie Schachbrettfiguren hin- und hergeschoben, von Flandern bis zu den Vogesen, und von den Vogesen bis hinauf nach Flandern. Es ist eine Schande, daß man keine, aber auch gar keine Anhaltspunkte finden kann. Die Deutschen verraten nichts, aber auch gar nichts. Gefangene wissen nur, daß es bald losgehen wird, aber wann und wie und wo, nein, auch sie wissen es nicht. Und so tappt man im Dunkeln, man verzweifelt bald, und wenn es noch lange dauert, dann sind die Nerven völlig fertig, und der Tag der Entscheidung wird eine Armee treffen, die schon erschüttert ist, bevor die erste deutsche Granate das Geschützrohr verlassen hat.

Und auf deutscher Seite, wie sieht's denn dort aus?

Die Truppe hat nicht allzusehr unter dem Winter gelitten. Diesmal hat's das Wetter gnädig gemacht. Langsam bessert sich auch wieder die Verpflegung. Es gibt mehr Fett und nicht immer nur die ausgedörrten Klippfische, mit denen man nichts anfangen kann und die beim bloßen Anblick schon Ekel erregen. Die Bekleidung ist gleichfalls besser geworden. Eine Zeitlang, gegen Ende 1917, hat es fast nur schlechteste Ersatzstoffe gegeben, Uniformröcke und Hosen, die wie Zunder auseinanderfielen, Stiefel, die nach zehn Kilometer Marsch durch den flandrischen Schlamm schon in Fetzen an den Beinen hingen, mit aufgeweichten Sohlen und geplatzten Nähten. Nun ist



Am 27. März 1918 nach dem Kriegsrat in Doullens und während Frankreich in größter Gefahr schwebt, spricht Clemenceau zu General Pétain: „Die Deutschen werden sich totsiegen und die letzte Viertelstunde des Krieges gehört uns!"



Deutsche Granaten aus 128 Kilometer Entfernung! Paris geht in volle Deckung (oben). An der Front des Opernhauses wurden wertvolle Statuen unter Sandsäcken verborgen (unten), Denkmäler hinter Bretter- und Sandsackschutz.

alles wieder besser, man hat eingesehen, daß es so nicht weiterging. Vielleicht hat man auch den Heimkriegern, den Schwerverdienern und den Schiebern, allen diesen rücksichtslosen Großverdienern und Heereslieferanten auf die Finger geschaut, vielleicht hat sich auch das „Wumba" (Waffen- und Munitions-Beschaffungsamt) auf seine Aufgabe besonnen; mag es sein, wie es will, die Versorgung der Truppe hat sich jedenfalls beträchtlich gebessert.

Die Frontsoldaten nehmen alles hin, fast wie ein Weihnachtsgeschenk, so wenig verwöhnt sind sie. Sie wird vielleicht nur kurze Zeit dauern, diese Besserung der Verpflegung und der Bekleidung, jedenfalls, sie ist da und für den gesunden Sinn des Kämpfers ist sie ein untrügliches Zeichen von bevorstehenden großen Dingen. Es hat jedesmal heiße Tage gegeben, sehr bald nach dem Empfang der doppelten Fettportionen. Deutschland ist so arm geworden durch die Blockade, so ausgehungert und so mittellos, daß es seine besten Söhne nicht mehr satt machen kann, jene, die für die Sicherheit der Grenzen mit jeder Sekunde ihr Leben aufs Spiel setzen. Ach wie gern würde die Oberste Heeresleitung jedem Musketier täglich einmal oder auch dreimal ein gehäuftes Kochgeschirr voll Essen hinsetzen, bis er satt wäre und mit der Erklärung käme: „Laßt sein, es ist zuviel, es genügt, wenn wir täglich einmal warm haben, wir sind durchgefüttert." Aber nein, zum Sattessen ist nicht mehr genug da, die Lebensmittel langen nur noch, um die Kräfte aufzusparen bis zum

letzten großen Kampf. Dann, ja dann wird alles gut sein, so hofft der deutsche Soldat. Hinter der französischen und britischen Front wird er auf reiche Lebensmittellager stoßen. Man hat es ja gesehen am 30. November und am 1. Dezember 1917 bei Cambrai.

Die Erzählung vom märchenhaften Reichtum bei uns schon unbekannt gewordener Leckerbissen, die man drüben nur so aufzulesen hatte in Hunderttausenden von Konservenbüchsen, geistert, wie ein unbegreifliches Märchen, von Unterstand zu Unterstand und stachelt den Hunger dieser Männer auf. Sie müssen derweil von kargen dünnen Eintopfgerichten und schmalen Fettstullen leben. Ja, hinter der feindlichen Front wird man alles haben, alles!

Inzwischen aber wartet man, hüben und drüben. Und für die Alliierten ist dies Warten zur Qual geworden. Beim feldgrauen Heer aber wächst machtvoll der Wille zum Vorwärts. Wann wird es losgehen, wann und wo? Wann ...? Wo ...?

Die eherne Front marschiert zum Angriff.

Seit dem 27. Januar 1918 liegen die deutschen Angriffsdivisionen zur notwendigen Ausbildung in der Etappe. Es sind vorerst nur 56 Divisionen, aber weitere sollen bald folgen. Während diese Truppen hinten, weitab von der Front ausgebildet werden, entwickelt sich ein lebhafter Schriftverkehr

zwischen dem Großen Hauptquartier und den höheren Stäben. Immer wieder werden zahlreiche Vorschläge unterbreitet, dann verworfen, dann wieder neu ausgearbeitet. Man will auf jeden Fall sicher gehen. Diese Karte, die jetzt ausgespielt werden soll, ist ja die letzte. Sieg oder Tod steht am Ende dieser Vorbereitungen. Der beabsichtigte Angriff wird in mehrere Phasen zerteilt. Die Tagung zu Mons, am 11. 11. 17, ist eigentlich immer noch nicht beendet. So entstehen nach und nach die deutlich umrissenen Pläne für die Unternehmen „St. Michael", „Mars", „Erzengel" und „St. Georg".

Am 4. März aber hört alles Tasten auf. Der einzige deutliche und richtige Plan der Obersten Heeresleitung ist da, fest umrissen, ein Ausdruck eisernen Willens. Sein Wortlaut ist kurz, soldatisch, und bedeutet in seiner schlichten Eindringlichkeit ein unbeugsames Bekenntnis zum Siege. Er lautet:

„1. St. Michael findet planmäßig statt.

2. Die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Deutscher Kronprinz führen zu gleicher Stunde einen lebhaften Artilleriekampf auf den St. Georg- und Erzengel-Fronten.

3. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz setzt ihre Täuschungsversuche bei der 7., 1. und 3. Armee bis zum 24. März bei erhöhter Artillerietätigkeit fort.

4. Heeresgruppe Gallwitz läßt den Angriff auf Verdun erst am 22. März abflauen und hält von diesem Tage an abends schwere deutsche Artillerie an der Bahn zum Abtransport bereit.

5. Heeresgruppe Herzog Albrecht vereinigt, je nach der Transportlage, möglichst starke Artillerie im Raume von Straßburg auf der lothringischen Front zum Artilleriekampf vom 20. bis 24. März."

Das Unternehmen St. Georg soll nur einsetzen, wenn St. Michael nicht durchdringt. Es handelt sich hierbei um größere Angriffe auf allen Fronten der verschiedenen Heeresgruppen.

Durch Befehl vom 24. Januar hat man den 20. März als Angriffstag für das Unternehmen St. Michael in Aussicht genommen. Am 1. März wird dann noch die Uhrzeit festgelegt. Die Infanterie soll um 8.54 Uhr ihre Gräben verlassen. Der obengenannte Befehl vom 4. März bestimmt aber den Angriff für den 21. März, den Tag des Frühlingsanfangs. Gleichzeitig wird der Infanteriesturm auf 9.30 Uhr verlegt. Nun werden auch die Einzelheiten bekannt. Es soll ein überraschender Angriff sein, die Krönung der großen, in aller Heimlichkeit geleisteten Vorarbeit. Also weg mit dem tagelangen, die Absicht verratenden Artilleriefeuer! Nur wenige Stunden darf die Beschießung dauern. Und da, am 10. März, schon wieder ein neuer, streng geheimer Befehl:

„S. M. der Kaiser befehlen: Der Michael-Angriff findet am 21. März statt. Einbruch in die erste feindliche Linie 9.40 Uhr vormittags."

Es folgt noch ein längerer Nachsatz mit Anweisungen für jede einzelne deutsche Armee. Ferner wird befohlen: „Der Angriff wird unter allen

Umständen durchgeführt, selbst bei Nebel oder bei starkem Regen."

Man weiß bei der Deutschen Obersten Heeresleitung, daß sehr starke feindliche Kräfte enggedrängt bei Ypern, Arras und Cambrai, am Damen-Weg und ostwärts davon bis in die Gegend von Verdun stehen. Man hat festgestellt, daß die Ruhequartiere hinter diesem Frontabschnitt bis zum Bersten mit Truppen aller Gattungen gefüllt sind. Man weiß genau, durch die Arbeit der Jagd-Kommandos, die überall Gefangene einbrachten, daß Frankreich und England an diesen klassischen Brennpunkten des Kampfes den großen deutschen Vorstoß erwarten. Man weiß aber auch, daß beiderseits von St. Quentin der Feind verhältnismäßig schwach ist. Und gerade dort, jawohl dort will das Unternehmen Michael seinen Hauptschlag führen. Dort will es die englische und französische Armee trennen und aus den Angeln heben.

Währenddessen arbeitet der Nachrichtendienst der Alliierten und versucht, etwas Genaues und Endgültiges über unsere Absichten zu erfahren. Die Vorbereitungen zur Schein-Offensive im Raume der Heeresgruppe Herzog Albrecht sind ihm keineswegs entgangen. So schiebt sich drüben die Vermutung eines deutschen Angriffs vom Sundgau her auf das Loch von Belfort sehr rasch in den Vordergrund. Man spricht von einem recht frühen Beginn dieses Kampfes, spätestens Mitte März. Gleichzeitig aber behaupten die Briten:

„Nein, bei uns wird der Hauptstoß der Deutschen kommen, und zwar in Flandern; denn Deutschland will seine Unterseeboot-Basis in Zeebrügge erweitern und entlasten und gleichzeitig die ganze Kanalküste des Festlandes in seine Hand bekommen. Noch vor Mitte März wird bei uns der Schlag fallen, das ist sicher."

Diese Meinung des alliierten Nachrichtendienstes bleibt der deutschen Obersten Heeresleitung keineswegs verborgen. Ja, die getroffenen Vorsichtsmaßnahmen und Ablenkungsmanöver haben also ihren Zweck und Sinn erfüllt. Und nun kann planmäßig im Rahmen von „Michael" gearbeitet werden. Seit dem 8. März ist ja das Große Hauptquartier nach Spa umgezogen. Aber auch diese Stadt liegt noch zu weit von der Kampfstätte entfernt, und so begeben sich der Feldmarschall und General Ludendorff mit ihrer gesamten Operationsabteilung zwei Tage vor dem Beginn der Schlacht nach Avesnes. Sie wollen unter allen Umständen nahe bei der feindlichen Front sein, die nun durchbrochen werden muß.

Inzwischen wird der siebzig Kilometer breite Angriffsraum aufgefüllt. Zuerst kommt die Munition. Bekannt sind längst die Batterie- und Minenwerferstellungen. Noch sind die Geschütze nicht da, aber die Munition wird in ununterbrochener Dauerarbeit nächtens herangetragen. Es häufen sich die Stapel. Nicht weniger als neun Millionen Schuß aller Kaliber werden vorgebracht. Eine gewaltige Masse!

Dann herrscht Nacht für Nacht ein ungewohntes Treiben auf allen Verladebahnhöfen hinter der Angriffsfront. Im Schutze der Dunkelheit werden je Kalendertag 25000 Tonnen an Material, Futtermitteln und Lebensmitteln ausgeladen, auf die Kolonnen verteilt und nach vorne gefahren, um dort, noch vor Tagesanbruch, sicher gestapelt und gegen Fliegersicht gedeckt zu werden. Eine ganze Landschaft füllt sich auf mit Munition, mit Brückenteilen, mit Faschinen, mit jeglichem Kriegsgerät. Und trotzdem sehen die feindlichen Flieger nichts, aber auch gar nichts; beim ersten Licht eines neuen Tages ist alles von der Straße verschwunden, alles weg. Es ist fast wie Zauberei.

Fünfundzwanzigtausend Tonnen an Material Nacht für Nacht, und kein Geräusch, kein Licht, keine Nachricht durchdringt den Frontgürtel. Auf den weiten, schnurgeraden Napoleon-Straßen bewegen sich tagsüber nur einige ganz unauffällige Männer, Urlauber oder Leute aus der Etappe. Das gewohnte Bild, nichts, was an eine bevorstehende Offensive erinnert. Mit hartnäckiger Verbissenheit suchen die französischen Flieger, gleiten ganz tief herab, photographieren jeden Feldweg, jedes Dorf, jede Landstraße. Sie knipsen und knipsen. Und wenn sie dann einige Stunden später vor der ungeheuer vergrößerten Projektion ihrer Platten stehen, finden sie nichts, aber auch gar nichts Auffälliges. Fronten, an denen es bald losgehen muß, ja solche Fronten sehen anders aus in ihrem Hinterland. Da wird

geschanzt, da werden Brücken erweitert, da werden Übergänge verstärkt, da sieht man rechts und links, an Straßen und Wegen, große Mengen Munition, da ahnt man, unter Bäumen und Parkanlagen, in der Nähe alter Schlösser, ungezählte Fahrzeuge.

Die geübten Augen der Fliegeroffiziere suchen und suchen und gleiten über diese vergrößerten Diapositive hinweg und finden nichts, aber auch gar nichts. Nein, so gut könnten die Deutschen ihre Angriffsabsichten doch nicht verschleiern, finden sie. Es ist wirklich nichts zu erkennen. Und überhaupt, wo bleiben die Schanzarbeiten in den Batteriestellungen? Wer eine Offensive vorbereitet, der gräbt zuerst einmal seine Geschütze ein. Doch, die französischen Fliegeraufnahmen, die unbestechlichen und glasklaren deutlichen Platten, lassen keinen Spatenstich, nicht die kleinste Veränderung hinter der deutschen Front erkennen. Nichts wird offenbar, nichts.

Kein Wunder, denn es ist den Feldgrauen strengstens untersagt, auch nur die geringste Schanzarbeit vorzunehmen. Munition und Lebensmittel werden in Häusern und Scheunen gestapelt, also unsichtbar für den Feind, und was die Batterien anbetrifft — — nun, die sind noch lange nicht da. Dort, wo sie stehen werden, rammt man, wenn gerade kein Flieger in der Nähe ist und diese Arbeit beobachtet, ganz kleine, kaum handgroße Täfelchen in den Boden. Und diese Täfelchen zeigen weiter nichts als eine Nummer, die Nummer eines Artillerieregimentes, einer Batterie und eines Geschützes.

Ein Plan dieser Stellen, an denen man die kleinen Täfelchen in den Boden steckte, geht wenige Stunden später vom Generalkommando an das entsprechende Artillerieregiment, gelangt von dort an die Abteilungen und Batterien.

Weitab, vorläufig noch tief in der Etappe, liegt das Artillerieregiment in Ruhe, weiß aber schon, wo es hinzumarschieren hat und wo seine Geschütze stehen werden. Der Stab des Artillerieobersten Bruchmüller leistet ganze und gewissenhafte Arbeit. Kein Flieger kann diese Täfelchen erkennen, überhaupt, es ist nichts verändert im Gelände; es mögen die Fesselballone noch so glotzen, alles ist und bleibt, wie es bisher war.

Die Tage sind still, und das Leben in und hinter der deutschen Front wickelt sich in gewohnten Bahnen ab. Es wird nicht mehr und nicht weniger geschossen als sonst. Jede deutsche Batterie ist seit Wochen und Monaten vom feindlichen Schallmeßtrupp erkannt. Und so sehr man drüben auch aufpaßt, es melden sich tatsächlich keine neuen Batterien hinzu. Hin und wieder wechselt eine Batterie, die besonders schwer beschossen wird, ihre Stellung, ein natürlicher, taktischer Vorgang, aber es ist und bleibt die alte Batterie. Von der Arbeit der 36000 deutschen Eisenbahner hinter der Front, von dieser Riesenarbeit, die Nacht für Nacht auf unzähligen Rampen geleistet wird, von der opfermütigen Einsatzbereitschaft der Kolonnen, die ihr Letztes hergeben, Mann und Pferd, um während der immer kürzer werdenden

Nachtstunden die stetig wachsende Arbeit zu bewältigen, weiß der Feind nichts.

Für jeden Divisionsabschnitt sind 30 Feldbatterien und 21 schwere Batterien vorgesehen, zur Verstärkung der dort bereits stehenden Artillerie. Die Munition für diese Rohre muß hingefahren werden, und zwar ausreichend für mehrere Tage. Dann die schweren Minen. Das Stapeln dieser zentnerschweren Geschosse erfordert ganz besondere Sorgfalt. Nichts, kein Geräusch, darf in stillen Nächten mit dem Wind über die deutschen Linien hinweg bis zum Feind dringen. Drüben liegen die Horchposten mit geschärften Sinnen auf der Lauer und lauschen auf jedes verdächtige Geräusch in der deutschen Front. Sie mögen noch so lauschen und horchen, nichts werden sie hören, nichts.

Gerade das Heranschaffen der Minenwerfermunition hat der Obersten Heeresleitung große Sorgen bereitet. Es muß alles ziemlich nahe an die vorderste Linie herangeschafft werden, weil die Reichweite der Minenwerfer bekanntlich nur gering ist. Straßen und Wege dicht hinter der vordersten Linie sind tief ausgefahren und bestehen meist nur noch aus Granattrichtern verschiedener Tiefe, gefüllt mit Regenwasser. Jawohl, mit Regenwasser; die letzten Februartage haben stellenweise wahres Unwetter gebracht, und die Märzsonne ist noch nicht warm genug, um all diese Feuchtigkeit wieder aufzusaugen. Hier müssen die Kolonnen ihr ganzes Können zeigen. Alles spielt sich lautlos ab. Pferde,

die im Schlamm versinken, werden mit vereinten Kräften, ohne Geschrei, nur mit freundlichen Kläpsen oder mit leisem Schnalzen der Zunge wieder hochgetrieben. Wo es nicht mehr weitergeht, da stemmt sich die Infanterie in die Speichen, und sogar das anfeuernde Hoh — — ruck wird im Flüsterton befohlen.

Als der Morgen des 15. März graut, liegen die befohlenen 9 Millionen Granaten und Minen an ihren vorgemerkten Plätzen, gedeckt gegen Sicht von vorne und von oben. Eine Riesenarbeit ist geleistet worden, in aller Heimlichkeit und Stille, die Vorbedingung zum Sieg.

Inzwischen hat aber auch schon der Vormarsch der Artillerieregimenter und Minenwerferabteilungen begonnen. In kleinen, unauffälligen Nachtmärschen schiebt sich alles nach vorne. Tagsüber ist nichts, aber auch gar nichts zu sehen. In den Etappendörfern bewegt sich der Straßenverkehr in vollkommen normalen Bahnen, weil die Angriffsregimenter tagsüber schlafen. Nachmittags, sobald die feindlichen Luftaufklärer wieder besonders lebhaft werden, zieht sich alles, was vor den Quartieren in der Märzsonne sitzt oder mit dem Füttern und Tränken der Pferde beschäftigt ist, beim ersten Fliegeralarm in volle Deckung zurück.

Eine ganze Woche lang dauert der Vormarsch der Geschütze und Minenwerfer. Auf allen Straßen, die nach Westen und nach Süden führen, rollen die

schweren Räder und zermahlen den Schotter zu Staub und Schlamm. Schlepper mit mannshohen Rädern fauchen und knattern vorüber, ziehen schwerste Geschütze hinter sich her. Gleich urweltlichen Ungetümen rollen diese Mörser und Langrohrgeschütze vorbei und winden sich mit Vorsicht durch die engen Straßen und Gassen der französischen Dörfer. Es geht Stunde um Stunde durch die schwarzdunkle Nacht. Geraucht darf nicht werden, weil hin und wieder einzelne feindliche Flugzeuge ganz tief herabstoßen, um wenigstens etwas im Gelände zu erkennen. Sie kommen daher mit abgedrosselten Motoren. Sie fliegen die Hauptstraßen entlang, die feindlichen Geschwader, und lassen Magnesiumleuchtraketen an Fallschirmen zur Erde schweben. Manchmal sausen auch Kettenbomben herab, aber mit geringer Wirkung, weil die Dunkelheit ein richtiges Zielen nicht zuläßt. Und endlich ist es soweit. Die Batterien treffen vorne ein.

Vom 16. bis 19. März füllen sich die Batteriestellungen schubweise. Jede Batterie hat einen Offizier oder tüchtigen Wachtmeister vorausgeschickt. Der steht nur da, weist nun die einzelnen ankommenden Geschütze ein, zeigt ihnen die bereits vor einigen Tagen eingesetzten Täfelchen. Jedes Geschütz wird über das Täfelchen gefahren. Zunächst gilt es, alles zu verdecken. Das mitgebrachte Drahtgeflecht wird über das Geschütz gezogen. Dann schneidet man aus der Umgebung Gestrüpp oder sonstige vorkommende Pflanzen und legt sie auf das Geflecht. Die zahl-

reichen Hecken, die man in Frankreich bei jedem Dorf und an jedem Hohlweg findet, liefern ein willkommenes und gutes Tarnungsmaterial. Obendrein hat ja jedes Geschütz große Haufen Reisig aus der Etappe mitgebracht, um sich im Notfall darunter zu tarnen, falls es mal in einer völlig öden Gegend stehen sollte.

Die feindlichen Flieger merken immer noch nichts, weil die Tarnung so gut und so dem Gelände angepaßt ist wie noch nie. Sie suchen immer nur nach frischaufgeworfener Erde, diese feindlichen Späher aus der Luft, und finden keine hellen Lehmspuren. Es ist ein Glück, daß die Büsche und Hecken noch nicht grünen; denn abgeschnittenes Gestrüpp mit Blättern wird schnell welk und hebt sich dann in der Farbe sehr scharf von der Umgebung ab. Jetzt aber, im März, sind die toten und die noch lebenden Hecken gleichmäßig dunkel, und es zeigt sich überhaupt nichts, was man auffällig finden könnte. Deutsche Beobachtungsflieger steigen auf, achten streng auf die gute und gleichmäßige Durchführung der Tarnung. Was dem Gelände nicht angepaßt erscheint, wird photographiert und dann mit Hilfe der Lichtbilder verbessert.

Tagsüber bleiben die Artillerie- und Minenwerfer-Leute irgendwo in Deckung liegen. Erst beim Anbruch der Dämmerung erheben sie sich und stellen die Lage ihrer schon vorher herangetragenen Munitionshaufen fest. Am 18. März verändert sich die Witterung. Dem freundlichen Vorfrühlingswetter folgt Regen und immer wieder Regen. Ein Glück,

daß die Masse der Geschütze schon steht. Für die Mannschaft bedeutet dieser Witterungsumschwung eine erhöhte Anstrengung. Feuer darf nicht gemacht werden und warmes Essen gibt es nur während der Nacht. Die Stimmung bleibt trotzdem ausgezeichnet. Man ergeht sich in Vermutungen über den Beginn des Angriffs, aber keiner weiß etwas. Jedenfalls, Stoff zu beliebten Latrinenparolen ist reichlich vorhanden. Man darf schon allerlei vermuten. Der Urlaub ist gesperrt, und nun soll auch noch Postsperre einsetzen, ein untrügliches Zeichen, daß die „dicke Sache" bald steigt. Alte „Frontknochen" riechen so was.

In der Nacht vom 19. auf den 20. März bringen die Feldküchen für jeden Mann zwei eiserne Portionen, ferner noch eine Feldflasche voll Kaffee, zwei Kerzen und eine Gasmasken-Ersatzpatrone. Die Feldflaschen dürfen, so heißt es, vorerst nicht geöffnet werden, denn der beabsichtigte Vormarsch wird vermutlich über Gegenden führen, in denen es keine Brunnen gibt.

Während Artillerie und Minenwerfer schon in Stellung sind oder sich diesen Stellungen nähern, setzt sich auf der Linie von Tournai nach Rethel, das heißt in dem Raume der belgischen Grenze, die deutsche Angriffsinfanterie in Bewegung. In 75 Kilometer Breite marschieren 64 Divisionen zur Front, die erst noch ganz nebelweit am südlichen und südwestlichen Horizont liegt. Zwischen Croisilles

rechts und La Fère links werden die 64 Divisionen einschwärmen.

Still und stumm marschieren die 64 Divisionen. Ihr Schritt erfüllt die nächtlichen Landstraßen Frankreichs, und die Zivilisten in den Dörfern horchen angsterfüllt in ihren Häusern. Sie wissen, daß draußen Deutschland zum Endkampf marschiert. Aber wohin, ja wohin?

Diese Fragen wälzen die Zivilisten vergebens. Sie werden nichts erfahren, vorläufig wenigstens nicht. Beim ersten Büchsenlicht des jungen Tages sind die marschierenden Kolonnen von Straßen und Feldwegen verschwunden und haben irgendwo volle Deckung genommen, in Dörfern, in Waldstücken oder in jenen Höhlen, die es in Nordfrankreich stellenweise noch gibt. Und die Zivilisten fragen sich, ob es Wirklichkeit war oder nur ein Traum, dies Vorbeiziehen der Truppe durch die schweigende Nacht.

Und wenn schon am frühen Morgen todmüde deutsche Soldaten nach vielstündigem Marsch in irgendein französisches Dorf kommen und dort Quartier beziehen, kann kein Zivilist von ihnen etwas erfahren; alle diese Truppenteile sind unkenntlich gemacht, die Achselklappen der Soldaten gerollt und zugenäht. Selbst auf den Achselstücken der Offiziere sind die Nummern verdeckt, die Regimentsbezeichnungen auf den Gefechtsfahrzeugen übermalt oder überklebt. Keiner der Soldaten weiß, durch welche Dörfer er im Laufe der Nacht marschierte und wohin er marschieren wird. Nicht einmal die Offiziere

wissen es. Nur die höheren Stäbe vom Generalkommando aufwärts könnten es sagen. Sie sitzen seit dem frühen Morgen über den Karten und empfangen die Meldungen. Sie wissen, daß die Division X nun ihre vorbezeichnete Linie erreicht hat und in diesem und jenem Dorf für den Tag getarnt untergekommen ist, sie wissen, daß die Division Y genau zehn Wegstunden weiter zurückliegt, und daß dahinter die Division Z folgt. Alles läuft programmäßig ab, und sofort schreibt das Generalkommando die Befehle für den Weitermarsch aus. Und abends, bei sinkendem Büchsenlicht, wenn die neugierigen feindlichen Flieger wieder heimgekehrt sind, und die glotzenden Fesselballone den Horizont geräumt haben, fahren Melder mit geschlossenen Meldungen nach vorne in die einzelnen Quartierdörfer und überbringen den Divisionen den Befehl zum Weitermarsch bis zu irgendeinem festgelegten Punkt.

Straßen, Wege und Marschtempo, alles ist geregelt, und im Laufe der folgenden Nacht kann jedes Generalkommando durch raschen Blick auf die Karte genau feststellen, bei welchem Dorf und an welchem Straßenkilometer sich dieser oder jener Truppenteil vormarschierend bewegt. Es ist ein gewaltiges Uhrwerk, das im Großen Hauptquartier aufgezogen worden ist und nun mit regelmäßigen Schlägen abrollt. Ein ganzes Heer ist auf der Wanderung.

In der Nacht vom 17. zum 18. März sehen die vordersten Truppenteile der vormarschierenden Infanterie-Kolonnen die noch lebende, aber müde ge-



So sah es am 12. April 1918 in Paris aus, in der Rivoli=Straße, wo das Haus Nummer 14 von einem deutschen Geschoß getroffen worden war.



Einer der vielen Granateinschläge der Paris-Kanone. Am 13. 4. 1918 wurde dieses Haus, Rue St. Georges 35 zu Paris getroffen. — Ein besonders eindrucksvoller Granateinschlag in Paris. Eine jener berühmten Autodroschken vom Marnewunder 1914 wurde in den Trichter geschleudert.

wordene Front in greifbarer Nähe. Sie hören, aus einer Entfernung von knapp 20 Kilometern, das Rollen einzelner Artillerie-Salven hüben und drüben. Sie sehen das Spiel der Leuchtraketen, die unablässig hochzischen, einen Bogen beschreiben und dann zur Erde hinabflattern. Sie erkennen auch schon deutlich die tänzelnden Bewegungen der französischen und englischen Leuchtraketen an dünnen, seidenen Fallschirmen. Manchmal sehen sie, an irgendeinem Punkt der schwärzlich liegenden Front, eine Stichflamme aufspritzen und vernehmen dann wenige Sekunden später das Aufbrüllen einer Explosion: Wiederum ist ein deutscher Munitionsstapel in die Luft gegangen. Man vernimmt schon das Streuen der feindlichen Batterien, die noch mehr dieser zahlreichen deutschen Munitionshaufen im Gelände treffen möchten. Solche Zufälle lassen sich nicht vermeiden, das ist nun einmal so die Ordnung der Dinge. Dem Gegner aber rufen diese Entzündungen deutliche Warnungen zu. Warum haben die Deutschen hier so viel Munition gestapelt? Warum? Sie werden wohl wissen, warum, die Deutschen! Was führen sie hier im Schilde, was?

In den britischen Stellungen von Croisilles bis zum Ormignonbach wird in dieser Nacht zum ersten Mal höchste Alarmbereitschaft befohlen. Man erwartet ein baldiges Losbrechen der deutschen Artillerievorbereitungen. Deutlich klingt in unseren Ablauschgeräten die alle Viertelstunde durch-

gegebene Warnung: „Soldiers, prepar for attack!“

Die deutsche Angriffsmasse aber marschiert bis zum Morgengrauen. Dann ist sie nur noch eine kurze Strecke von der feindlichen Front entfernt, liegt knapp am Rande der Feuerzone, sozusagen schon sprungbereit in den letzten, noch halbwegs bewohnbaren Dörfern und Gehöften.

Am 18. März in der Frühe setzt heftiger Regen ein. Die Angriffstruppe aber liegt schon wieder in ihren Quartieren und wird vom schlechten Wetter kaum betroffen. Draußen weicht dieser Regen ein letztes Mal nachhaltig alle Wege und Straßen auf, macht sie grundlos, füllt die Unebenheiten und die Granattrichter mit lehmigem Wasser und bedroht sogar die aufgestapelten Kartuschen und Munitionsmassen. Es regnet fast ununterbrochen in dieser Nacht zum 19. März, und im Schutze der Dunkelheit und des schlechten Wetters rücken die Divisionen ein letztes Mal vor. Jetzt sind sie bereits dicht hinter ihren Angriffslinien. In der folgenden Nacht werden sie einschwärmen, die Front vorne besetzen, eine Front, die sich am Tag X zur gleichen Sekunde erheben wird, um die Hydra Materialschlacht zu zertreten und ein letztes Mal den Kampf der Männer hinauszutragen in das freie Feld.

Endlich, am 20. März in der Frühe hört der Regen auf. Es ist höchste Zeit; denn überall steht das Gelände unter Wasser. Es hat zuviel Feuchtigkeit bekommen im Laufe der letzten Stunden und

kann sie nicht mehr aufnehmen. Nur langsam sickert das Wasser ab. Die kleinsten Rinnsale sind dick angeschwollen, und die Bäche in kleine Flüsse verwandelt. Noch 24 Stunden, und dann muß es sein. Muß es wirklich sein?

Währenddessen herrscht im Großen Hauptquartier einige Unruhe, niemand merkt sie, aber sie ist da. Sie schwebt wie ein dünner Rauchschleier durch alle Räume, sie umwölkt die hohe undurchdringliche Stirn des Strategen Ludendorff.

„Leutnant Schmauß möchte kommen!" befiehlt der General. Der Ordonnanz-Offizier verbeugt sich leicht, geht ins Nebenzimmer und bittet den dort wartenden Offizier zum Vortrag. Mit einer umfangreichen Mappe unterm Arm erscheint Leutnant Dr. Schmauß, der Wettersachverständige beim Großen Hauptquartier, vor General Ludendorff.

„Nun, mein lieber Schmauß, immer noch kein gutes Wetter!?" fragt Ludendorff und versucht zu lächeln.

„Bedauere unendlich, Herr General," antwortet Dr. Schmauß, der mehr Gelehrter als Offizier ist. „Ich kann leider keine guten Nachrichten bringen."

„Und wenn wir den Angriff um vierundzwanzig Stunden verschieben, mein lieber Schmauß, nur um vierundzwanzig Stunden?" Im starren Feldherrenantlitz des Generals liegt fast eine flehentliche Bitte. Er hat die Maschinerie Großkampf in Bewegung gesetzt, und er allein ist dafür verantwortlich vor der deutschen Nation, die von ihm den Sieg erhofft,

von ihm und seinem Können. Und nun sagt das Wetter: Nein. Die deutschen Divisionen warten sprungbereit. Jede Stunde kann verhängnisvoll sein. Wenn gewartet werden muß, dann nur unter dem letzten Zwang einer dringenden Notwendigkeit.

Leutnant Dr. Schmauß schüttelt bedenklich den Gelehrtenkopf. „Nein, Herr General, auch in vierundzwanzig Stunden wird der Wind nicht besonders günstig stehen und kein wirkungsvolles größeres Gasschießen zulassen." Damit öffnet er die Mappe und breitet Tabellen und Wetterkarten aus. Kaum vermag General Ludendorff diesem gelehrten Vortrag zu folgen. Aber er weiß, daß auch das größte Können deutscher Sachverständiger keinen Einfluß auf das Hoch oder Tief einer Wetterkarte haben kann. Das Wetter ist nur zu erforschen, aber nicht zu bestimmen. Gewaltiger als der Mensch bleibt die Natur.

Soll man den Angriff um einige Tage verschieben, soll „Unternehmen Michael" auf unbestimmte Zeit vertagt werden, genau wie vor zwei Jahren etwa das „Unternehmen Gericht", der Angriff auf Verdun?

Ludendorff beugt sich über die Karte und rechnet und überlegt und seine Generalstabsoffiziere überlegen und rechnen mit ihm. Ein schwerer Entschluß ist zu fassen. In mehr als siebzig Kilometer Front stehen um diese Minute die deutschen Angriffsdivisionen erzbereit. Jeder Nerv ist gespannt, aller Herzen fiebern. In der Truppe herrscht ein glänzender Geist, und der letzte Musketier ist geladen mit

Kampfeswillen und Mut, und nun soll man warten — — !

Ach, sie wissen es bei der Obersten Heeresleitung, wie tödlich solch ein Warten sein kann, ja, sein muß, nur wenige Stunden vor dem höchsten Einsatz. Nein, es darf nicht sein, es kann nicht sein! Und wie zur Bekräftigung dieses Beschlusses bricht in den Nachmittagsstunden des 20. März endlich die Sonne durch das niedrige Regengewölk, steht bald siegreich am Himmel und bahnt sich ihren friedlichen Weg zum westlichen Horizont. Der Dunst fällt nieder, und dieser 20. März, in Regen begonnen, endet in Wärme und Sonnenschein. Es wird sich ja nicht halten, das gute Wetter, aber vorläufig ist es da!

Diesmal ist die Dämmerung sehr ausgedehnt. Fast will die Helligkeit nicht mehr weichen, so scheint es. Tausende, Hunderttausende Augenpaare prüfen immer wieder die Fernsicht und finden, daß man lange noch, auf einige Kilometer Entfernung, Einzelheiten im Gelände erkennen kann. Ja, die Jahreszeit ist schon weit vorgeschritten, und morgen ist auch Frühlingsanfang.

Frühlingsanfang? Morgen? — Ja, — wer weiß, was morgen sein wird!

Die Dunkelheit breitet sich aus, vom östlichen Horizont herüber. Nun wird es ein allerletztes Mal lebendig hinter der deutschen Kampflinie; die Kompanien rücken in Sturmstellung. Um die Munitionshaufen, seit Tagen schon versteckt und zerstreut im Gelände, arbeiten sie. Kanoniere und Minenwerfer-

mannschaften reißen die Tarnungen weg, laden die schweren Geschosse auf Handwagen, packen sie auch schon auf Schultern oder auf Tragbahren und schleppen sie hinüber zu den Geschütz- und Minenwerferständen.

Leichte Feldbatterien fahren auf, unmittelbar hinter der Infanteriestellung, frei und ungedeckt auf dem Feld. Jetzt ist es ja so weit, und jedes Tarnen wird überflüssig. Letzte Bataillone und Kompanien, deren Alarmquartiere weiter rückwärts lagen, stampfen über die aufgeweichten Feldwege und Läuferpfade nach vorne in die Schützengräben.

Hin und wieder raunendes Fragen, unterdrücktes Fluchen oder das laute Scheppern und Klappern von Kochgeschirr und Schanzzeug, wenn einer ausrutscht und hinfällt. Keine Zigarren oder Zigaretten, keine Pfeife, kein Licht, gar nichts. Die Nacht liegt wie eine dunkle Schale über der Erde. Mit jeder Sekunde kann der Orkan losbrechen, das Feuer von drüben. Manchmal blitzt es am feindlichen Horizont und zehn Atemzüge später rast eine Salve daher, wühlt sich hier und da in den Boden, tastet einen längst bekannten Läuferpfad oder eine Batteriestellung oder eine Unterstandsgruppe ab. Planschießen? Nein, Störungsfeuer wie jede Nacht.

Endlich sind auch die letzten Infanteriekompanien vorbei. Das Rauschen ihrer Schritte verklingt dumpf. Nur bei der Artillerie bleibt es noch eine Zeitlang lebendig. Man schleppt immer noch Munition, man schöpft Wasser aus den Granattrichtern,

Wasser zum Kühlen der heißgeschossenen Rohre. Eimer um Eimer stellt man bereit. Man weiß genau, es wird gleich nötig sein, dieses Kühlwasser für die Geschützrohre. Leere Hafersäcke und alte Lappen wirft man in die wassergefüllten Granattrichter. Sie sollen ordentlich durchweichen, bis man sie benötigt, als kühle Auflage für die glühenden Geschützrohre.

Vorne an der Infanteriefront wird es ab Mitternacht geradezu unheimlich ruhig. Kein Leuchtsignal mehr, nichts. Zwischen Croisilles und La Fère liegt die gewaltige Frontstrecke tot und still. Aber sie ist nicht tot, sie ruht nur, ruht im gleichmäßigen Atmen von 64 frischen, kampfbereiten Angriffsdivisionen, die hier auf kleinem Raume zusammengepfercht liegen, Mann an Mann, Stahlhelm an Stahlhelm.

Fällt denn diese seltsame Ruhe dem Tommy nicht auf? Und was sagen die kampferprobten, erfahrenen Franzosen? Merken sie wirklich immer noch nichts? Wird sie ihnen nicht unbehaglich, diese Kampfesstille bei den Deutschen? Werden nicht gleich ihre Batterien loslegen und heimtückisch Granate um Granate in die dichtgefüllten deutschen Gräben rammen? Jetzt wäre jeder Schuß ein Treffer, nein, ein vielfacher Treffer. Jede Granate würde zehnfachen Tod säen. Nur kein Feuerüberfall jetzt, in den kritischen Stunden vor dem Angriff. Rechts von Croisilles und links von La Fère tobt schon deutsches Artilleriefeuer in zunehmender Stärke, das fest-

gesetzte Ablenkungsschießen. Dumpf rollt das Echo des fernen, tiefen Trommelwirbels über die Landschaft hinweg, über dieses Gelände, das wie ein Garten des Friedens scheinen könnte, loderten nicht hier und da, am Rande von Dörfern oder Wäldern, gewaltige Munitionsbrände zum Nachthimmel.

Die feindliche Artillerie stört immer noch, stört sogar in zunehmender Stärke. Hat man drüben etwas gemerkt? Wird gleich der Feuerüberfall aus allen Rohren prasseln? Man weiß es nicht, nein, man weiß gar nichts, man kann nur hoffen, hoffen auf das Waffenglück. Herrgott im Himmel, einmal mußt du doch mit deiner Kraft auf deutscher Seite stehen, einmal nur deine Sonne, deinen Wind, dein Wetter, deinen Nebel und deine allgewaltige Natur den tapferen Feldgrauen leihen. Nur einmal, ein einziges Mal!

Hinten bei der Artillerie haben sie jetzt ihre Arbeit beendet und stehen in plaudernden Gruppen beisammen. Jeder erzählt seine Vermutungen, seinen Glauben und seine Hoffnungen. Überall wird geflüstert und geraunt. Die nassen Mäntel trocknen rasch in der schärfer werdenden Nachtkälte. Die Temperatur sinkt rasch, nähert sich sogar dem Gefrierpunkt. Und da, um die erste Morgenstunde, kommt endlich der langerwartete letzte Tagesbefehl.

„Michael! Michael!“

„S. M. der Kaiser hat persönlich den Oberbefehl über die Angriffstruppe übernommen. Tag X ist der 21. März 1918, 4 Uhr 40 Minuten vormittags. Null-Zeit ist 9 Uhr 40 vormittags.“

So, nun ist's gesagt. Der letzte schlichte Befehl ist gegeben. Die Schlacht ist damit geboren, aus dem Willen der Obersten Heeresleitung. Um 4.40 Uhr wird die deutsche Artillerie ihr Zerstörungswerk beginnen, und fünf Stunden später muß die Infanterie vorbrechen, eine ungewöhnliche Zeit für einen Großangriff. Am hellen Tage sollen die Feldgrauen ihre Gräben verlassen und frei über ungedecktes Gelände vorstürmen, während sie bisher nur gewohnt waren, im Westen wenigstens, jegliche Unternehmungen und Sturmangriffe in den kritischen Minuten der Dämmerung durchzuführen. Ungewohnt auch die kurze, nur 5 Stunden dauernde Feuervorbereitung. Drüben beim Engländer hört man immer noch in regelmäßigen Zeitabschnitten die Mahnung: „Soldiers, prepar for attack.“ Dann setzt wohl hier und da ein kurzer, heftiger und nervöser Feuerüberfall ein, etwas, das die eigene Erregung verschleiern soll. Aber bald wird es wieder ruhig.

Vor der französischen Front ist es vollkommen ruhig geblieben. Diesmal scheint der Poilu die besseren Nerven zu haben. Sparsam nur steigen bei den Franzosen die Fallschirm-Raketen, während es bei uns überhaupt dunkel bleibt. Kaum ein Schuß

fällt. Der Poilu auf Vorposten starrt angestrengt in die Dunkelheit, aber er sieht nichts. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wird die Dunkelheit tiefer und trostloser. Die schmale Sichel des zunehmenden Mondes ist untergegangen. Und nun legt sich ein dichter Nebelschleier über das Niemandsland. Zuerst erfüllt er die Niederungen, dehnt sich dann weiter aus. Die klare, kalte Nacht saugt die aufgespeicherte Feuchtigkeit aus der Erde, läßt sie emporschweben. Das weite Land gibt seine Nässe und die niedergegangenen Regenmassen willig ab.

Um 3 Uhr hat der Nebel schon Baumhöhe erreicht. Die sparsamen Leuchtkugeln der Gegner können bald nicht mehr durchdringen. Im Gegenteil, der Schein dieser Magnesiumlichter täuscht nur noch Schatten und Bewegungen vor, wo eigentlich nichts ist. Im Nebel wird jeder kleine Busch zum drohenden, heranpirschenden Gegner. Nein, es hat keinen Zweck mehr, Leuchtkugeln zu schießen. Und so liegen bald auch die Gräben gegenüber tot und dunkel.

Hinten aber bei den Stäben, außerhalb des Ablauschbereichs, arbeiten die Fernsprecher und melden nach Avesnes zur Operationsabteilung: „An der Front herrscht dichter, stetig wachsender Nebel." Nebel, ja — — das ist der gefürchtete Feind, ein unbesiegbarer Gegner. Er lähmt alles, zerstört die Verbindungen, unterbricht die Lichtsignale, verhindert den Ausblick durch das Scherenfernrohr, vereitelt die Einhaltung der Richtung im Angriff, nimmt den Führern die Truppe aus der Hand. Dauernebel, —

das ist unter Umständen der größte Feind einer angreifenden Truppe. Unsere schweren Maschinengewehre, unsere Infanterie-Begleitgeschütze, alle unsere Waffen, die in direktem Schuß wirken müssen, sind zur Untätigkeit verdammt, weil ihnen die Ziele drüben verborgen bleiben. Und auch die Artilleriebeobachter werden bei Stellungswechsel ausgeschaltet sein, und die Batterieführer ohne Nachricht von vorne sich selbst überlassen bleiben. Es wird alles nur ein Tasten sein und kein zielbewußter Angriff.

Leichten Nebel, ja, den kann man beim Angriff schon gebrauchen, wenn es gilt, die vorbrechende Infanterie zu verschleiern. Leichter Nebel ist Freund, wenn er sich rasch lichtet. Dichter Nebel, wie dieser, ist Feind. Hinten in Avesnes überlegen die Wettersachverständigen, stellen ihre Berechnungen an und kommen zu dem Ergebnis, daß dieser Nebel dauerhaft und dicht bleiben wird, bis um die Mittagszeit. Die Sonne wird an diesem 21. März noch nicht die Kraft haben, die Dunstdecke rasch zu durchbrechen oder aufzusaugen, weil zuviel Wasser niedergegangen ist im Laufe der letzten Tage, und weil die Temperaturunterschiede zwischen Erde und Luft zu groß werden konnten. Eine ganz sachliche und einfache Berechnung, die unbedingt stimmen muß und die auch stimmt. Der Nebel ist da und muß hingenommen werden. Für die Artillerie meldet sich jetzt eine neue Schwierigkeit. Alle bisherigen Tabellen und Zahlen mit Schießwerten stimmen nicht mehr. Die Geschosse müssen ja den nicht unerheblichen Widerstand der

Nebeldecke durchbrechen. Es muß mit anderen Werten gerechnet und geschossen werden als bisher. Neues Zahlenmaterial gelangt nach vorne, neue Tabellen werden aufgestellt. Die Festlegepunkte bei den Batterien müssen durch Laternen angezeigt werden. Alles andere ist ja längst im Nebel verschwunden. So dicht die Geschütze auch stehen, die einzelnen Batterien sind vollkommen auseinandergerissen. Die Offiziere tasten sich durch den Nebel von einem Geschütz zum andern, und langsam naht die Stunde X.

Vorne, in den Infanteriestellungen, macht man sich wenig Gedanken über den Nebel, im Gegenteil, man begrüßt diesen wattigen Schleier als willkommene Erleichterung beim Vorgehen. In seinem Schutz wird man schon schnell genug und unbemerkt den Feind anspringen können. Und dann wird man weiter sehen. Bis 10 Uhr dürfte alles wieder klar und hell sein. Vierundsechzig Divisionen mit 950 Feldbatterien, mit 701 schweren und 55 schwersten Mörserbatterien stehen bereit, untergetaucht in einem brodelnden Nebelkessel, und warten auf die Minute, auf die entscheidende Minute des Tages X, — — warten auf 4.40 Uhr.

Jetzt wird es ganz still. Jedes Raunen und Flüstern hat aufgehört. Die vierte Morgenstunde des 21. März ist vorbei. Hin und wieder summt es in den Fernsprechern, und eine Stimme gibt die Uhrzeit durch. Drüben beim Gegner mögen sie es ruhig ablauschen, mit Hilfe ihrer Geräte. Sie sollen es nur tun. Nichts Auffälliges, solch ein Durchgeben der

genauen Zeit. Man hört fast das Ticken der Armbanduhren, so still wird es in den Unterständen, wo die Infanterie hockt. Das Knacken vorne im Drahtverhau, das Durchschneiden der Drähte mit Hilfe großer Drahtscheren hat aufgehört. Nichts darf jetzt die Stille durchreißen, zu leicht könnte der Feind etwas hören. Später, während des Trommelfeuers, ist ja immer noch Zeit genug zum Vorbereiten der Gassen und zum Zerstören der eigenen Drahthindernisse. Jeder Winkel, jede Ecke in den Gräben ist schon mit Truppen belegt. Überall sitzen oder liegen die Infanteristen, fröstelnd, schläfrig, schweigsam. Viele rauchen. Die dünnen Lichtpunkte der aufglimmenden Zigarren und Zigaretten durchdringen nur auf Reichweite den dichten Nebelschleier. Die wenigen Stollen sind überbelegt.

Auf den Treppen hocken die Feldgrauen oder kauern unten auf den nassen Planken. Tische, aus rohen Stollenbrettern gefügt, das sind die Gefechtsstellen der einzelnen Kompanieführer. Karbidlichter, aus leeren Konservendosen hergestellt, mit einem hohlen S-Geschoß als Docht darauf, stinken und verpesten die Luft. Wenn die Flamme dem Erlöschen nahe ist, lockert einer das Streichholz, das die Öffnung im oberen Deckel der Konservendose abdichtet, und läßt einige Tropfen Wasser auf die Karbidsteine im Innern der Büchse fallen. Die rasch sich entwickelnden Gase bringen alsdann die Flamme der Spitze des hohen Geschosses wieder für einige Minuten zum hellen Aufzischen. Die Luft in allen

diesen Stollen und Unterständen ist zum Schneiden dick. Unermüdlich arbeiten die Kompanieführer, prägen sich nochmals die Karte genau ein, merken sich jede Unebenheit, jeden auffallenden Punkt im Gelände, das sie durchlaufen müssen. Dies alles wird ganz besonders wichtig sein, jetzt bei diesem Nebel. Und nun ist die Zeit abgelaufen.

Der geschichtliche Augenblick ist gekommen.

Wie kleine rasche Tropfen fallen die Sekunden, und die Zeiger stehen jetzt auf 4 Uhr 40 Minuten.

Da bricht es urgewaltig aus der Erde. Es ist ein Ton, wie ihn die Menschheit nie gehört hat und vielleicht niemals mehr hören wird. Viele Kilometer im Umkreis beben Luft und Erde: auf mehr als 70 Kilometer Breite, zwischen Croisilles und La Fère, haben 1701 leichte, schwere und allerschwerste Batterien losgeschossen, alle gleichzeitig, zur selben Sekunde.

Die dichte Nebelwand ist erfüllt von schwefelnden Blitzen, und der Lärm ist so ungeheuer, daß alles darin vergeht. Nur eine Naturkatastrophe oder ein Weltuntergang kann mit solcher Wucht verglichen werden.

Zuerst schießen die Batterien Blaukreuz. Aus tausend Rohren zischen die leichten Gasgranaten hinüber in die Batterien der Briten und Franzosen. Zwanzig Schuß Blaukreuz aus jedem Rohr. Dann wird die Munition gewechselt. Nur wenige Minuten hat dieser erste zornige Überfall gedauert, dann geht es weiter, von 4.51 Uhr bis 6.15 Uhr, im steten

Wechsel. Alle elf Minuten schießen die Batterien eine andere Munition, bald Grünkreuz, bald Blaukreuz, dann Gelbkreuz. Eine Hölle der Vernichtung hat sich geöffnet, und die deutschen Kanoniere sind fast wahnsinnig geworden, weil sich die lange aufgespeicherte Erregung entladen darf; denn heute trommeln sie, heute ist ihr Tag, der Tag der Rache. Jawohl, Rache für die Marne.

Auf die Verschlüsse! Blaukreuz ist wieder fällig. Elf Minuten lang Blaukreuz, das ist die Rache für die Marne, denn heute trommeln die deutschen Batterien. Heute ist ihr großer Tag! Heute — —!

Jetzt den andern Munitionshaufen angepackt! Bald sind wieder elf Minuten vorbei! Brüder, Kameraden, ach, wie die Zeit vergeht! Feuern, feuern! Rumm — rumm — rumm — rumm!

Ihr habt uns damals niedergetrommelt, auf der Lorettohöhe und am Vimy-Rücken! Ohnmächtig lagen wir in den sumpfigen Batteriestellungen der Schlammulde beim Souchez-Schlößchen. Ihr habt uns eingedeckt mit allen Kalibern, damals.

Heute unsere Rache dafür. Rumm — rumm — rumm — rumm — — heute ist unser Tag!

Elf Minuten lang die Rache mit Grünkreuz! Denn heute trommeln wir, und trommeln uns die aufgespeicherte Wut der langen Jahre von der Seele. Lange genug waren wir ohnmächtig — heute sind wir stark!

Achtzig Schuß Blaukreuz und Grünkreuz je Geschütz gemischt! Jawohl, achtzig Schuß, Kamera-

den, denn das ist für Verdun. Achtzig Schuß Blaukreuz und Grünkreuz gemischt — — die Rache für das wiederverlorene Fort Vaux, die Rache für den Douaumont, die Rache für Fleury, die Rache für den Caillette-Wald und den Pfefferrücken, die Rache für den Toten Mann!

Ran Kameraden, immer ran! Es geht jetzt auf Reservestellungen und Unterstandsgruppen, wiederum mit Blaukreuz zuerst, dann mit Grünkreuz.

Und wiederum jedesmal elf Minuten lang jede Geschoßart, aber Schnellfeuer diesmal, denn nun kommt die Rache für Cambrai.

Nicht genug, die Rache für den Ypern-Bogen soll es jetzt sein. Den toten Kameraden ein Opfer aus Rauch und Flammen!

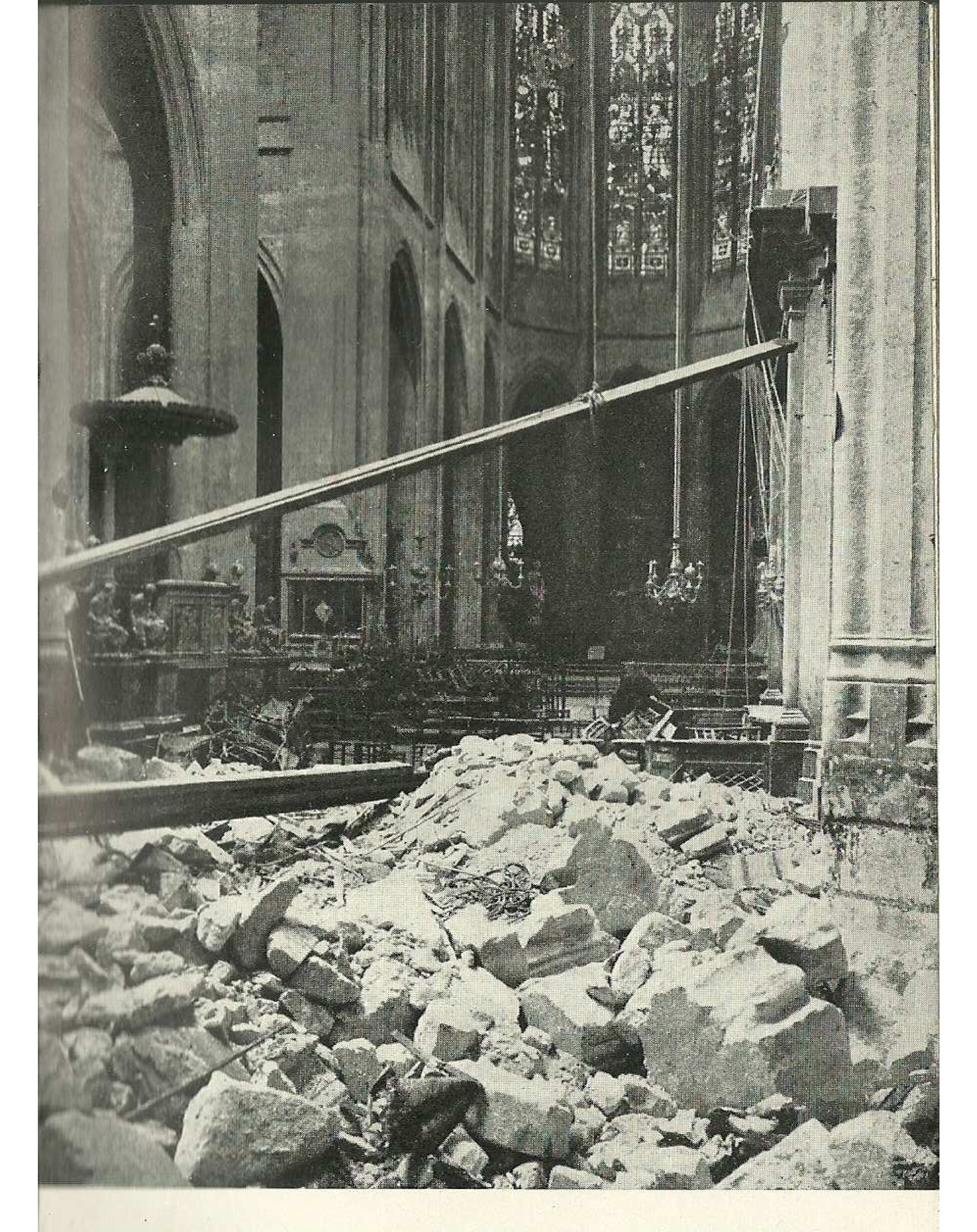
Im Donner von 1701 Batterien wird Rache genommen für alles, was hundert Schlachten und Gefechte brachten, an Not und Blut und Entbehrungen.

Ohne Haß wird Rache genommen, nein, es ist alles mehr sportlich, es ist keine persönliche Feindschaft, nichts, aber dennoch — es ist Rache!

Alle elf Minuten wechselt das Ziel oder es wechseln die Granaten.

Und die Artillerie trommelt, trommelt, trommelt!

Nach und nach haben sich die Ohren der Kanoniere an den Titanenlärm gewöhnt. Das Brüllen der Geschütze, die viel dichter nebeneinanderstehen als je zuvor, ist zu einem einzigen, unfaßbaren Rauschen angeschwollen. Es ist ein Lärm, der seinesgleichen auf Erden nicht hat. Meeresbrandung, Gewitter,



Am Karfreitag 1918 traf eine deutsche Granate aus 128 Kilometer Entfernung unbeabsichtigt die dichtgefüllte Kirche St. Gervais in Paris. Diese Aufnahme der Trümmerstätte wurde zum Anlaß einer wilden Hetze gegen Deutschland.



Sie sollen die Paris-Kanone zum Schweigen bringen! In den letzten Tagen des März 1918 rollen schwere und schwerste Geschütze hinter die Front am Damenweg. Auch Marnegeschütze auf Eisenbahnloren schießen nach Crépy.

elektrische Entzündungen, Sprengungen, all dies sind nur schwache Begriffe für dies unerhörte pfeifende und jaulende und zischende Brüllen der im Schnellfeuer schießenden deutschen Artillerie. Und weil sich die Ohren nach zwei Stunden schon völlig damit abgefunden haben, kann man sich sogar wieder verständigen. Man schreit sich etwas zu. Die menschliche Stimme dringt wieder durch, weil sie greller ist und sich, durch ihre helleren Töne, vom tiefen Gebrumm der Abschüsse leicht abhebt. Man brüllt sich Scherzworte zu. Die Batterieführer tasten sich im Nebel von einem Geschütz zum andern. Eigentlich können sie gar nicht mehr viel tun, alles rollt ja planmäßig ab, nach der Uhr und den Tabellen.

Schießt der Feind? Beantwortet er das wütende Toben der deutschen Mündungen? Niemand kann es sagen, niemand unterscheidet, ob diese fahlen Blitze rechts da vorne und links da hinten von Einschlägen feindlicher Granaten herrühren, oder ob sie nur das ständige, brüllende Mündungsfeuer der deutschen Batterien sind. Und immer wieder rechts und links und vorne und hinten dieses Aufblitzen und Krachen im Nebel.

Der wattige Dunst verschlingt jede Einzelheit, jeden Umriß. Und wenn es auch feindliche Einschläge sind, was schadet es schon. Man steht, man lebt und schießt. Man darf endlich sich wehren, endlich. Man darf sich alle Wut und die dumpfe Verzweiflung der verflossenen Jahre im Abwehrkampfe von der Seele arbeiten. Man darf sich endlich austoben,

ohne Rücksicht auf Munitionsverbrauch. Endlich einmal schießen, endlich.

Die Geschützrohre sind längst heiß. Nein, sie glühen schon. Und doch, es muß weitergeschossen werden, immer weiter ohne Pause. Keine Lücke in diesem Netz von niedersausenden Granaten. Nirgendwo ein Loch in dieser Wand von Trommelfeuer. Nirgendwo ein toter Punkt, in dem sich ein Feind mit seinem Maschinengewehr halten könnte. Immer weiter, immer weiter!

Jetzt mal her mit den nassen Lappen! Aus den wassergefüllten Granattrichtern herausgezogen, die nassen Lappen, die steifen alten Zeltbahnen! Draufgeworfen, das kühlende Zeug, auf die glühenden Rohre! Wasserdampf zischt empor.

Nach einigen Sekunden schon fallen die nassen Lappen verbrannt von den Rohren. Das war weniger als der sprichwörtliche Wassertropfen auf den heißen Stein, das war gar nichts. Schnell neue Lappen. Es zischt wieder, und über den Geschützen ballt sich eine helle Dampfwolke. Die Batterien stehen wie in einer Waschküche. Jetzt mal auf die Verschlüsse, herunter die Rohre! Vorne gießen die Kanoniere sauberes Wasser hindurch. Das zischt und gurgelt und kocht. Eine gefährliche Gewaltkur! Aber sie kühlt die Rohre um viele Grade ab. Schnell mal durch mit dem Wischer. Wieder steht das Rohr blank da. Es stinkt weithin nach verbranntem Fett, heißem Stahl und versengten Stoffen. Und die Schlacht geht weiter, immer weiter.

Der Tag graut. Dichter wird der Nebel. Die Batterien schießen weiter, immer weiter in die Nebelwand hinein. Johlend, pfeifend und gurgelnd sausen die Geschosse in den milchigen Dunst. Keiner sieht sie niedergehen, keiner weiß, ob sie treffen. Es ist ein Spiel mit vielen Unbekannten.

Irgendwo muß die Sonne stehen. Man ahnt sie, aber zu sehen ist noch nichts. Nur die Schatten der benachbarten Geschütze werden kräftiger, schwärzlicher und deutlicher in den Umrissen.

Die Männer haben ihre Uniformröcke ausgezogen. Einige liegen auf dem Boden, schwitzend, mit keuchenden Lungen und fliegenden Pulsen — völlig abgearbeitet, erledigt, fertig. Zehn Minuten lang liegen sie, bis sich der Atem wieder beruhigt hat, und dann geht's weiter, Ablösung vor!

Jeder gibt das Letzte her, das Letzte an Kraft, an Willen und Können. Manchmal klingt der Ton der Geschützrohre ganz hell. Der überhitzte Stahl singt und klingt fast schrill. Und die Verschlüsse klappen auf, zu. Rein die Granate, — zu der Verschluß, — raus die Kartusche, — rein die Granate, — zu der Verschluß! Eine Arbeit ohne Erbarmen, ohne Aufenthalt.

Es geht so schnell, daß die Verschlüsse schon auffliegen, während das Rohr noch in Bewegung ist. Hände werden versengt, die Augen der Kanoniere sind geblendet vom ständigen Mündungsfeuer, in ihren Herzen aber tobt Raserei. Sie reißen sich die Röcke vom Leib. Schweiß tropft auf die Granaten,

auf die Verschlüsse, auf die Lafetten. Schweißtropfen verzischen auf dem heißen Stahlrohr, das sich maschinenmäßig bewegt, zurück und vor.

Langsam wühlen sich die Räder in den lockeren Boden. Mit Schaufeln wird nachgeholfen, Keilstücke her und eingehauen, alles in fliegender Hast! Der Nebel verdampft sofort beim Berühren der glühenden Geschützrohre, sammelt sich in fast greifbarer Höhe als dichte, milchigweiße Decke, ein seltenes Naturschauspiel.

Mit nackten Oberkörpern arbeiten die Männer, wütend, zusammengebissen die Kinnbacken. Über ihre Gesichter läuft der Schweiß in schmutzigen Rinnen: Pulverschleim und der Dunst des verbrannten Waffenfettes. Doch die Arbeit geht weiter, immer weiter. Wer steht dort an den Geschützen, wer arbeitet unverdrossen? Sind es Kanoniere, sind es Unteroffiziere, Wachtmeister?

Und wo ist der Batterieführer? Wo? Er ist einer von jenen Leuten dort, die mit nacktem Oberkörper arbeiten. Und jeder arbeitet mit und schießt, und jeden hat die rasende Wut gepackt.

Es nähern sich jetzt die Uhrzeiger der Minute des Angriffs. Vorne in den Gräben steht die Infanterie schon bereit.

Die Sturm-Infanterie, die prachtvolle Infanterie, dieser langsam zwischen Croisilles und La Fère eingeschobenen Angriffsdivisionen, steht bereit.

Mit Staunen hat sie zuerst das einsetzende Trommelfeuer vernommen. Nein, solch ein Krachen

und Toben haben selbst die ältesten Frontsoldaten noch nie gehört. Was bei Verdun oft tagelang dauerte, was sich in Flandern und an der Somme durch Wochen hinzog, das wird hier in fünf Stunden zusammengefaßt. Millionen Schläge klopfen das feindliche Feld ab, durchwühlen die Unterkünfte und Anmarschwege, verwandeln Dörfer und Versammlungsplätze in Trümmerhaufen.

Die Musketiere starren nach vorne, zum Feind hin, über die Deckung hinweg, aber sie sehen nichts. Nicht einmal das Einwuchten der schweren Minen, die jetzt den Höllentanz der Artillerie bis zur Unerträglichkeit für Ohren und Nerven steigern, nicht einmal dieses Aufblitzen der vielen meterhohen Stichflammen dringt durch die Nebelwand. Alles bleibt verschluckt und verborgen hinter den dünnen, schwebenden Wasserteilchen.

Und gleich ist es so weit.

Und — der Nebel will trotzdem noch nicht weichen. Vielleicht ist es gut so. Man hat ja zur Vorsicht Nebeltöpfe aufgestellt, Vorrichtungen zur Erzeugung von künstlichem Rauch und Nebel. Vorne in den Stellungen stehen sie. Überflüssig! Heute hat die Natur vorgesorgt. Kein Scherenfernrohr wird diese langsam dahinziehende Nebelwand durchdringen können. Sie steht dicht und eisern und trennt die zwei Parteien scheinbar für immer.

Welche Arbeit leisten da drüben die deutschen Granaten? Sind sie gut eingeschossen, die Geschütze, oder feuern sie blindlings ins Leere? Die

hohe Nebelwand bewegt sich ganz leise in nordöstlicher Richtung und bringt langsam schwere Gasschwaden mit. Um 9 Uhr sind die ersten Gaswellen vorne auf breiter Front bei der deutschen Infanterie zu spüren. Sie haben lange Zeit gebraucht, um herüberzukommen. Die Wettermacher hatten die Windrichtung erkannt, und so war anbefohlen, Gasmunition nur auf rückwärtige Ziele zu verschießen, nicht auf die vordersten Linien. Man wußte, daß einmal die Luftbewegung aus der feindlichen Hinterfront über das Niemandsland hinweg über die deutschen Gräben kommen würde. Aber das Gas, so hoffte man, würde dann längst verdünnt und unschädlich sein. Nun hält Nebel, mit dem man nicht gerechnet hat, die Gasteile zusammen.

Nebliges und dunstiges Wetter wirkt sich verhängnisvoll aus, wenn mit Gas geschossen wird. Jetzt ist es da, bei der deutschen Infanterie, das Gas, und die ersten Leute fallen um. Gasalarm dengelt und lärmt auf breiter Front. Man setzt die Gasmasken auf, man steht dadurch noch blinder, noch hilfloser vor dieser hohen, weißen Nebelwand. Doch in wenigen Minuten wird alles vorbei sein.

Kompanie- und Zugführer harren fast unbeweglich, Blick auf der Uhr, sprungbereit an den Brüstungen. Überall hat man zurechtgezimmerte Leitern hingestellt, für jede Infanteriegruppe mindestens eine Leiter. Wo der Graben nicht besonders tief ist, wird man einfach hinausspringen oder sich nach oben stemmen, mit einem raschen Klimmzug.

Einzelne Offiziere stehen bereits oben auf der Grabenböschung und versuchen das Gelände zu erkunden. Sie haben ihre Karte zur Hand und legen, mit Hilfe des Kompasses, die allgemeine Marschrichtung fest. Aber trotzdem, das Zurechtfinden da draußen wird ihnen nicht leicht. Zehn Meter vor dem Graben liegt alles in einer dicken Nebelwand. Es ist 9 Uhr 35.

Die Rohre der Artillerie und Minenwerfer sind gleichzeitig alle auf die vorderste feindliche Linie gerichtet. Nur noch Splittermunition wird jetzt geschossen. Ein letztes Mal trommeln alle Mündungen zwischen Croisilles und La Fère im höchsten Wirbel.

Das satanische Krachen der schweren und schwersten Mineneinschläge schüttert wild und läßt die Nebeldecke auf- und niederwallen, ohne sie jedoch vollends zu zerreißen. Warm dringt der Luftdruck bis in die Schanzen, wo die Deutschen, stumm und mit dem Blick auf die Uhrzeiger, alle Sturmleitern besetzt halten. Splitter der eigenen Minen und Geschosse surren und singen wild über die Stahlhelme hinweg.

Fünf Minuten lang dieses urweltliche Toben und Krachen, verstärkt, ins Unermeßliche gerückt — — und dann ist es so weit.

Die Uhren zeigen auf 9.40 Uhr.

Die geschichtliche Stunde schlägt.

Gleichzeitig, auf die Sekunde, in mehr als 70 Kilometer Frontbreite, springt Deutschland auf die Schanzen.

Die größte Infanterieschlacht der Weltgeschichte nimmt ihren Anfang.

In mehr als 70 Kilometer Breite stürmt die feldgraue Front vor, und das Feldgeschrei des Tages heißt:

„Michael!"

Die Kaiserschlacht ist entbrannt.

Die Sturmwellen verschwinden im milchigen Weiß der Nebelwand. Eine nach der andern werden die Kompanien vom wattigen Dunst aufgesaugt, verschluckt, verschlungen. Vorneweg die Zug- und Kompanieführer mit Karte und Kompaß. Nur Richtung halten in diesem Nebelmeer! Nur keine Zusammenballungen, nur keine Lücken! Dahinter die Gruppenführer mit der Sorge um das Zusammenbleiben ihrer Gruppe. Und dann die einzelnen Männer, Feldgraue aus allen deutschen Landen.

Hunderttausend Infanteristen stampfen über das unebene Niemandsland, hunderttausend Brüder — sie gleichen sich alle in der schlichten Uniform — die schmalen Entbehrungsgesichter vom stählernen Helm überschattet, oder von der Gasmaske verdeckt, hunderttausend Willen zu einer Einheit verschmolzen, hunderttausend Herzen besessen vom Drang nach vorwärts. Stiefel versinken im Schlamm der Trichter. Einerlei, es geht vorwärts! Hunderttausend Augen-

paare sind starr nach vorne gerichtet und weiten sich, um die Nebelwand zu durchspähen.

Jeder Führer schreitet weitausholend an der Spitze seines Stoßtrupps. Seine rechte Faust umkrallt den scharfgeschliffenen Infanteriespaten, in der Linken hält er die entsicherte Armeepistole. Über seinen Backenknochen ist die Haut zum Platzen gespannt.

Dichtauf folgen die anderen Männer. Was denken sie jetzt? Nichts, gar nichts! Keine Zeit mehr zum Nachdenken. Die ganze Aufmerksamkeit gilt der harten Gegenwart. Grenzenlos vertrauen sie den Führern da vorne. Die wissen ja, wie es zu gehen und zu sein hat, und solange sie da atmen und stehen, so lange wird alles gut sein. Wild tobt das Herz, pulst und pocht bis in den Hals hinauf. Fester packt die Hand zu, und eisern halten die Fäuste den furchtbaren Infanteriespaten, die Waffe aller Waffen im Nahkampf.

Mit jedem Schritt kann es soweit sein, mit jedem Schritt kann die feindliche Stellung plötzlich aus dem Nebel tauchen, darin die flachen Stahlhelme der Tommies oder die halbrunden der Franzosen. Immer vorwärts, immer weiter mit dem Feldgeschrei „Michael!"; denn es ist für Deutschland, es ist für die Heimat, für die hungernden Frauen da hinten, jenseits der Grenze, für die blassen, kranken Kinder, für die unterernährten Greise! Es ist für dieses große, schöne und geliebte Deutschland! „Michael, Michael!"

Einmal muß er doch vorbei sein, der Krieg, er muß, er muß! Mit Gewehr, mit Handgranate und mit dem scharfgeschliffenen Infanteriespaten muß man ihn erschlagen, den Materialkrieg, man muß erschlagen und erschlagen werden, damit sie leben können, drüben in der Heimat!

Voran die Infanterie, voran ihr Musketiere und Grenadiere! „Michael, Michael!" Wuchtig und kampfeslustig brechen sie vor. Wehe, wer ihnen jetzt entgegentritt, wehe!

Vier Minuten brauchen sie, um das Niemandsland zu durchschreiten oder zu durchlaufen. Genau vier Minuten, das ist vorher berechnet worden. Und während dieser vier Minuten noch bleibt das deutsche Artillerie- und Minenwerferfeuer auf den feindlichen Stellungen liegen. Jetzt aber macht es einen Satz, 200 Meter weiter nach hinten, und in diesem Augenblick springen, auf fast 75 Kilometer Frontbreite, die vordersten deutschen Stoßtrupps mit geschwungener Waffe in die feindlichen Stellungen.

Die vordersten Gräben sind so gut wie geräumt. Man weiß es, man hat damit gerechnet, man läßt sich auf keinen Fall stutzig machen durch diese gähnende Leere der vordersten Gräben. Die paar Horchposten zwischen Stacheldrahtrollen zählen ja nicht. Die liegen zerschmettert oder verwundet oder irrsinnig vom deutschen Trommelfeuer im Schlamm der Grabensohle. Ohne Aufenthalt geht es weiter, an ihnen vorbei. Keine Zeit, sich um die paar Tommies oder Poilus der Horchpostenstellungen zu

kümmern. Nicht einmal einen Blick gönnt man ihnen. Nachkommende Sturmwellen sollen sie mitnehmen. Jetzt geht's weiter, immer weiter.

Und nun sind auf ganzer Frontbreite die Hauptkampfgräben erreicht. Was die Beschießung, das unvorstellbare Trommelfeuer der letzten fünf Stunden verschont hat, das streckt die Waffen. Taumelnd, irr vom Lärm der Explosionen, klettern Franzosen und Engländer aus ihren Gräben, heben die Hände, kommen den deutschen Sturmtruppen entgegen. Die erste Kampflinie wird fast überall ohne Mühe genommen, aufgerollt, weggeputzt. Damit sind auch die Verbindungen mit der feindlichen Hinterfront abgerissen, erledigt. Und die Schlacht hat erst begonnen!

Hinten, bei ihren Stäben, sitzen die französischen und britischen Armeeführer, die Divisionskommandeure und alle diese Verantwortlichen und versuchen Nachrichten aus der Kampfzone zu bekommen. Seit 4.40 Uhr schon hieß es immer wieder: „Der Feind trommelt bei uns mit unerhörter Wucht, es ist dichter Nebel, und die Sicht reicht keine zehn Meter. Was die nächste Stunde bringen wird, weiß niemand ——"

Das und nur das allein konnten die Stäbe bis 9.40 Uhr erfahren. Und nun bleiben auch diese spärlichen Nachrichten aus, denn inzwischen haben die Deutschen alles, was vorne in den Infanteriestellungen steckt, in schneidigem Sturmlauf durch den Nebel einfach überrannt und hinter sich gebracht.

Dreißig Minuten nach dem Sturm, um 10.10 Uhr, setzt das Feuer der leichten mittleren deutschen Artillerie planmäßig aus, weil jetzt Stellungswechsel vorgenommen werden muß, Stellungswechsel nach vorne. Die stürmende Infanterie steht vielfach schon an der Grenze der höchsten Reichweite unserer leichten Feldbatterien. Sie weiß, die Artillerie, daß sie diesen Stellungswechsel jetzt vornehmen muß und daß alles planmäßig vor sich geht; von vorne nahen jetzt schon die langen, unregelmäßigen Kolonnen Gefangener. Da kommen sie, die hohen eckigen Gestalten der Tommies und Australier, flache Stahlhelme schief über den Gesichtern.

Trotzig, wie bestrafte Schuljungen, mit zornigen Blicken, stampfen sie vorbei, die Engländer, immer noch stolz in der Haltung, selbst als Gefangene noch Söhne von Old England. Und dann die Franzosen! Mit flatternden Mänteln hasten sie daher, durchweg klein oder nur mittelgroß die Gestalten. Die dunklen Augen blicken ruhelos unter den blaugestrichenen Stahlhelmen. Immer wieder ganze Kompanien Entwaffneter. Sie ziehen vorbei an der deutschen Artillerie, die immer noch trommelt, trommelt, trommelt!

Achtung, die Protzen nahen! Es geht alles planmäßig. Man hört das vertraute Knarren von Lederzeug, das Klappern der Hufe. Ein gespensterhafter Walkürenritt durch den Nebel. Gleichzeitig, fast auf die Sekunde, nach Ablauf der zehnten Minute nach 10 Uhr, rasen sie herbei, aus rückwärtigen

Waldstücken, aus Gehöften, aus Dörfern, — die Protzen und Gespanne der Artillerie. Ihr Ziel liegt weit vorne, in den Batteriestellungen. Tausende von Pferdebeinen sind gleichzeitig in Bewegung. Niemand sieht bewundernd dies prachtvolle Bild der vorgaloppierenden Protzen. Der Nebel tarnt diesen geschichtlichen Augenblick des Aufprotzens nach vorne.

Sättel knarren, Beschläge klirren, Pferde schnauben, und jetzt werden die Umrisse der vorbrechenden Protzen deutlicher, und alles ist da. Die Pferde halten. Wild wehen ihre Atemfahnen. Unruhig stampfen die Hufe. Stimmen schwirren hin und her. Dazwischen die kurzen Befehle der Offiziere und Unteroffiziere. Hochgerissen die eingebohrten Lafettenschwänze, jetzt stehen die glühendheißen Mündungen waagerecht. Eingeklinkt die Lafettenschwänze!! Te—rrrab! Nach vorne!

Die Pferde ziehen aus Leibeskräften. Sie wittern die Gefahr. Diese allgemeine, überlaute Geschäftigkeit ringsum hat auch sie erfaßt. Aufgeregt stehen die Ohren, lauschend, gebläht sind die Nüstern. Es dampft aus überhitzten Gespannen und arbeitsmüden Menschen, und dieser Dunst vermischt sich mit dem Nebel. Batterie um Batterie verschwindet im weißen, wattigen Nichts.

Achtung, die erste deutsche Infanteriestellung! Verfehlen kann man sie nicht. Erste Verwundete wanken zurück, einige werden gestützt oder geschleppt von Gefangenen. Pioniere sind mit dem Überbrücken der Infanteriegräben beschäftigt, winken den

herankommenden Batterien zu, zeigen ihnen die Übergänge. Hohl donnern die eisenbewehrten Räder der Protzen und Geschütze über die ächzenden Planken der Notbrücken. Die Pferde scheuen vor den hellen Brettern oder vor den wehenden weißen Lappen, die an Stangen hängen und als Wegweiser an Seilen befestigt sind.

Jetzt ein zertrommeltes Feld, das vor wenigen Minuten noch Niemandsland war, zwischen Freund und Feind. Darüber hinweg die Batterien immer weiter! Die Pferde keuchen, und die Geschütze fliegen von einem Granatloch ins andere. Weißer Schaum steht auf dem naßglänzenden Fell der Tiere, aber sie ziehen, ziehen. Geschütze und Protzen sind nicht besetzt. Die Mannschaften laufen mit aufgeschnalltem Tornister nebenher, nur um den Tieren die Last zu erleichtern.

Die Batterieführer sind längst vorgeprescht. Nun tauchen sie wieder auf, aus dem Nebel, winken Halt. Sie haben die neue, vorbezeichnete Feuerstellung ermittelt. Und nun sind die Geschütze da, und das alte Lied, das ewige Lied der Artillerie setzt wieder ein, mit Abprotzen, mit Richten und Laden, mit dem Donnern und Krachen und dem Gebrüll aus allen Rohren. Vorne, irgendwo im Nebel, sitzt die tapfere deutsche feldgraue Infanterie an der Gurgel des Gegners.

Bei den feindlichen Reserve-Stäben drüben rasen die Fernsprecher. Lichtsignale, Meldegänger,

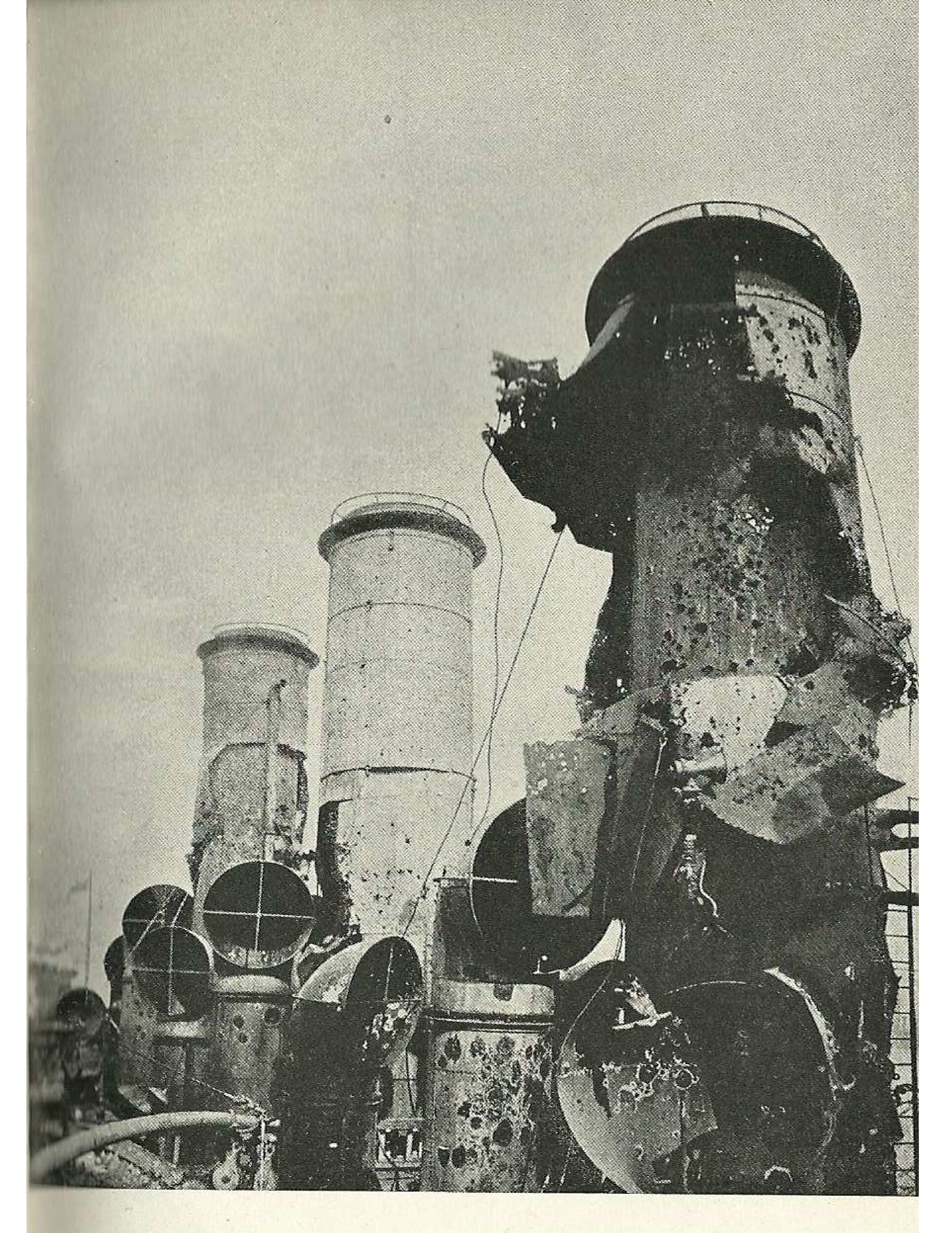
Rad- und Motorradfahrer, Reiter, alles ist lahmgelegt durch den Nebel. Und zudem platzen auf allen Straßen, bis 20 Kilometer weit hinter der Front, ohne Unterbrechung die deutschen Brisanzgranaten. Besonders die Hauptstraßen werden rücksichtslos bestrichen. Alle Kreuzungen, Ruhequartiere und Dorfausgänge liegen unter schwerstem Störungsfeuer. Niemand weiß, was vorne los ist; zur Truppe hin ist längst jede Nachrichtenübermittlung unterbrochen. Stäbe und Befehlsstellen fühlen sich verlassen, wie auf einsamen Inseln. Ach, dieser entsetzliche, alles verbergende Nebel! Quälend langsam verrinnen die Viertelstunden und bringen keine Gewißheit. Man hört das Donnern da vorne am nördlichen Horizont und macht sich Gedanken über das, was nun sein wird. Ist's endlich der langerwartete große deutsche Angriff? Ist's der beabsichtigte Vorstoß oder nur eine Ablenkungsoffensive? Hat die Qual des Wartens und des Rätselratens nun ein Ende?

Vor den Stabsquartieren, irgendwo in Landschlössern oder in soliden Bürgerhäusern am Rande der Ortschaften, stehen die französischen und britischen Generäle und starren ratlos in die Nebelwand, hinter der es brüllt und tobt, mit zunehmender Wucht. Wäre es doch endlich hell und wäre doch nur wieder die Fernsicht da! Wenige, zufällig vom Trommelfeuer verschonte Leitungen, das sind die spärlichen Verbindungsadern nach vorne. Und wenn die auch durchschossen sind, — na, dann weiß man vom

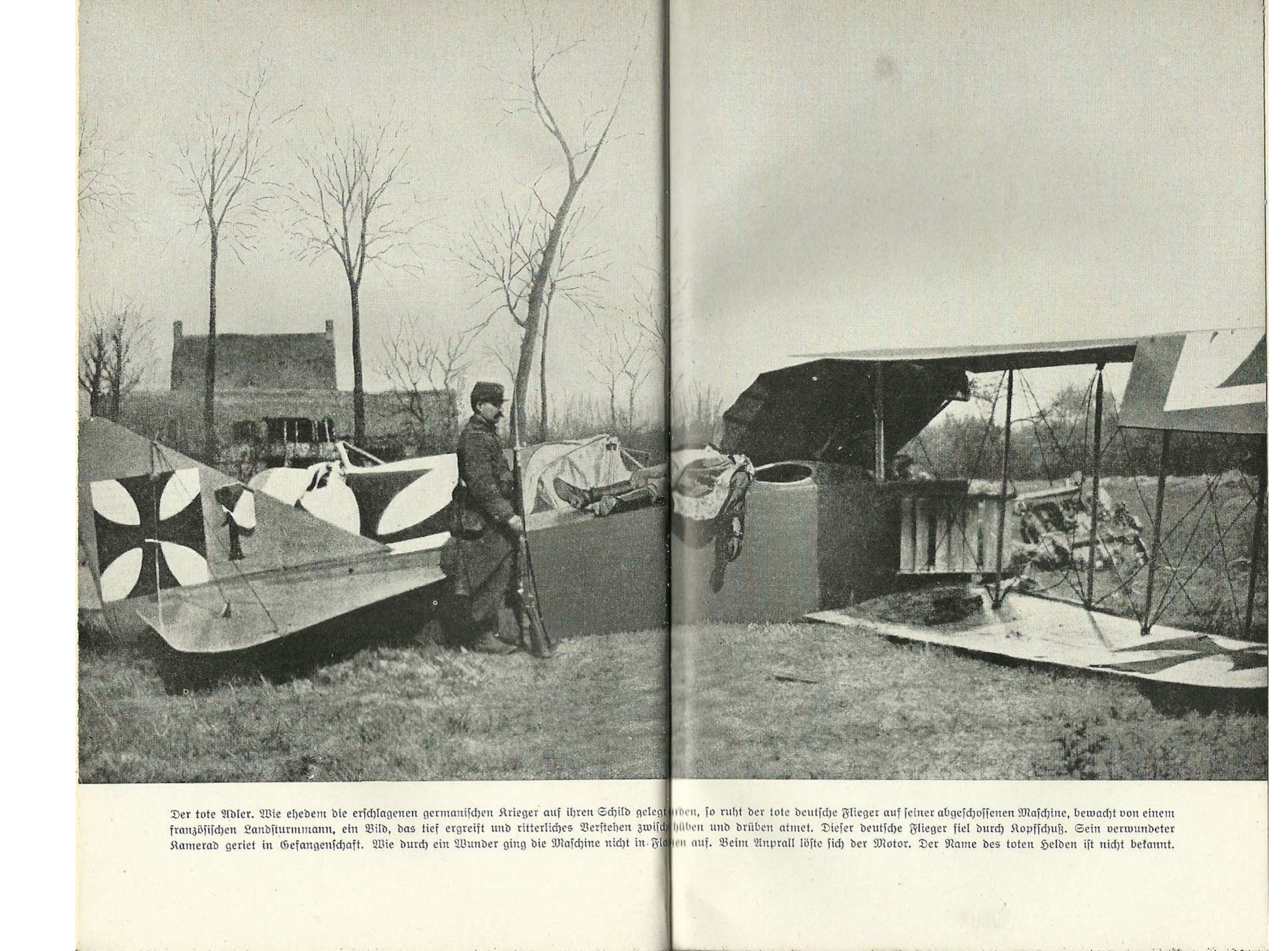
Divisionsgefechtsstand ab nach vorne hin gar nichts, dann steht man völlig blind und ratlos da. Die höheren Stäbe sind vorerst zur Untätigkeit verurteilt. Sie können nur warten, immer nur warten auf die spärlichen Nachrichten, die ihnen aus der brüllenden Front zugehen. Einzelne geländekundige Offiziere und Gefechtsläufer haben sich durchgeschlagen und erzählen, wie es vorne aussieht.

Eigentlich ist's nicht viel, was sie berichten können. Eine gute Stunde vor Sonnenaufgang hat plötzlich ein unerhörtes Trommelfeuer eingesetzt, das können sie sagen. Das Feuer wird genährt aus Geschossen aller Kaliber, Brisanz- und Gasgeschosse durcheinander, ein richtiges Buntschießen von Gasgranaten verschiedener Wirkungen. Und dann können sie über das Dichterwerden des Nebels um die sechste Morgenstunde berichten, sie können berichten, daß es anscheinend starke Verluste in allen Stellungen, besonders bei der hartbedrängten Artillerie gegeben hat. Dort haben die deutschen Gasgranaten stark gewütet.

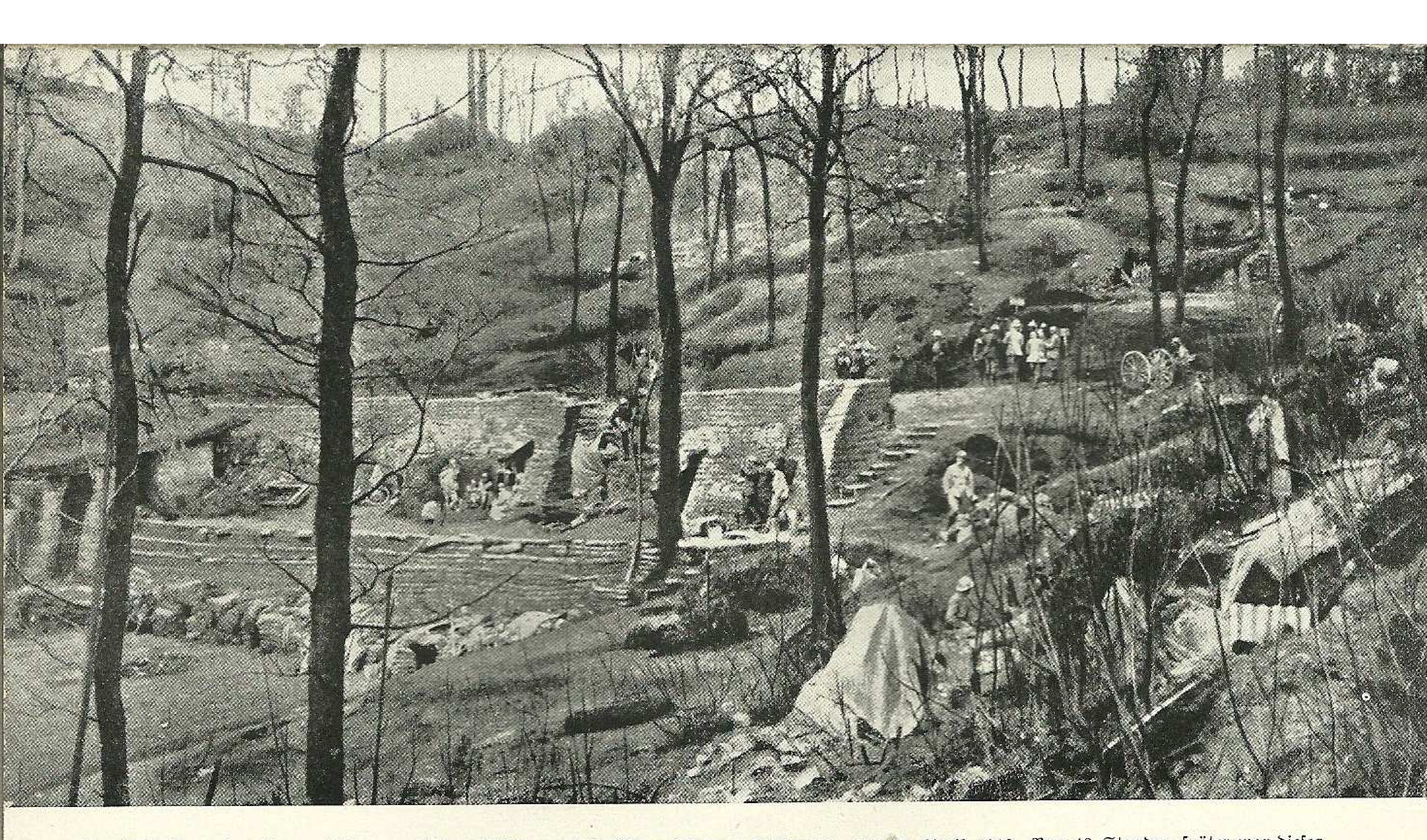
Meldungen über den deutschen Infanterieangriff erwartet man bei den englischen und französischen Stäben überhaupt nicht. Nein, dazu ist es noch zu früh. In 24 oder 48 Stunden wird es vielleicht soweit sein. Und so ist man grenzenlos überrascht, als um 6.15 Uhr, gerade um die Zeit, da der werdende Tag mit dem Nebel kämpft, deutsche Stoßtruppen dicht bei La Fère über die Oise hinweg in die französischen Linien dringen.



Nach dem britischen Vorstoß auf die deutsche U-Boot-Basis Zeebrügge, am 23. 4. 1918. „Vindictive" hat deutsche Treffer erhalten. Das Ziel des Angriffs wurde nicht erreicht, und zwei Tage später nahmen deutsche Regimenter den Kemmel-Berg.



Der tote Adler. Wie ehedem die erschlagenen germanischen Krieger auf ihren Schild gelegt wurden, so ruht der tote deutsche Flieger auf seiner abgeschossenen Maschine, bewacht von einem französischen Landsturmmann, ein Bild, das tief ergreift und ritterliches Verstehen zwischen hüben und drüben atmet. Dieser deutsche Flieger fiel durch Kopfschuß. Sein verwundeter Kamerad geriet in Gefangenschaft. Wie durch ein Wunder ging die Maschine nicht in Flammen auf. Beim Anprall löste sich der Motor. Der Name des toten Helden ist nicht bekannt.



Der Westabhang des Kemmel-Berges mit französischen und britischen Reserve-Stellungen, am 23. April 1918. Nur 48 Stunden später war dieses Gelände fest in der Hand deutscher Sturmtruppen.

Die Meldung von dem deutschen Infanterievorstoß aus den Trümmern von La Fère geht sofort an alle Armeestäbe. Beim Stab des Generals Humbert, der die 3. französische Armee in jenem Raum befehligt, stehen die Fernsprecher keinen Augenblick still. Was hat sich ereignet, was sind das für Truppen, die bei La Fère angegriffen haben und die Oise überschreiten konnten? Die rechte französische Division ist in der Lage, schon um 7 Uhr genaue Meldung zu erstatten. Einige Gefangene wurden dort gemacht, Feldgraue, die sich im dichten Nebel zu weit vorgewagt hatten und den Anschluß zur Truppe nicht mehr finden konnten. Man hat auch Verwundete und Tote geborgen. Es sind Männer aus drei ausgesuchten preußischen Jägerbataillonen. Und dann sind weiterhin noch Stoßtrupps aus den drei Regimentern der 47. Res.-Division erkannt. Ja, was wollen die? Was ist dort beabsichtigt? Was wird sein?

„Die Gefangenen sind sofort nach Noyon zu bringen, auf dem nächsten Wege, in Personenkraftwagen. Von Montdidier aus fährt ein französischer Dolmetscher-Offizier nach Noyon." So lautet die fernmündliche Anweisung des Armee-Stabes. Bis zur Mittagstunde, das befiehlt General Humbert außerdem noch, sollen die Gefangenen genauestens verhört sein. Es sei Wert darauf zu legen, aus ihnen, durch geschickte Fragestellung, Einzelheiten über den bevorstehenden deutschen Angriff zu locken. Besonders sei festzustellen, ob es sich hier, bei diesem Trom-

meln von Croisilles über Flesquières—St. Quentin bis nach Barisis, um die Vorbereitungen zum großen deutschen Durchbruchsversuch handle. Ernsthafte Offensivgedanken, oder nur Ablenkungsschießen, mit der Absicht, hier, in diesem von mehr als 100 Großkampftagen umwühlten Raum Truppen zu fesseln, um in einigen Tagen bei Verdun oder oben in Flandern durchzubrechen, — das will General Humbert erfahren. In den Argonnen, auf der Combres-Höhe, überhaupt beiderseits von Verdun und im ganzen Maas-Bogen, ist seit Stunden schon, stellenweise sogar seit dem Vortage, eine gewaltige Artillerieschlacht entbrannt. Auch unten bei Metz trommeln die Deutschen. Das Riesenfort St. Quentin, die südlichste Außenfeste von Metz, mischt seine eherne Stimme in das Toben und schickt seit Stunden schon, aus allen Panzertürmen, seine schwersten Granaten ins französisch-lothringische Hinterland.

Eile ist geboten, mit dieser Gefangenenvernehmung. Schnell, nur schnell! Die gefangenen deutschen Jäger aus La Fère sollen nur ja rasch nach Noyon gebracht werden. Man brennt auf Nachrichten, man will wissen, woran man ist. Nichts ist quälender als dieses furchtbare Warten, vor den Augen eine entsetzliche Nebelwand, eine milchige Dunstwolke, die zehn Meter im Umkreis die Welt rücksichtslos abschneidet. Niemals vorher und niemals nachher haben sich französische und englische Generalstabsoffiziere so ratlos, so hilflos und so unsicher gefühlt. Die gefangenen Jäger werden im Laufschritt nach

hinten gebracht, auf die rückwärtigen französischen Stellungen zu, die am Crozat-Kanal liegen. Jenseits des Kanals stehen schon die Personenkraftwagen. Sie dürfen nicht mehr lange stehen bleiben und hier warten, denn das ganze Kanalufer liegt unter wachsendem Störungsfeuer deutscher Fernbatterien. Vom Knick der Oise, von der Einmündung des Crozat-Kanals, bis hinauf nach St. Simon, tanzen die schweren Einschläge. Wahrscheinlich wollen die Deutschen jede Verbindung mit Lastkähnen, jede Truppenverschiebung auf dem Wasserweg, jede Munitionszufuhr verhindern. Die Kanalstraße von St. Simon nach St. Quentin wird langsam zur Hölle. Wirklich, die deutsche schwere Artillerie hat es diesmal planmäßig auf den Crozat-Kanal abgesehen.

Deshalb sind die Kraftfahrer froh, als sie nun mit den deutschen Gefangenen die gefährliche Kanalstrecke verlassen können, um über Chauny nach Noyon ins Hauptquartier zu fahren. Doch dies Hasten wird überflüssig sein, denn noch ehe der Kraftwagen mit den Gefangenen das Hauptquartier von Noyon erreicht hat, wird General Humbert alles wissen, wird mehr wissen als nur das, was ihm einige deutsche Jäger erzählen könnten, oder was ihnen ein tüchtiger Dolmetscher-Offizier abgelistet hätte. Es ist 10.15 Uhr, als die Kraftwagen, nach schwierigster und rücksichtslosester Fahrt, hinten in Noyon eintreffen. Um diese Zeit aber weiß General Humbert schon, daß seine vordersten Linien von La Fère bis hinauf zum rechten Flügel der Engländer, das heißt bis zur

5. Armee des Generals Gough, überrannt und fest in deutscher Hand sind.

Es treffen jetzt noch weitere Alarmnachrichten ein. Nördlich der Straße Bapaume—Cambrai sind die Deutschen gleichfalls vorgedrungen. Ihr rechter Flügel hat bereits die britischen Stellungen bei Croisilles überrannt und befindet sich im Vormarsch auf Bapaume.

Die 3. britische Armee des Generals Byng leistet heftigen Widerstand, aber ihr gegenüber steht die 17. Armee des Generals von Below. Südlich davon, von Flesquières bis Holnon, greift die 2. deutsche Armee an, unter General von der Marwitz. Noch weiter südlich, das heißt beiderseits von St. Quentin und dann bis jenseits von La Fère, ist die „Heeresgruppe Deutscher Kronprinz" in das gegnerische Stellungssystem gedrungen, am rechten Flügel die 18. Armee unter dem Befehl des Generals von Hutier.

Daneben kämpft die 7. Armee unter dem Befehl des Generals von Boehn. Der linke Flügel der „Heeresgruppe Deutscher Kronprinz" reicht mit der 7. Armee bis zur Aillette hinunter und steht damit dem Befehlsbereich der 6. französischen Armee des Generals Duchesne gegenüber. Auf der einen Seite der deutsche General von Boehn, auf der anderen Seite der französische General Duchesne — das sind ja alte Bekannte, alte Gegner vom Damenweg, um Ostern 1917. Damals sollte die Verfolgungsarmee Duchesne die geschlagene Armee des Generals von

Boehn durchbrechen und sie draußen in der Ebene, nördlich von Laon und Montcornet, zusammenhauen. Es ist anders gekommen, weil man den deutschen Musketier im Graben unterschätzt hatte, und weil selbst die Feuerwalze des General Nivelle den zähen feldgrauen Verteidiger nicht in die Flucht schlagen konnte. Gerade in der Armee Duchesne kamen damals die zahlreichsten Fälle von Meuterei und Ungehorsam vor. Und nun steht diese Armee wieder vor ihren alten Gegnern. Das Leben hat oft seltsame Zufälle, der Krieg aber bringt meist noch seltsamere.

Fünfzehn Minuten nach 10 Uhr ist die vorderste feindliche Stellung überall in deutscher Hand, mit Ausnahme eines kleinen Streifens beiderseits der Bahnlinie Péronne nach Cambrai. Dort leistet der rechte Flügel der Armee Byng zwischen Flesquières und La-Vacquerie in etwa zwölf Kilometer Breite erbitterten und hartnäckigen Widerstand.

Um elf Uhr haben die Infanteriebataillone der 2. und 18. deutschen Armee auf 45 Kilometer Frontbreite die feindlichen Zwischenstellungen erreicht. Der Nebel ist immer noch dicht. Hin und wieder erblickt man am südöstlichen Horizont eine hellere Stelle in der Nebelwand. Wird die Sonne endlich durchbrechen? Nein, alle Hoffnungen werden zuschanden. Geschwängert mit Gas- und Pulverschwaden, ziehen neue Nebelkulissen vorbei. Es sieht manchmal fast nach Regen aus. Wahrscheinlich bewirkt das Aufblitzen so vieler Schüsse, das ständige

Krachen und Toben in und unter der Nebeldecke eine Zusammenziehung der Wassertröpfchen, so daß es stellenweise zu rieseln beginnt. Die Infanterie aber schaut nicht nach oben, schaut nicht zurück. Eine heilige Wut hat sie ergriffen. Die Feldgrauen sind besessen vom Drang nach vorwärts. Es ist kein Krieg der Massen mehr, es ist nur noch ein einzelnes Vortasten kleiner Abteilungen. In der Nebelwand bleibt jeder für sich abgeschlossen. Nur über kleine Kampfgruppen hinweg reicht die Sicht. Jeder Infanteriezug, jeder Stoßtrupp ist zur Einheit geworden, die selbständig kämpft, die nur eine Sorge kennt, — den Anschluß zu verlieren. Es geht überall vorwärts. Von allen Seiten wird durch den Nebel gerufen, überall hört man deutsche Stimmen, Hurra-Rufe und dazwischen das Feldgeschrei des Tages: „Michael — Michael!"

Aus den Gräben und Anmarschwegen der Zwischenstellungen belfern hartnäckig die Maschinengewehre, schießen blindlings in den Nebel. Ohne Ziel schießen sie, bis plötzlich die Schatten mit den deutschen Stahlhelmen ganz nahe vor ihnen aus dem Dunst tauchen und über ihnen sind. Die feindlichen Maschinengewehrschützen fühlen sich zuerst im Nachteil, weil sie den anrückenden deutschen Gegner erst wenige Schritte vor der Zwischenstellung erkennen, aber dieser Nachteil wird rasch ausgeglichen, durch die vielen Möglichkeiten, die sich aus solcher Sichtlosigkeit ergeben. Genau so wenig wie Franzosen

und Briten den Gegner sehen, genau so wenig kann der anstürmende Feldgraue die feindlichen schußbereiten Maschinengewehre erkennen, und mancher Stoßtrupp bricht im überraschenden roten Mündungsfeuer zusammen. Es ist ein Kampf der Phantome im Nebel, ein unheimlicher Krieg auf nahe Entfernung. Selten kommen die Gegner zum eigentlichen Handgemenge, weil die Stunde nur Überraschungen bietet. Aber die Verluste auf beiden Seiten sind desto größer, blutiger und gräßlicher. Es wird nur auf Entfernung von 20 und 10 Meter geschossen, ein jagdmäßiges Schießen wie beim plötzlichen Auftauchen von Wild im dichten Urwald. Längst ist hier jeder Wald auf der ganzen Front zerstört. Nebel kann dichter und hinderlicher sein als jedes Gehölz. Niemals, seit Menschengedenken, haben kämpfende Heere größeren Mut gezeigt hüben und drüben, als die Deutschen, Franzosen und Briten, die jetzt, im wogenden, von Pulverschwaden verdichteten Nebelmeer, wütend aufeinanderprallen.

Heldenhaft diese vorstürmenden deutschen Infanteristen, die mutig ins Unbekannte stoßen. Hinter jeder Scholle hervor, hinter jedem Baumstumpf, das wissen sie, kann die tödliche Garbe lospeitschen. Sie haben mit dem Leben abgeschlossen, die Angreifer, und kennen kein Gestern und kein Morgen. Nein, nur noch eine harte Gegenwart leben sie, Kampf erleben sie, Kampf!

Die Gegner, auch jene, die so machtvoll und verbissen angegriffen werden, beweisen eisernen Mut

durch ihr Ausharren. Es wäre ihnen leicht, im Schutze des Nebels ihre Stellungen aufzugeben, aber sie stehen, sie stehen, bis der Feldgraue sie überrascht, umzingelt oder niedermacht. Sie stehen und warten auf den anstürmenden Feind, den sie schon drüben im dichten Nebel herankeuchen hören. Sie vernehmen das näherkommende Klirren von Waffen und Schanzzeug, die kurzen Befehle der deutschen Stoßtruppführer. Und dann, sobald die dunklen Umrisse sichtbar werden, geht der Nahkampf los, von Mann zu Mann. Es ist ein Streiten der Männer hier im Nebel, und die Handfeuerwaffe kommt voll und ganz wieder zu ihrem Recht. Meist ist die Entfernung selbst für den Handgranatenkampf zu kurz, weil man zu plötzlich am Gegner steht. Das Kleinfeuer dagegen knarrt und knistert und durchzirpt mit hellem Peitschen das dumpfe Gebrüll der Artillerieschlacht.

Mutig, fast bis auf den letzten Mann, verharren Franzosen und Briten in der Zwischenstellung. Bis 11.30 Uhr sind sie vollkommen aufgerieben. Was nicht fällt, was nicht verwundet am Boden liegt, muß in langen Reihen den Weg nach Norden in die deutsche Gefangenschaft antreten.

Inzwischen haben einzelne deutsche Stoßtrupps die feindlichen Artilleriestellungen erreicht. Die Batterien liegen zusammengeschossen, die Mannschaften vergast und tot auf den Lafetten oder über den Munitionshaufen. Gas- und Brisanzgranaten haben hier fürchterlich aufgeräumt. Kurz vor 12 Uhr

berennt der deutsche Angriff die zweite feindliche Linie. Fast die gesamte leichte Artillerie der Armeen Humbert und Gough fällt in die Hand der Angreifer. Oben, wo die Truppen des Generals Byng noch verbissen kämpfen und der Angriff nur langsam vorwärtsgetragen wird, gelingt es den Briten, viele Batterien noch rasch, über Flesquières hinweg, auf Bapaume zurückzunehmen.

Jetzt wird das Vordringen der Deutschen schwieriger, die Verteidigung überall planmäßiger. Wie durch Zauberhand beiseitegeschoben, lichtet sich plötzlich um 12.30 Uhr die Nebelwand. Warm strahlt die Frühlingssonne über dem Schlachtfeld Frankreichs. Hier und da wälzen sich noch letzte Nebel- und Pulverschwaden über die Felder, verschwinden rasch in Vertiefungen und Niederungen. Die Erde glänzt von frischer Feuchtigkeit, und im Gebüsch, das noch kahl und winterlich dasteht, aber schon mit schwellenden Knospen, hängen noch die Millionen glitzernder Nebeltropfen als kleine Tauperlen.

Die Zeit der Flieger ist angebrochen. Seit Stunden schon sind sie unterwegs. Sie schraubten sich mit vollaufendem Motor durch die Nebelwand, bis in die Höhen des reinen und warmen Sonnenlichtes. Unter sich sahen sie das wogende Nebelmeer, hier und da zerfetzt von Explosionen, stellenweise auch weiße Dampfberge, vom Luftdruck der Granateinschläge steil emporgedrückt. Aber sie vernahmen nichts von der brodelnden Schlacht da unten, weil das Lärmen der Motore jedes Geräusch erstickte.

Nur das Zittern und Beben, das stete Auf und Ab im Rumpf der Maschine spürten sie. Ihr Beginnen schien leer und hoffnungslos. Sie hatten den Auftrag, etwas über den Stand der Schlacht zu ergründen. Stunde um Stunde verbrachten die Maschinen über dem wogenden Nebelmeer, Einzelgänger, Ketten, Staffeln und Geschwader. Manchmal, beim Anfliegen eines der hoch emporragenden Dunstberge, durchzitterte, vom Anprall der Maschine gegen den Wasserdunst, ein starkes Beben die ganze Verspannung. Nein, ihren Auftrag, Augen der Schlacht zu sein, konnten die Flieger nicht erfüllen. Dagegen gab es schon ab 9 Uhr schwere Kämpfe. Immer wieder, wo sich deutsche und feindliche Maschinen beim Umfliegen eines Nebelberges begegneten, tackten rasend die Maschinengewehre, und einer trudelte ab, hinterließ, ehe er flammend in den abgrundtiefen Nebel tauchte, eine hohe, dunkle Rauchsäule.

Endlich aber ist die Sicht zur Erde frei geworden! Wie hungrige Raubtiere stürzen sich jetzt die Geschwader von hüben und drüben mit brüllenden Motoren in jede Lücke der Nebelwand, gehen ganz tief herab und versuchen vorerst, die Lage zu erkunden. Was ist eigentlich los? Wo sind die Deutschen? Wo sind die Franzosen und wo die Briten? Die geübten Augen der Männer von der Luftwaffe haben schnell das Geschehene überschaut und erfaßt. Schon schwirren die Beobachtungsmaschinen wieder davon, um Meldung zu erstatten. Die Nebeldecke verzieht sich voll und ganz, und die weite Himmelsfläche ge-

hört nur noch den Kampfflugzeugen. Dort nahen sie, die Tapferen des Richthofen-Geschwaders. Stolz ziehen sie ihre Bahn droben in der blauen Unendlichkeit.

Die Musketiere blicken zuversichtlich hinauf, lachen und schreien sich gegenseitig zu: „Seht doch, das Streichholzgeschwader!" Unter diesem Namen sind die Richthofen-Flieger in der deutschen Armee wegen des Aussehens ihrer Maschinen allgemein bekannt und beliebt. Der Rumpf der Maschinen ist hell, er schimmert, je nach dem Stand der Sonne, fast weiß, während die Motorhaube rot angestrichen ist. Wie Streichhölzer, denen man Flügel gegeben hat, zieht das Richthofen-Geschwader dahin. Die Feinde aber stellen mit Entsetzen fest: „Das berühmte deutsche Richthofen-Geschwader ist über uns! — — Es handelt sich hier also doch um die große deutsche Offensive, denn wo Richthofen auftaucht, da ist bestimmt etwas los oder etwas Großes beabsichtigt."

Die Nachricht vom Auftauchen des Richthofen-Geschwaders gelangt sehr bald ins Hinterland zu den feindlichen Stäben. Auf der ganzen Front, bis zur flandrischen Küste, werden sofort die britischen und französischen Luftgeschwader alarmiert. Sie sollen unter allen Umständen die Überlegenheit in der Luft herstellen und sich behaupten. Die feindlichen Maschinen fliegen an. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wird das Bild der Schlacht deutlicher. Aus zahlreichen Teilmeldungen erkennen die Stäbe den

wahren Ernst der Lage. Und nun sind auch die ersten sachlichen und genauen Fliegermeldungen fällig, unterstützt von Lichtbildplatten: „Der Feind ist überall, er steht in unserem Verteidigungssystem, seine zweite Welle ist im Anmarsch, und seine Reserve-Kolonnen ziehen sich lang hin bis zu 20 Kilometer ins Hinterland." So lauten die alarmierenden Meldungen.

Das alles stimmt genau, und das, was die englischen und französischen Flieger gesehen haben und was sie knipsen konnten, ist reine und sachliche Wahrheit. Die Schlacht ist entbrannt und läßt sich vorläufig schlecht an für die Alliierten. Welle um Welle ergießt sich die deutsche Infanterie über das weite Land, und weiter zurück folgen sie schon in guter Marschordnung den rasch voranrückenden Divisionen des ersten Treffens. Ganz dicht hinter den Munitionskolonnen und dem Troß dieser im Kampf liegenden Divisionen folgt schon die Infanterie der zweiten Welle. Das Gelände ist schwierig, durchlöchert und kann nur mit größter Anstrengung begangen werden. Für Menschen, Pferde und Maschinen bedeutet es die letzte Anspannung aller Kräfte.

Die Infanteriekompanien marschieren nicht mehr in Gruppenkolonnen, sondern in langen Reihen. Das feindliche Feuer und die Kettenbomben finden nur einen geringen Angriffspunkt in diesen schmalen Menschenlinien. Viel weiter zurück nahen die Kolonnen des dritten Treffens, die Divisionen der Heeresreserve. Die aber marschieren schon in Gruppen-

kolonnen. Und noch etwas Außergewöhnliches bemerken die feindlichen Flieger, noch eine Neuerung erregt ihr Staunen und veranlaßt sie zum Photographieren: da unten, zwischen den Infanterielinien, prescht Kavallerie!

Seit 1914 hat man die Kavallerie totgesagt. Im Osten, auf den weiten Strecken Rußlands, hat sie zwar bis in die jüngsten Monate immer noch glanzvolle Dienste geleistet, aber für die Westfront kam sie nicht mehr in Betracht, und nun ist sie wieder da. Aber es ist eine andere Kavallerie als die Truppe der Vorkriegszeit. Es sind keine Paradesoldaten und keine Paradepferde mehr, nein, die alten Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges haben sich aus ihren Gräbern erhoben beim Daherklirren der stürmenden Bataillone, haben sich ein letztes Mal in den Sattel geschwungen, um diesen großen Kampf ihrer Enkel und Nachfahren, der Soldaten von 1918, mitzuerleben. Wie Landsknechte von verlorenen Fähnlein jagen Husaren, Dragoner und Ulanen dahin, auf abgeschundenen, mageren, halbverhungerten Pferden, schmalgesichtige Reiter, den stählernen Sturmhelm auf dem Haupt, die Lanze in der Faust. Ein letztes Mal holen die Pferde aus. Morast spritzt unter den Hufen. Waffenklirrend, ernst, schweigsam traben die Reiter vorbei nach vorne, in die brodelnde Schlacht. Sie haben keine Zeit, Deckungen aufzusuchen, wenn die Schwingen feindlicher Kampfflieger fast die Wipfel der Straßenbäume streifen. Unbeirrt traben die letzten deutschen Reiter

in die Schlacht. Und das Herz der Infanteristen schlägt höher bei diesem Anblick.

„Kavallerie, Kameraden," rufen sich die Musketiere zu. „Es geht tüchtig voran, wenn schon Kavallerie vor muß!" Ja, wenn Kavallerie daherprescht mit den wehenden Wimpeln vorne an den Lanzenspitzen, dann ist der Durchbruch harte und erfreuliche Tatsache geworden. Kavallerie prescht daher, nicht in Massen, nein, nur hier und da ein Zug, hier und da ein Wachtmeister mit zehn oder zwanzig Reitern, hier und dort ein Leutnant mit dreißig Reitern oder noch weniger. Weit auseinandergezogen galoppieren oder traben die Reiter über das Trichterfeld, stets bereit, abzuspringen und mit dem Karabiner und dem mitgeschleppten leichten Maschinengewehr einzugreifen.

Zwischen der vorrückenden Infanterie fahren die Begleitbatterien auf niedriger Sturmlafette. Rote und grüne Signalraketen zischen schon stellenweise empor, aus den Leuchtpistolen der Infanterie-Zugführer, das Zeichen, daß man auf Widerstand, auf hartnäckige Verteidigung gestoßen ist. Fast schweigt das Artilleriefeuer oder tobt nur noch unregelmäßig, lebt wellenweise auf, um dann plötzlich wieder abzuflauen. Der Kampf bekommt jetzt ein neues Gesicht; es melden sich die Maschinengewehrnester. Im Gelände verstreut, an Waldecken, an Dorfrändern, in Hohlwegen, liegen feindliche Gruppen, vielleicht auch nur zwei oder drei Mann, manchmal ein Halbzug oder ein Zug. Die Haupt-

Das deutsche Heer greift an!

So lief die Front am 21. 3. 18 um 9.40 Uhr: ▬▬

Am Abend des 21. 3. war die Schlacht auf dieser Linie: • • •

So war es am 23. 3.: × × ×

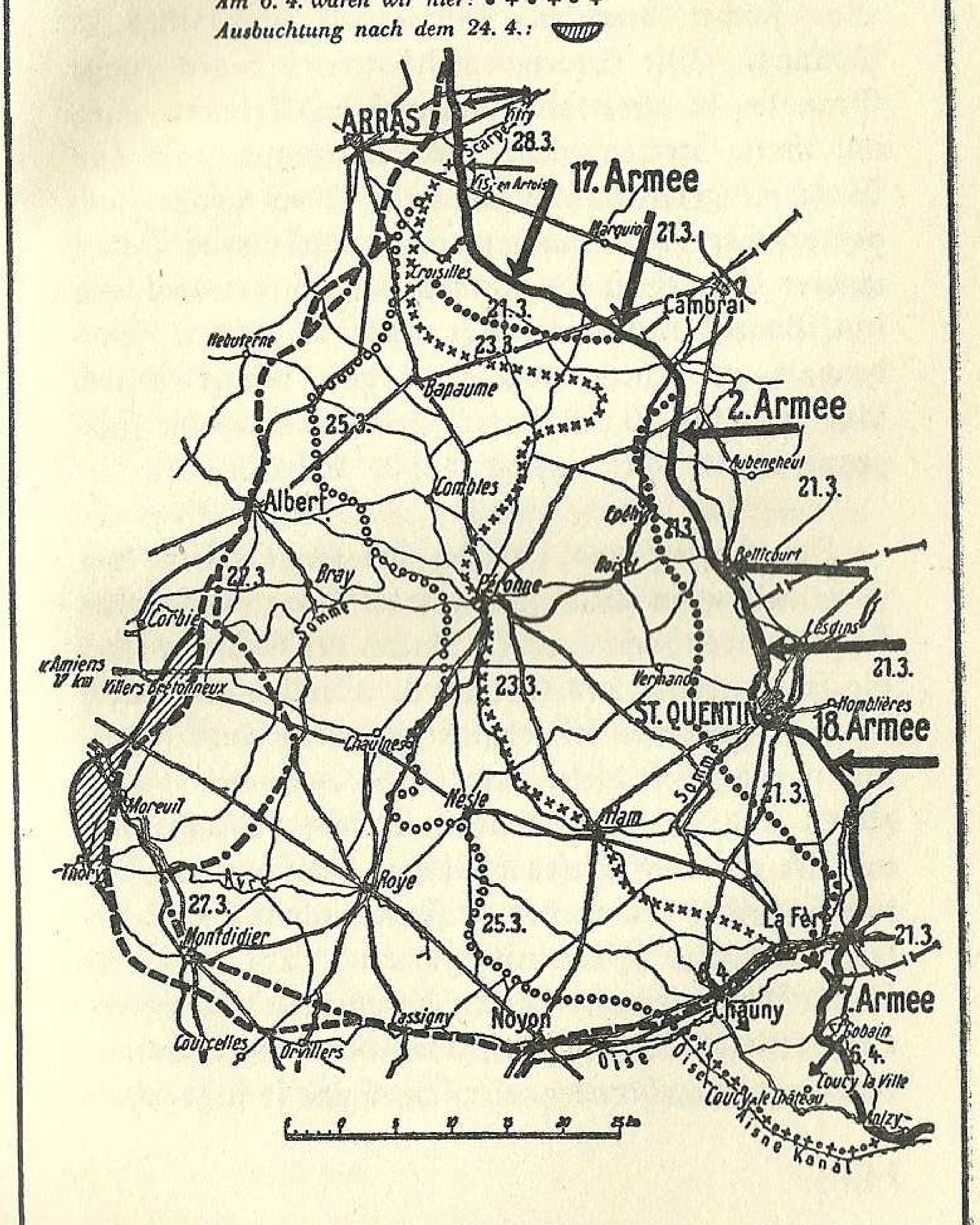
Und so am 25. 3.: o o o

Frontverlauf am 27. 3.: • ▬ •

Und so am 30. 3.: ▬ ▬ ▬

Am 6. 4. waren wir hier: • + • + • +

Ausbuchtung nach dem 24. 4.:



waffe dieser Unentwegten ist das leichte Maschinengewehr. Gut getarnt liegen die Schützen, bis die deutschen Angriffslinien vorbei sind oder bis sie ganz unmittelbar vor Visier und Korn auftauchen. Dann prasselt die Geschoßgarbe heraus und mäht und mäht. Vor solcher brutalen Plötzlichkeit muß alles in Deckung. Die Sturmbegleitbatterien jagen einige Granaten in direktem Schuß auf das erkannte Ziel, und mutig brechen wieder die Stoßtrupps gegen das Maschinengewehrnest vor. Hier ist ein großer und gefährlicher Feind aufgetaucht. Diese neue Taktik unserer Gegner ist ein Kampf, der sich bewährt und den Angriffstruppen blutige Verluste zufügt. Und dennoch, es geht vorwärts, es geht immer weiter. Auf mehr als 70 Kilometer Breite brandet die feldgraue Welle über das zerwühlte Schlachtfeld.

Im Hintergrund hat sich die lange Reihe der Fesselballone in Bewegung gesetzt. Langsam schieben sich diese weithinschauenden Augen der Schlacht über die Unebenheiten des Geländes. Sie hängen, durch lange Stahltrossen festgehalten, an ihren Fahrzeugen, die ungehemmt diese baumlosen Gegenden durchziehen und der vorrückenden Truppe so nahe wie möglich auf den Fersen bleiben. Zwischen La Fère und Croisilles rücken etwa 40 Fesselballone unaufhaltsam vorwärts. Nachmittags um 2 Uhr haben sie bereits Abschnitte erreicht, auf die um 9,40 Uhr schwere und mittlere Minen geschossen wurden, um den Infanteriesturm vorzubereiten. So schnell und so siegreich ist

bisher der deutsche Vormarsch verlaufen. Die Schlacht frißt sich mit jeder Minute tiefer ins französische Hinterland. Bei den deutschen Stäben laufen ständig günstige Nachrichten ein. Es geht weiter, immer weiter, und die Truppe ist in froher Siegesstimmung.

Die Schlacht teilt sich.

Langsam senkt sich der Abend nieder. Eine mondhelle Nacht wird es sein, das heißt, wenn nicht wiederum die Nebel steigen. Vorerst aber scheint sich das gute und helle Wetter halten zu wollen. Wahrscheinlich wird nach Anbruch der Dunkelheit der Vormarsch etwas stocken. Beim letzten Büchsenlicht steht die 18. deutsche Armee tief im Gelände der 5. britischen Armee, deren Front zwischen La Fère und Moy bereits in allen drei Verteidigungslinien zerschlagen ist. General Gough hat den drei Divisionen seines rechten Flügels den Befehl gegeben, sich auf den Crozat-Kanal zurückzuziehen. Der 2. Armee ist auch ein guter Vorstoß gelungen, aber ihr Gewinn bleibt hinter dem Erfolg der 18. Armee weit zurück. Die 17. deutsche Armee ist zwischen Croisilles und Flesquières nur wenige Kilometer in das Stellungssystem der 3. britischen Armee (Byng) gedrungen. Und nun, nach Sonnenuntergang, läßt sich Marschall Haig, der Oberkommandierende der Briten, genauen Bericht erstatten. Er weiß, daß ihn weitere Kämpfe treffen

werden. Kein Zweifel, die Hauptwut der feindlichen Angriffstruppe wird sich an der britischen Front entladen. Doch Haig ist immer noch guten Mutes; hinter dieser 3. Armee des Generals Byng stehen noch starke Reserven. Warum sollen die Franzosen nicht eingreifen und Verstärkung schicken? Haig ruft Pétain an:

„Das Ergebnis des Tages hat gezeigt, daß diesmal England die Last des Kampfes tragen muß. Die Deutschen haben in der Hauptsache bei uns angegriffen und werden in den nächsten Tagen weiterhin bei uns ihr Glück versuchen. Ich bitte Sie, mir sofort drei Ihrer besten Divisionen zur Verfügung zu stellen, und zwar im Raume zwischen St. Simon und Noyon. Diese Infanteriedivisionen wären auf Lastwagen zu verladen, und auf Abruf sofort, das heißt innerhalb drei Stunden, an unseren rechten Flügel zu werfen."

Pétain ist ob dieses Verlangens erstaunt. Aber er sagt zu. Er ist überzeugt, und das läßt er Haig deutlich durchblicken, daß Frankreich diesmal ebensoviel zu tragen haben wird wie England. Frankreich hat ja bisher die Hauptlast des Kampfes auf seine Schultern nehmen müssen, ganz abgesehen von den Abschnürungen der Nord- und Nordostprovinzen vom Schoße der Heimat. Gewiß, Pétain, der ruhige, besonnene Soldat, versteht durchaus das Verlangen des Engländers und begreift die Erregung, die hier verhalten durchdringt; er weiß schon, welch unerhörte Schlappe die 5. britische Armee im Laufe der letzten

Stunden einstecken mußte. Die 2. und die 18. deutsche Armee haben einen tiefen Keil in die Linien von Gough gestoßen. Was wird der morgige Tag bringen?

Die Nacht senkt sich nieder, langsam, viel zu langsam für die fiebernden Nerven der Männer da drüben. Der Feldgraue aber flucht, weil sich die andern jetzt, im Schutze der Dunkelheit, sammeln und setzen können. Besser wäre da schon eine fortlaufende Schlacht, ohne Pause. Jawohl, die wäre besser. Wo die Truppen stehen und liegen, schanzen sie sich rasch ein, aber ganz oberflächlich. Nein, nur keine Gräben! Nur ja keine Gräben mehr ausgehoben! Schützengräben bedeuten Stellungskrieg, und Stellungskrieg — das ist Kriegsverlängerung, das ist wieder ein weiteres Jahr quälendes Warten und Ausharren, das ist ein weiteres Jahr Hunger und Not und Tod. Nein, nur keine Gräben mehr!

Kleine, kaum fußtiefe Erdmulden werden in den lockeren, nassen Boden geschürft, jede gerade lang genug, um den Körper eines Liegenden aufzunehmen. Die geringe Böschung vorne dient als Gewehrauflage. Tornister und Sturmgepäck hinein, Zeltbahnen und Decken und Mäntel darüber oder um den Körper gewickelt, so wird geruht. Von jeder Gruppe streben zwei Mann nach rückwärts, zum Empfang von Verpflegung und Munition. Vorgeschobene Schützenschleier halten scharf Ausschau und sichern die ruhende Front vor Überraschungen und feindlichen Patrouillen. Leuchtkugeln zischen hoch, und manchmal fegen

überraschend die Maschinengewehrgarben über das Feld. Sie können jedoch den lebhaften Verkehr zu den anfahrenden Feldküchen und zu den Munitionsplätzen nicht unterbinden. Die Batterien verbessern ihre Stellungen, rücken nach vorne. Munitionsstapel werden gehäuft, alles macht sich wieder kampfbereit, und da, noch ehe der Morgen graut, setzt erneut ein kurzes starkes Trommelfeuer ein. Die Infanterielinien stürmen wieder vor, und wiederum weiß es der Gegner auf der ganzen Front: auch diesmal liegt die Hauptwucht des deutschen Kampfes in den Abschnitten der 2. und 18. Armee. Wiederum soll die 5. britische Armee Schlag auf Schlag einstecken. Im Laufe der Nacht hat Haig alle verfügbaren Reserven der Armee Byng zur Verfügung gestellt. Er will Bapaume unter keinen Umständen preisgeben, weil der Verlust dieser Stadt eine Bedrohung für Arras bedeutet und damit eine Gefährdung der rückwärtigen britischen Hauptlinien an der Flandernfront. An eine Verstärkung der Armee Gough hat Haig nicht gedacht. Gough wird schon mit den französischen Reserven rechnen können, denkt er.

Die 17. deutsche Armee kommt, genau wie am Vortage, nur langsam vorwärts. Stellenweise versucht die Armee Byng aus rückwärtigen Linien heftige Gegenstöße. Sie werden blutig abgeschlagen. Im Süden erreicht die 2. Armee mit ihrem rechten Flügel die Ortschaften Roisel und Vermand, zwei bisherige Hauptetappenorte hinter der britischen

Front. Der linke Flügel des Angriffs überschreitet am frühen Nachmittag den Crozat-Kanal an mehreren Punkten. Nun greifen auch die drei zur Verfügung gestellten französischen Divisionen ein, aus der Gegend von St. Simon.

Der Deutsche Kronprinz vertritt mit aller Entschiedenheit den weiteren Vormarsch seiner 18. Armee in Richtung Ham und Nesle, ohne Rücksicht auf das, was sich weiter rechts bei der 17. Armee abspielen mag. Dieser Wunsch des Kronprinzen entspringt dem gesunden Empfinden aller Frontsoldaten, die nun einmal in Schwung gebracht sind und diesen Schwung auch ausnutzen wollen. Eine Armee ist ein schwieriges, nur mit äußerster Vorsicht und mit größtem Können zu handhabendes Werkzeug. Es schlägt zu oder wird niedergeschlagen. Es ist Hammer oder Amboß, und wenn der Schwung auf dem Gipfel angelangt ist und sich anschickt, in die Tiefe zu fahren, auf den Amboß, dann soll niemand dazwischenspringen und den Schwung aufhalten wollen. Das ist die Meinung des Kronprinzen und damit aller Offiziere und Soldaten seiner Armeegruppe. Doch, dieser unerhörte Erfolg der 18. Armee, gepaart mit dem gleichfalls prachtvollen Vorgehen der 2. Armee, stellt Ludendorff vor schwierigste Entscheidungen. Selbst im Augenblick des Sieges muß die Oberste Heeresleitung weitersehen, und, mit dem Blick auf die strategische Karte, kommende Dinge vorausahnen. Jawohl, dieser Riesenerfolg hat die Oberste Heeresleitung in Verlegenheit gebracht.

Der linke Flügel der Armeen des Kronprinzen Rupprecht von Bayern und der rechte Flügel der Armeen des Deutschen Kronprinzen stoßen unaufhaltsam vor und schicken sich an, die Armee Gough vollkommen aufzureiben. Aber dieser Stoß geht ja schnurgerade nach Süden. Und nach Süden will ja Ludendorff gar nicht. Ludendorff will nach Westen, Ludendorff will eine Schwenkung vollziehen, zur Küste hin, um England zu treffen. Jawohl, das will die Oberste Heeresleitung. Bei der 17. Armee müßte es jetzt rascher gehen, aber die 17. Armee rückt nur langsam vor und erkämpft jedes Grabensystem mit dem Einsatz aller Kräfte und mit der opferbereiten Hingabe des letzten Musketiers, weil Marschall Haig längst alle seine Reserven oben in diesem Abschnitt stehen hat. Und so liegt das Hauptgewicht des Kampfes nicht mehr bleischwer und drohend im Artois und im hochgewölbten Bogen, der immer noch Cambrai bedroht, sondern viel südlicher im Sommegebiet, das schon tausendmal von Granaten aller Kaliber durchpflügt worden ist.

Ludendorff steht vor schwierigster Entscheidung. Soll er an seinem ersten Plan festhalten, oder die anderen Möglichkeiten erfassen, die sich im Laufe der Gefechtshandlungen ergeben haben? Der ursprüngliche Plan wollte die Küste. Jetzt aber hat sich die Schlacht in anderer Richtung entwickelt. Soll man die sich bietende Möglichkeit ausschlagen? Soll die deutsche Armee ein zweites Mal Gewehr bei Fuß stehen und ihren Vormarsch hemmen, auf der Stelle

treten, während vorne das Feld fast schon reingefegt ist? Nein, ein zweites „Marnewunder" darf nicht mehr sein. Aus den Erfolgen des bisherigen Schlachtverlaufs bildet sich von selbst eine neue Parole, und die heißt: Paris! Ehe zum dritten Male die Sonne über der gewaltig entbrannten Front aufgegangen ist, steht unerschütterlich fest: Die Schlacht hat sich gedreht. Gut, sie soll ihre jetzige Richtung behalten!

Nach Süden zu stoßen die deutschen Bataillone fast ins Leere, und oben bei der 17. Armee muß immer noch, meist von Grabenposten zu Grabenposten, von einem Maschinengewehrnest zum andern blutig gekämpft werden. Die Schlacht hat sich geteilt. Statt einer Front von mehr als 70 Kilometern, gibt es jetzt zwei Fronten von zusammen fast 100 Kilometern in der Ausdehnung. Die rechte Front kämpft gegen England, die linke gegen Frankreich. Das Schicksal hat es so gewollt, gut, man wird den Erfolg da erringen, wo sich die Gelegenheit bietet. Ludendorff erläßt sofort die entsprechenden Befehle. Der Vormarsch wird fortgesetzt, zuerst nach Süden, in Richtung auf Paris, und dann wird man weitersehen, jawohl, dann wird man weitersehen und rechtzeitig gegen Westen, auf die Küste abschwenken. Bei diesem Marschtempo werden die Kavallerie-Vorhuten der 18. Armee wohl in wenigen Tagen schon ihre Pferde in der Seine tränken können. Nie vorher und nie nachher schwebte Frankreich in einer größeren Gefahr als jetzt, nachdem Ludendorff den Befehl

gegeben hat, den Vormarsch geteilt fortzusetzen, auf Paris mit der Hauptwucht des deutschen Kampfes, und dann in Richtung auf die Küste.

Am Abend des 23. März ist die Somme an vielen Stellen überschritten. Längst liegt der Crozat-Kanal im Rücken der deutschen Angriffsdivisionen. Ham wird erreicht. Stundenlang durchziehen die deutschen Kolonnen diese zusammengetrommelte Ortschaft. Péronne fällt in deutsche Hand, Stadt und Zitadelle. Es ist ein Siegeszug sondergleichen. Und währenddessen arbeiten deutsche Artilleristen in einem großen Wald bei Laon, genau 120 Kilometer in Luftlinie von Paris entfernt, zwischen den Ortschaften Crépy und Couvron an der größten Überraschung dieses an Überraschungen so reichen Weltkrieges.

„Alarm! — Granaten auf Paris!"

Seit Monaten hat man drüben, im düstren Urwald, der sich von Laon aus bis zum Aillette-Grund breit und massig hinzieht, in aller Heimlichkeit ein Riesengeschütz aufgestellt. Mit deutscher Gründlichkeit ist dies Geschütz entworfen und gebaut worden. Fast ein Jahr liegen die ersten Versuche zurück. Vor vielen Monaten schon zischten die ersten Granaten dieser probeschießenden Überkanone irgendwo in die Nordsee, weil in ganz Deutschland kein

Schießplatz groß genug war. Trotz aller Neugierde und aller Aufmerksamkeit der Flieger, die oft in ganzen Geschwadern daherkamen und die seltsamen Arbeiten im Wald zwischen Crépy und Couvron untersuchen wollten, ist nichts, aber auch gar nichts in die feindliche Öffentlichkeit gedrungen. Der Wald von Crépy hat sein Geheimnis nicht preisgegeben. Und nun ist es so weit — —

Seit Tagen schon steht das Riesengeschütz fix und fertig, seit Tagen schon liegen die Geschosse bereit, jedes zwei Zentner schwer. Die Pulverladungen, jede im Gewicht von drei Zentnern, sind behutsam geborgen und bewacht in besonderen Unterständen. Gut getarnt und eingebaut steht die Kanone im Wald. Mehr als 34 Meter lang ist das 4000 Zentner schwere Geschützrohr. Es reckt sich drohend gegen den Himmel, und wer seine Achse anpeilt und mit Kompaß und Karte zur Hand ist, ja, wer nachmessen will, der findet in der genauen Richtung dieser Geschützachse das große Paris liegen, Hauptstadt und Kopf Frankreichs, Hauptstadt des Krieges, das Herz der Alliierten.

Dieses Herz gilt es zu treffen.

Das Riesengeschütz im Wald von Crépy will den Krieg mit Herzschüssen töten. Nicht feige Nachgiebigkeit tötet und erschlägt den Krieg, sondern nur die starke, scharfgeschliffene Waffe.

Paris ist Kopf und Herz Frankreichs und damit der ganzen Welt, die in 27 alliierten und verbündeten Mächten Deutschland mit der Waffe niederzwingen

will. Paris ist obendrein noch ein befestigtes Lager. Durch die zahlreichen Festungswerke, die draußen im Weichbild der Riesenstadt liegen, ist Paris kriegführende Stadt. Kein Wunder, daß Paris die bisherigen Jahre des Krieges hindurch das begehrte und beliebte Ziel vieler deutscher Flugzeuge war. Zeppeline und schwere Maschinen haben über dem Häusermeer ihre Bomben abgeworfen. Aber nun ist die Abwehr so vervollständigt worden, daß es praktisch unmöglich erscheint, überhaupt die Luftgrenze der Pariser Bannmeile zu überfliegen. Ein ganzer großer Stab, dem unzählige Batterien und schwere Maschinengewehre zur Verfügung stehen, unterstützt von schnellfliegenden Kampfmaschinen neuester Bauart, hat die Aufgabe, Paris vor jedem Überfall aus der Luft zu schützen. Nein, ein deutsches Flugzeug wird voraussichtlich niemals mehr seine Bomben über Paris abwerfen können.

Die Bevölkerung der Riesenstadt muß in Ruhe gehalten werden. Man muß ihr das Gefühl der Sicherheit und Ordnung geben, gerade jetzt, da es im Norden und im Nordwesten drunter und drüber zu gehen scheint. Die spärlichen und von der Zensur scharf unter die Lupe genommenen Berichte der Tageszeitungen versuchen ja, die ganze Größe der Niederlage seit dem 21. März geschickt zu verschleiern. Was in den beiden letzten Tagen von deutschen Divisionen vollbracht worden ist, stellt die Pariser Presse auf Befehl der Regierung als Harmlosigkeit hin.

Verlorenes Gelände? Ein paar aufgegebene Ortschaften! Na, was liegt da schon dran? Frankreich ist groß, und das, was die Deutschen jetzt durch ihren Sturm und nur mit Einsatz aller Kräfte, ohne Rücksicht auf irgendwelche Verluste, genommen haben, das ist doch nur jenes Gelände, das tausendmal schon unter vernichtendem Granatfeuer lag, Landstriche, über die der wechselnde Kampf seit Jahren hin und her ging. Es ist weiter nichts als ein Atmen der Front, ein Auf und Nieder, eine Ebbe und eine Flut, kurzum, es sind ganz natürliche Dinge, über die man nicht weiter beunruhigt sein darf. Die französischen und britischen Heerführer werden schon wissen, was zu tun ist. Sie werden den Gegner schon auffangen, wenn es die strategische Lage so erheischt. Überhaupt, mit dieser schwierigen Wissenschaft Strategie soll sich der Pariser nicht befassen, sondern seine Ruhe bewahren, jawohl, nur seine Ruhe. Ruhe und Vertrauen, das sind die Forderungen des Tages — —

So und ähnlich lauten die Stimmungsberichte der französischen Presse. Aber das Volk hat gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen. Es weiß, daß Frankreich und seine Alliierten oben im Norden eine schwere Niederlage einstecken mußten. Der geringste Anlaß kann jetzt die gefährliche, von der Regierung gefürchtete Panik auslösen. Um alles in der Welt, sorgt nur, daß keine Flugzeuge durchbrechen, von oben, vom Norden her. Sorgt unter allen Umständen, daß die Luftsperre über Paris gehalten wird, denn

Bomben auf Paris, jetzt, in diesem Augenblick — — nein, das wäre furchtbar, das wäre das Ende.

Nochmals gehen letzte, dringende Befehle hinaus an den Stab, der für die Luftsperre über Paris verantwortlich ist. Keine Minute bleiben die Flakbatterien und die schweren Maschinengewehre auf den erhöhten Punkten rings um die Hauptstadt unbesetzt. Das Lauschgerät horcht aufmerksam gegen Norden. Aber kein Motorengeräusch naht von dort her. Wirklich, der Deutsche wagt nicht mehr, Paris aus der Luft anzugreifen. Nein, er wagt es bestimmt nicht; denn auf den Flughäfen rings um die Hauptstadt warten die besten Kampfeinsitzer, bemannt mit den bekanntesten französischen Fliegern. Sie stehen da mit laufendem Motor, erzbereit. Nein, Paris werden die deutschen Maschinen nicht mehr erreichen!

Und da, am 23. März, etwa um 7.30 Uhr rauscht es in der Luft, und ein Geschoß heult nieder, wühlt sich zwischen dem Häusermeer in den Beton des Fahrdamms, zerschellt, reißt eine hohe Säule aus Trümmern empor. Unzählige Splitter fegen zischend umher, schlagen in Mauern, wühlen sich in Menschenleiber, Fensterscheiben klirren, Dachziegel rasseln herab, serienweise, zerbersten auf den Bürgersteigen. Im Stadtviertel rings um diesen Einschlag herrscht zuerst blasses Erstaunen. Und dann gellt der Ruf: „Alarm! In die Keller, — feindliche Flieger werfen Bomben!"

Der Himmel ist blau und fast ohne Wolken. Ein unbeschreiblich schöner Frühlingstag leuchtet über

der Hauptstadt Paris, die nun fiebert und hastet. Es ist gerade Zeit die kurz vor der Geschäftseröffnung. In einer halben Stunde muß in den Büros die Arbeit beginnen. Zehntausende von Menschen sind auf dem Wege zur Arbeit. Und gerade zu dieser kritischen Zeit fällt nun, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine deutsche Bombe mitten in die Riesenstadt Paris. Die Polizisten laufen, sperren die Einschlagstellen ab. Tote und Verwundete werden weggebracht. Tausende von Augenpaaren starren empor zum blauen Himmel und suchen den dreisten feindlichen Flieger.

Inzwischen aber läutet es Sturm beim Polizeipräsidenten, es läutet Sturm beim Stadtkommandanten. Von allen Seiten wird auch der Verteidigungsstab angerufen: Eine Bombe ist gefallen und hat Opfer gefordert. Wo bleibt die Abwehr? Warum wird nicht geschossen? Warum ist kein Alarm durchgegeben worden? Wer hat versagt? Warum hat man die feindlichen Geschwader oder das feindliche Flugzeug nicht rechtzeitig gemeldet? Und während sie noch fragen und beraten, zischt es wiederum in der Luft, und ein zweites Geschoß saust nieder, schwer und wuchtig wie ein Hammerschlag. Es trifft wiederum mitten in die Hauptstadt und schmettert Menschenleben entzwei. Die Außenposten auf den einzelnen Forts werden alarmiert. Alle Fernrohre suchen den Himmel ab, Stück für Stück. Die Feuerschlünde der Flakbatterien stehen angriffsbereit emporgereckt, aber nichts ist zu sehen, nichts. Über Paris wölbt sich nach wie vor ein blauer, fast makelloser

Himmel. Und aus der Ferne, das hört man auch ohne Lauschgerät, klingt nur das dumpfe Rasseln und Rollen der Artillerieschlacht.

Aber da orgelt es schon wieder herab, und eine weitere Granate schlägt mitten in pulsendes Leben. Draußen auf dem Flughafen steigen jetzt die Kampfflieger hoch. Die Luft über Paris ist bald erfüllt vom Donnern der Motore. Na, man wird diesen hartnäckigen Deutschen, der alle zwanzig Minuten etwa eine Bombe absausen läßt, bald verjagen. Verjagen?! Nein, abschießen wird man ihn, diesen frechen Burschen. Der französische Flieger Fonck soll aufsteigen und ihn bekämpfen. Fonck wird ihn schon nicht entwischen lassen.

Die Regierung telephoniert und beordert Fonck herbei, den als unbesiegbar geltenden Kampfflieger. Fonck liegt mit seinem Storch-Geschwader nicht weit. Er steigt sofort auf und durchsucht den blauen Himmel. Weit und breit kein Deutscher zu sehen. Hier handelt es sich ohne Zweifel um eine Maschine, die besonders für Flüge in großer Höhe ausgestattet ist. Wahrscheinlich ist der Apparat so getarnt, durch irgendeine neue vorteilhafte Schutzfarbe, daß man ihn nicht sehen kann, nicht einmal durch gute Ferngläser. Na, man wird ihm schon beikommen. Höher schrauben sich die Geschwader, voran der unbesiegbare Fonck. Heulend ziehen die Motore hinauf in den blauen Himmel, und die Menschen unten in den Straßen und an den Fenstern sehen und hören es und freuen sich, daß nun dieser neue Schrecken bald vorbei sein

wird. Natürlich, diesem hartnäckigen Boche da oben wird man das Handwerk bald gelegt haben.

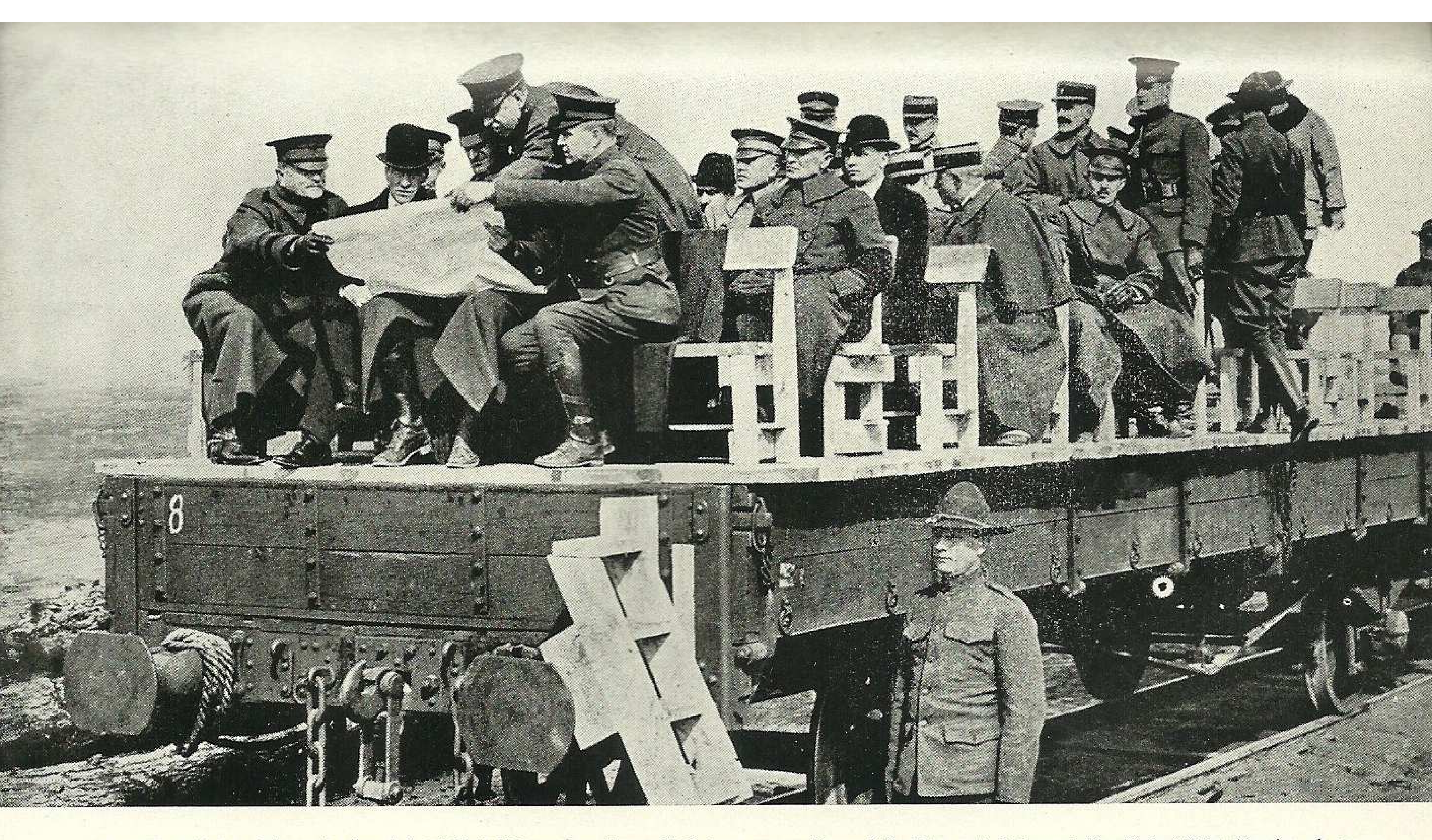
Doch, während das Storchengeschwader emporsteigt, kracht es erneut, und da wird über Paris Groß-Alarm geblasen. Feuerwehren durcheilen die Straßen. Alles flüchtet in die bombensicheren Keller und Unterstände. Die Untergrundbahnen fahren nicht mehr, und auch oben steht alles still. Ganz Paris ruht. Nur Hunde huschen noch sorglos über die sonnig-warmen Bürgersteige, und hier und da, an einer Straßenecke, steht ein Schutzmann und äugt voller Besorgnis nach oben und lauscht auf den Klang des nächsten Geschosses, das mit unerbittlicher Regelmäßigkeit zwanzig Minuten nach dem letzten Einschlag wieder niedergehen wird.

Die Regierung hat sofort die große Gefahr für die Stimmung der Hauptstadt erkannt und daher ein Extrablatt befohlen. Darin wird kurz und deutlich erklärt, daß Paris seit dem frühen Morgen von feindlichen Fliegern beschossen wird und daß Verluste zu beklagen sind. Maßnahmen zur Vertreibung der Flieger, so behaupten die Extrablätter, sind bereits angeordnet und werden inzwischen mit aller Kraft durchgeführt.

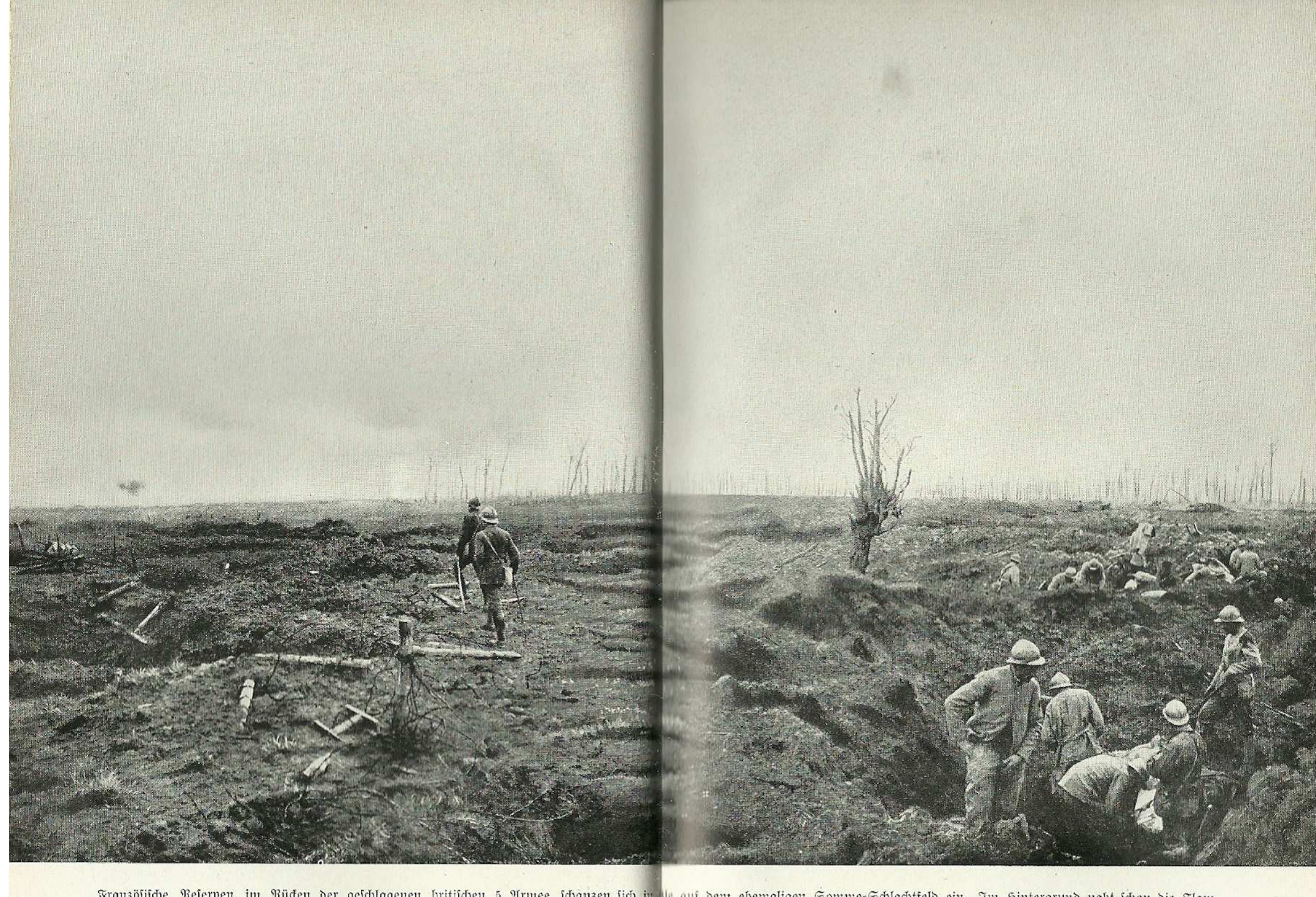
So, nun wissen es die Bürger. Sie hören oben das trostreiche, kraftvolle Lied der eigenen Kampfgeschwader, sie sehen, daß die Regierung feste Hand und kühlen Kopf behält. Sie wagen sich wieder aus ihren Verstecken und Unterständen. Solch ein Alarm

kann doch nicht ewig dauern. Der Verkehr brummt wieder auf, und gegen Mittag zeigt die Hauptstadt fast ihr alltägliches Gesicht. Metro, Omnibusse und Straßenbahnen setzen sich wieder in Bewegung. Mit mehrstündiger Verspätung gelangen die Arbeitenden an ihre Ziele. Doch die Beschießung dauert an. Alle zwanzig Minuten ein Geschoß auf Paris. Die eigenen Kampfgeschwader sind zurückgekehrt. Nichts haben sie gefunden, nichts. Dagegen beklagen sie den Verlust eines ihrer besten Kampfflieger. Der erfolgreichste amerikanische Kampfflieger Collins stieg, auf der Suche nach dem vermeintlichen deutschen Höhenflugzeug, immer steiler empor, immer höher, bis ihn das Bewußtsein verließ. Krachend stürzte er zur Erde, unweit vom Flughafen Le Bourget.

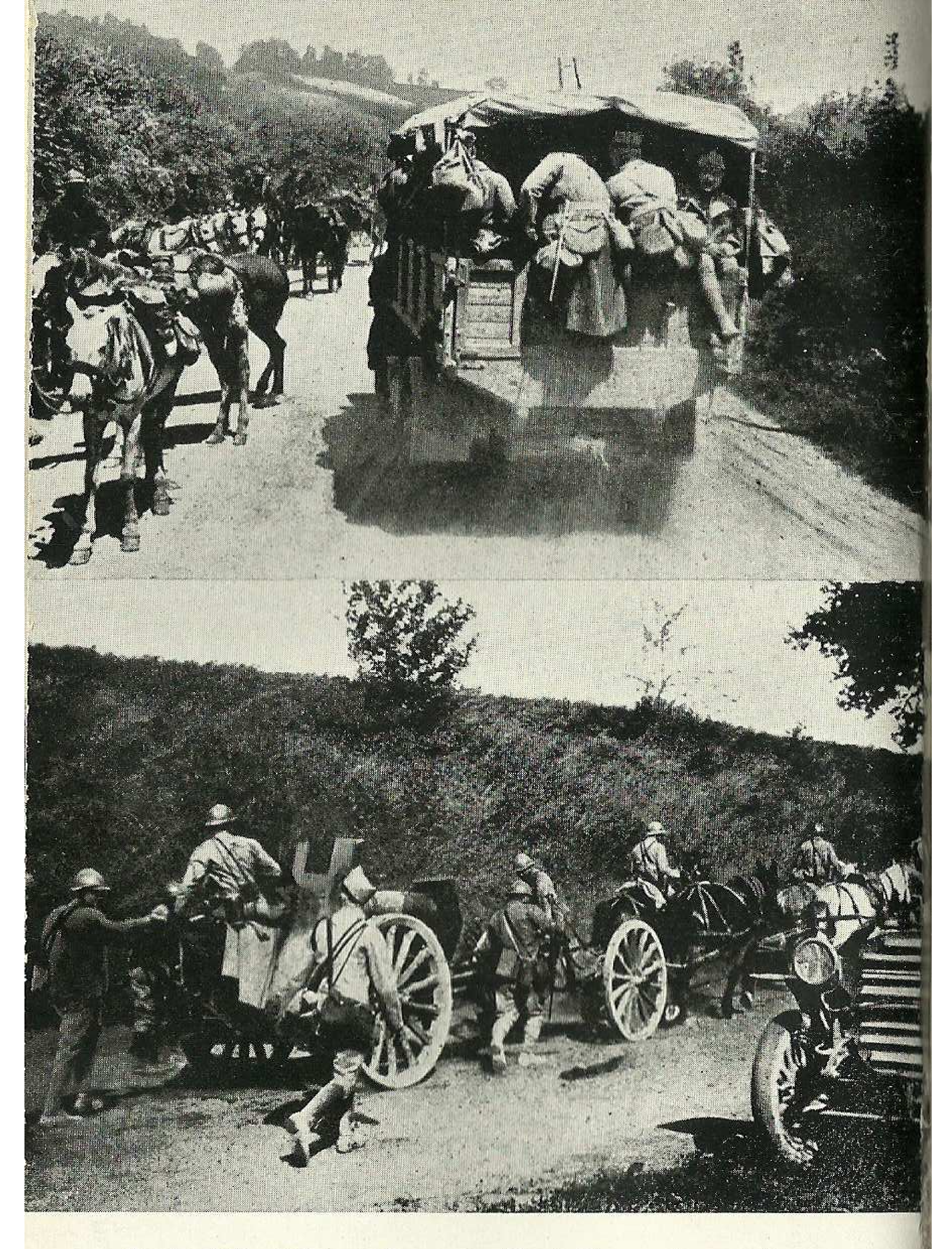
Der Groß-Alarm läßt sich einfach nicht mehr durchführen. Paris kann nicht den ganzen Tag in Kellern und Unterständen sitzen. Das Leben geht doch weiter und verlangt seine Rechte. An den Höhenflieger glaubt schon seit 13 Uhr kein Mensch mehr, auch die Regierung nicht. Wilde Gerüchte schwirren umher: „Paris wird von einem deutschen Geschütz beschossen, von einer Kanone, die irgendwo im Weichbild aufgebaut ist.“ Ja, wer wagt es denn, solche Mär zu verbreiten? Das ist doch ein Verbrechen! Verrat — eine solche Behauptung! Das läßt jenen Geist vermuten, der die Armeen Frankreichs vor Jahresfrist zu Meuterei trieb. Geschütze in der Bannmeile von Paris!? Ja, dann könnten es ja nur französische Geschütze sein, Kanonen irgendwelcher



Amerika will den Krieg mit aller Gründlichkeit führen. Der Generalstab (ganz vorne General Pershing und Kriegsminister Baker) fährt Strecken ab, um Anmarschmöglichkeiten zu erkunden. Es soll alles recht großzügig unternommen werden.



Französische Reserven im Rücken der geschlagenen britischen 5. Armee schanzen sich in Eile auf dem ehemaligen Somme-Schlachtfeld ein. Im Hintergrund naht schon die Flammende Wand der brodelnden Schlacht, die sich nun, am dritten Angriffstag, diesem hier gezeigten Gebiet des welligen Landstrichs zwischen Bouchavesnes und Rancourt nähert. Aber schon am 24. wird der deutsche Vormarsch über dieses Gebiet hinwegbrausen. Links im Bilde sieht man noch Spuren eines Drahthindernisses aus der Sommeschlacht 1916.



Der französische Rückzug am Damenweg. (Oben): Jäger werden zum Gegenstoß an den Ourcq=Bach gefahren. (Unten): Artillerie auf dem raschen Rückzug hinter die Marne.

Meuterer, die blindlings auf die Hauptstadt schießen. Nein, ausgeschlossen, das ist doch widersinnig! Man müßte jeden, der so etwas verbreitet, festnehmen lassen. An die Wand stellen sollte man diese Miesmacher, jawohl, an die Wand!

Könnte es nicht doch ein deutsches Geschütz sein? — Irgendeine deutsche Kanone, die im Wald von Fontainebleau nördlich von Paris steht und nun, durch ihre Stimme und ihr Wirken, den Vormarsch der deutschen Armee an der Front unterstützt? Ja, wie sollte denn die deutsche Kanone in den Wald von Fontainebleau kommen! Ach was, den Deutschen ist alles zuzutrauen. Denen gelingt so etwas bestimmt, wenn sie es fest vorhaben. Vielleicht haben sie das Geschütz Teil für Teil aus Flugzeugen oder Zeppelinen an großen Fallschirmen abgeworfen, zusammen mit der Bedienung. — Vielleicht sind es auch Kriegsgefangene, die sich hinter der Front herumtreiben und nun auf ihre Weise Krieg führen wollen!? Und könnten nicht gar deutsche Artilleristen im September 1914 abgedrängt und versprengt worden sein und sich im dichten Wald von Fontainebleau bis jetzt verborgen gehalten haben?! Paris fiebert und stellt Fragen, und niemand weiß die richtige Antwort.

Und nun fangen die Ballistiker an zu rechnen, und die ältesten Artilleristen ergehen sich in Theorien. „Hier kann es sich nur um ein Lufttorpedo handeln," sagen die Gelehrten, „um ein Geschoß, das mehrere Pulverkammern in sich birgt, die sich nach und nach entzünden und den Sprengkörper immer weiter-

treiben." Die Regierung schickt zwei Kavallerie-Regimenter, unterstützt von mehreren Jägerkompanien in den Wald von Fontainebleau. Jeder Busch wird durchstöbert, alles wird durchsucht, aber der große Wald rauscht im Frühlingswind und schweigt. Keine Meuterer-Batterie hält sich im Dickicht verborgen, keine deutschen Kanoniere weit und breit. Und während sie suchen und lauschen, fallen immer wieder neue Geschosse in das Häusermeer von Paris. Alle zwanzig Minuten unerbittlich ein Geschoß. Endlich weiß es die Regierung: Paris wird mit einem Riesengeschütz beschossen. Anders kann es nicht mehr sein.

Die Gesichter beugen sich über die Karten und suchen. Als nächster Punkt an Paris liegt oben am Damenweg die stille Front zwischen Reims und Soissons. Und gleichzeitig melden die Schallmeßtrupps aus jenem Abschnitt das Abfeuern vieler Batterien gleichzeitig alle 20 Minuten, seit der frühen Morgenstunde kurz nach 7 Uhr. Jawohl, dort oben, hinter dem Damenweg, liegt des Rätsels Lösung. Diese Artilleriesalven alle zwanzig Minuten, verbergen den Abschuß der Riesenkanone. Nun weiß man, wo sie steht. Es ist bitter, der Bevölkerung von Paris sagen zu müssen, was die Deutschen, diese ausgehungerten, materialarmen Deutschen, vollbringen konnten. Vor drei Jahren schon gab man ihnen nur noch wenige Monate Kampffähigkeit, eine Folge der rücksichtslosen Blockade. Niemand stand diesen hartbedrängten Deutschen zur Seite. Die Rohstoffe

der Welt waren fast alle gegen die feldgrauen Soldaten aufgeboten, und dennoch hatten sie, im vierten Kriegs- und Hungerjahr, den Mut zum Angriff gefunden; nicht genug, ihre Industrie hat ein Wunderwerk gebaut, ein Geschütz, das mehr als 120 Kilometer weit schießt.

Die französische Presse wird unterrichtet, und eine Stunde später jagen die Zeitungsjungen mit den frischen Extrablättern über die Boulevards. Ganz Paris liest mit Staunen:

„Die Hauptstadt wird mit einem weitreichenden Geschütz aus 120 Kilometer Entfernung beschossen. Maßnahmen zu seiner Bekämpfung sind bereits eingeleitet."

Der Pariser schüttelt den Kopf. Diese Leistung ringt ihm stille Achtung ab. Aber die Angst wächst; denn das Geschütz will nicht schweigen. Das ganze Leben der Hauptstadt schwebt in Gefahr. Alle zwanzig Minuten der unerbittliche Hammerschlag in das Häusermeer. Wenn er gefallen ist, weißt du, daß du jetzt noch zwanzig Minuten hast. Diese zwanzig nächsten Minuten sind dir sicher, vielleicht wird der kommende Schuß auch wieder weitab von deiner Wohnung niedergehen, vielleicht aber auch in dein Haus oder in deine Straße fallen und dich zermalmen. Eine Mehrmillionenbevölkerung lebt nur noch in Etappen von je 20 Minuten. Niemand weiß, was in 20 Minuten sein wird.

Währenddessen arbeiten sie drüben im Urwald bei Crépy, hundertzwanzig Kilometer entfernt, am Riesengeschütz, schieben neue Granaten in das 34

Meter lange Rohr, richten es empor, stecken die Pulverladungen in die stählernen Kammern, drehen an den schmatzenden Verschlüssen, die dick und wuchtig sind wie die Türen schwerster Panzerschränke. Ein telephonischer Durchspruch an die zahlreichen, aufgefahrenen schweren Verschleierungsbatterien, und zur angegebenen Sekunde zerreißt ein hundertfaches Donnern und Brüllen die laue Frühlingsluft. Hundert Granaten wühlen sich zwanzig oder dreißig Sekunden später in die französischen Stellungen drüben am Damenweg. Nur eine ist dann noch unterwegs und reist hoch oben in der Stratosphäre, durchrauscht eine unerhörte Strecke im fast luftleeren Raum, der ihr kaum noch Widerstand bietet. Unten haben die Verschleierungsbatterien längst wieder neu geladen. Das Riesengeschoß aber, dieses eine Geschoß aus der Pariser Kanone, wie sie bereits schon im Mund der Feldgrauen heißt, heult immer noch seinem Ziel entgegen. Zweieinhalb Minuten nach dem Abschuß saust die Granate mit ihrem furchtbaren Doppelzentnergewicht in den Pariser Asphalt.

Polizeipräsident und Gouverneur stehen ratlos. Es muß etwas geschehen. Die Maßnahmen zur Bekämpfung des Ferngeschützes sind zwar befohlen, liegen aber noch in weiter Ferne. Zuerst müssen die französischen Batterien den genauen Standort des großen Geschützes ausfindig machen. Erst dann können die erforderlichen weitreichenden Batterien zusammengezogen werden. Darüber müssen noch

mehrere Tage vergehen, aber tagelang kann und darf Paris nicht mehr warten. Es muß endlich zum Schweigen gebracht werden, dieses hartnäckige Geschütz da oben im Wald bei Laon. Die Stimmung in der Hauptstadt kann nur noch gehalten werden, wenn die Riesenkanone wirksam niedergekämpft ist. Alles hängt an einem Faden. Nur jetzt keine Panik. In seiner Ratlosigkeit wälzt das Pariser Polizeipräsidium viele Pläne. Was jetzt an der Front gegen die deutsche Kanone geschieht, zählt vorläufig nicht, nein, in Paris selbst muß gehandelt werden. Zuerst gilt es, die Gefahr einer Panik zu bannen. Alles für die Sicherheit der Bevölkerung.

Polizeibeamte werden mit Trommeln und Pfeifen ausgerüstet. Beim Wiederbeginn der Beschießung sollen sie im Laufschritt auf die Straße und durch viel Geräusch die Bevölkerung alarmieren. Auf einen raschen Alarm wird es ja ankommen, um Verluste zu vermeiden, oder um sie auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Das Geschütz im Wald von Crépy hat, nach mehrstündiger Beschießung, aus eigenem Ermessen ausgesetzt. Man muß den Zustand des Materials prüfen. Außerdem soll sich das Riesenrohr abkühlen. Die Pariser aber frohlocken schon und glauben bereits an die Auswirkung der versprochenen Abwehrmaßnahmen. Da setzt erneut die Beschießung ein. Und nun eilen aus allen Polizeirevieren die Schutzleute mit Trommeln und Pfeifen. Sie durchlaufen die Straßen und Gassen und vollführen einen Höllenlärm.

Dieser ungewohnte Anblick hat eine seltsame Wirkung, jedenfalls eine andere Wirkung, als sie der Polizeipräsident beabsichtigte oder vorausahnen konnte. Der Stadtschutzmann war immer schon für die vorlauten Pariser mehr oder weniger eine Witzblattfigur. Nun sehen sie diesen oft bewitzelten Mann in geradezu lächerlicher Aufmachung mit einer Trommel, die er nicht richtig oder nur mangelhaft handhabt, im Mund eine Pfeife, der er schrille, quietschende und quäkende Töne entlockt. Grund genug für den Pariser, um endlich wieder mal zu lachen. An den Straßenecken sammeln sich Gruppen von Menschen, lachen und lachen. Sie biegen sich vor Lachen, sie klatschen in die Hände vor Freude über den gelungenen Spaß. Seit dem 14. Juli 1914, dem großen Nationalfest, an dem früher, vor dem Weltbrand, immer so viel Freude herrschte, hat Paris nicht mehr so herzliche Lachsalven gehört, wie jetzt über den heiteren Aufzug der Schutzmannschaft, die man mit Kindertrommeln und Kinderpfeifen in den Kampf gegen das deutsche Ferngeschütz schickt. Nein, so was!

Verpufft ist jede Angst vor den niedersausenden Granaten. Erstickt alle Miesmacherei, vertrieben alle düsteren Vorahnungen, erledigt in brodelndem Lachen. Ganz Paris lacht. Was hundert offizielle Aufrufe und Ermahnungen zur Ruhe und Besonnenheit niemals erreicht hätten, das gelingt ungewollt und ganz zufällig der Regierung, die ihren Pariser Schutzleuten eine lächerliche Ausrüstung auf-

zwingt. Für 24 Stunden ist jede Panikgefahr gebannt. Die Stimmung für Paris und damit für ganz Frankreich und für die Front der Alliierten ist gerettet. In höchster Not griffen Kinderpfeifen und Kindertrommeln ein. Das Schicksal der Menschen hängt manchmal nur an einem Faden, an einem dummen, lächerlichen Faden.

Drüben, unweit vom großen Triumphbogen in seinem Arbeitszimmer, sitzt Clemenceau, der alte Tiger, und läßt sich Bericht erstatten über das lachende, Witze reißende Paris. Seine buschigen Augenbrauen zucken, und sein Seehundsbart beginnt zu wackeln, und da lacht auch er. Eine halbe Minute lang lacht der Tiger erleichtert und grimmig, und dann schlägt er mit der Faust auf den Tisch und schreit: „Ich werde es ihnen sagen, den Generälen, ich werde es ihnen schon klarmachen, was ich will und was Frankreich haben muß. Sie mögen kommen oder nicht, die Deutschen, sie mögen durchbrechen und vormarschieren, ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich schlage mich hinter Paris, ich schlage mich in Südfrankreich und in den Pyrenäen, wenn es sein muß, — aber ich schlage mich!"

Die Lücke in der Front.

Während Clemenceau in Paris grimmig auf den Tisch schlägt und lacht, weil die Stimmung in der Hauptstadt wieder einmal gerettet ist, wenigstens für armselige 24 Stunden, ist drüben an der Front

zwischen Marschall Haig und General Pétain ein Streit entbrannt. Aber davon weiß Clemenceau vorläufig noch nichts. „Der Hauptstoß findet bei mir statt," so behauptet Haig. „Ludendorff will ans Meer. Ich habe bereits 30 Divisionen eingesetzt, sie sind zu Schlacke ausgebrannt, nur noch sieben, allerhöchstens acht Divisionen stehen mir zur Verfügung. Auf meiner ganzen Front bin ich im Nachteil. Bisher habe ich Byng stützen können, aber nun erreichen mich alarmierende Nachrichten von der Front der 5. Armee; auch Byng beginnt zu weichen, und die 17. deutsche Armee stößt bei Bapaume vor. Nicht genug! Nördlich von Croisilles bis zur Scarpe hin gerät meine ganze Front ins Wanken. Ich erbitte dringend französische Hilfe. Ganz besonders schnell muß die Armee Gough abgelöst oder wenigstens gestützt werden. Nur dann, nur durch eine Verlängerung der französischen Front um 40 Kilometer nach Norden zu, wird es möglich sein zu halten, und zwar zwischen Somme und Scarpe, auf einer Front von 36 Kilometern, besser gesagt von Péronne bis Arras. Sollten Sie, Herr General Pétain, bis zum Morgengrauen des 24. März die entsprechende Verlängerung ihrer Front nach Norden zu nicht vornehmen können, so garantiere ich leider für nichts mehr. Ich bitte ausdrücklich um Ablösung meiner Armee Gough, nicht um Verstärkung."

Am andern Ende des Drahtes überlegt Pétain. Ihn hat Frankreich zum dritten Male vor eine schwere Aufgabe gestellt. Zuerst war es bei Verdun. Damals

übernahm er die Verteidigung der Feste, die mancher Stab schon verloren geben wollte. Ein zweites Mal hat er einspringen müssen, als die Armee am Damenweg meuterte. In jener kritischen Stunde des Krieges hat ihm Frankreich den Oberbefehl übertragen, eine schwere Aufgabe; denn es galt ja, die in Auflösung befindlichen Armeen zu befrieden und zur Ordnung zu bringen. Jetzt wieder soll er, General Pétain, die ganze Wucht des Kampfes auf sich ziehen und den Feind hinter der Somme aufhalten. Und obendrein soll er seine Hand noch nach Norden zu ausstrecken, um den Briten zu helfen. Nein, das geht diesmal über die Grenzen der Möglichkeit. Woher die erforderlichen Soldaten nehmen, woher?

„Es ist mir unmöglich, Herr Feldmarschall," antwortet Pétain, „Ihnen diese 40 Kilometer lange Frontstrecke abzunehmen. Dazu müßte ich 20 Divisionen haben, zwanzig von den dreiunddreißig, die augenblicklich der französischen Armee noch zur Verfügung in Reserve stehen. Zudem erwarten wir in den nächsten Tagen den Hauptstoß der Deutschen in der Champagne. Wir glauben nicht an die Hauptschlacht in Ihrem Abschnitt. Alles, was bei Ihnen geschieht und augenblicklich auch bei uns, bedeutet nur Ablenkung. Die Deutschen werden bestimmt in der Champagne angreifen, und dafür müssen wir unsere Reserven bereithalten."

Auf der anderen Seite herrscht minutenlanges betretenes Schweigen. Und dann sagt Haig ganz langsam und mit Betonung:

„Die britische Armee kämpft augenblicklich mit dem Rücken an der Mauer. — Wir — sind — am — Ende!"

Diese düstere Erklärung überzeugt Pétain von der dringenden Gefahr, in der nun die britische Armee schwebt.

„Gut, so übernehme ich den Abschnitt zwischen Somme und Oise."

Damit ist ein wichtiger, folgenschwerer Entschluß gefaßt. General Fayolle bekommt das Oberkommando über alle französischen und britischen Streitkräfte, die zwischen Barisis und Péronne operieren. Ihm unterstellt werden die 3. Armee des Generals Humbert und die 1. Armee des Generals Debeney, macht zusammen 12 Divisionen. Gleichzeitig wird die 1. Armee mit 6 Divisionen aus den Vogesen und aus der Champagne gezogen und in Eiltransporten an die Somme geworfen. Drei Kavalleriedivisionen bekommen Befehl, sich sofort in Trab zu setzen und in den bedrohten Abschnitt einzuschwärmen. Aber auch diese Maßnahme befriedigt Marschall Haig noch nicht. Er will ja, wie er ausdrücklich erklärte, keine Stützung seiner Front, sondern Ablösung, damit er seine Truppen oben zusammenziehen kann, um Arras und die rückwärtigen Linien zur Küste hin zu verteidigen.

Inzwischen hat General Humbert die letzten Bataillone des V. französischen Armeekorps in den Hexenkessel geworfen, um den raschen deutschen Vormarsch der 18. deutschen Armee zu hemmen. Vier

Stunden später sind auch sie völlig ausgebrannt, vernichtet und überrannt.

Am frühen Morgen des 24. März marschieren deutsche Kompanien durch Bapaume und Combles. Weiter im Süden wird Chauny erreicht und überrumpelt. Und da klafft zwischen der französischen und der britischen Armee eine Lücke von 16 Kilometer Breite. Die Engländer klammern sich verzweifelt an der Somme fest, südlich von Péronne. Von dort bis kurz vor Nesle gähnt aber die verhängnisvolle Lücke in der Front. Die französische Armee marschiert gegen Südwesten ab. Ihre linken Flügel streifen Roye und wollen sich erst später bei Montdidier zum Kampf stellen. Und währenddessen drängen sich die Engländer an der Somme zusammen, und es ist kein Kavallerie-Korps da, auf deutscher Seite, um jetzt in die Lücke zu traben und den unerhörten Erfolg auszubeuten. Jetzt einige zehntausend deutsche Reiter in die Bresche geworfen, und ein glanzvoller Sieg ist sicher. Und durch das Häusermeer von Paris wird bald der Marschtritt der deutschen Sturmkolonnen hallen. Aber Kavallerie ist ja nicht da. Im entscheidenden Augenblick fehlt uns diese wichtige und schnelle Waffe. Der Deutsche siegt und siegt, aber seinen Sieg weiß er nicht zu halten.

Die Nacht sinkt herab und bringt einige Ruhe auf dem Schlachtfeld. Und beim Morgengrauen des 25. März setzt, nach kurzem Kampf, der Vormarsch wieder ein. Die 18. deutsche Armee marschiert vor, so schnell die Beine der Musketiere es vermögen.

Weit und breit ist kein Feind mehr zu sehen. Erst im Laufe des Vormittags verdichtet sich der Widerstand. Aus der Richtung von Montdidier fahren Reserven an, werden sofort in die Schlacht geworfen. Diesmal sind es Franzosen. Einige Stunden sind ungenutzt oder wenigstens nicht voll ausgenutzt für die deutsche Armee verlaufen. Keine Panzerwagen, nicht genügend Geschütze und so gut wie keine Kavallerie da, sonst hätte man den Keil zwischen dem englischen und dem französischen Heer verbreitern und tief durchtreiben können bis nach Paris, in das Gehirn des Krieges. Unversehens stoßen die vorrückenden deutschen Schützenlinien auf französische Lastwagenkolonnen, die selbst erstaunt sind, den Gegner so rasch vor sich zu sehen. Von der klaffenden etwa 16 Kilometer breiten Lücke hatte man ihnen nichts gesagt. Sie hofften wenigstens noch Nachhuten zu finden, aber nichts ist mehr da, nichts. Weit und breit kein Franzose und kein Engländer der vordersten Linie mehr. Fast ohne Streich werden die französischen Reserven bewältigt und in Gefangenschaft geführt. Und immer wieder heißt es bei der deutschen Infanterie: „Hätten wir jetzt Kavallerie, nur Kavallerie!! Ein einziges Kavallerie-Korps hier in die Lücke geworfen, könnte für immer den Zusammenschluß der französischen und der britischen Armee verhindern und Panik säen, bis nach Paris hinein!"

Die kostbaren Stunden vergehen, und jede bringt neue Truppenmassen, neue französische Reserven, eilig aus Paris an die Front geworfen oder aus den

Garnisonen der Bannmeile. Frankreich schwebt mehr denn je in dringender Gefahr.

Am 26. März ist die Armee Gough endgültig zerschlagen. Die ganze 5. britische Armee hat aufgehört zu existieren. Acht Divisionen sind vom Erdboden verschluckt, von der Schlacht verzehrt, vom Kampf zerrieben und zerschlagen. Am Abend dieses Tages stößt eine schwache deutsche Reiterpatrouille in einem Hohlweg auf ein Maschinengewehrnest. Die Briten in diesem Hohlweg sind entschlossen, zu stehen und zu kämpfen. Ehe noch die deutschen Reiter auf Rufweite heran sind, um mündlich zur Übergabe aufzufordern, rattert ein leichtes Maschinengewehr und wirft die Husaren aus dem Sattel. Auch die bald nachrückenden Musketiere werden von wütendem Maschinengewehrfeuer empfangen und arbeiten sich vorsichtig gegen den Hohlweg vor. Erst nach Anbruch der Dunkelheit wird der Weg endlich erreicht, aber er ist leer. Die Briten, diese Letzten, die hier Widerstand leisteten, haben bereits wieder den Rückzug angetreten und sind verschwunden, getarnt durch den Bodendunst. Und die Deutschen ahnen nicht, daß sie hier um ein Haar den britischen Armeeführer General Gough mit den letzten seiner Stabsoffiziere gefangen hätten.

In dieser Nacht vom 26. zum 27. März, während oben an der Front die Schlacht wieder ruhiger atmet und neue Kraft für den morgigen Tag sucht, arbeitet ununterbrochen der Draht zwischen Paris und London

und von den beiden Hauptstädten zu den einzelnen Armeestäben hin. Marschall Haig befiehlt die sofortige Angabe, welche Hilfsmittel, Schiffe, Kräne, Verladevorrichtungen und sonstige technische Möglichkeiten zur Verfügung stehen, um die britische Armee nach England einschiffen zu können. Er befindet sich in Doullens, wo der große Kriegsrat der Alliierten zusammengetreten ist. Der englische Kriegsminister Lord Millner ist anwesend, es sitzen ferner am Beratungstisch Poincaré, Clemenceau, Pétain und General Foch. Hier gibt es nichts mehr zu beschönigen, das wissen diese Männer, die am späten Abend dieses 26. März sorgenvoll im Rathaus zu Doullens über den Karten sitzen. Denn einwandfreier und offenkundiger als diese war noch nie eine Niederlage. Die französischen und die britischen Armeen haben seit dem 21. März Gefecht um Gefecht verloren. Jeder Tag brachte mehrere vernichtende Schläge an allen Punkten der Front. Paris muß gedeckt werden, unter allen Umständen, aber dabei darf man keinesfalls den Zusammenhalt zwischen den beiden verbündeten Armeen preisgeben. Man sucht nach einem Rat und findet keinen. Die Generäle sind sich nicht einig, und niemand weiß, was der morgige Tag bringen wird. Nur zwei Männer hegen volle Hoffnung und weigern sich, an den deutschen Sieg zu glauben. Der eine ist Clemenceau, der hier nochmals erklärt, daß er sich überall schlagen wird und daß er bereit ist, wenn es sein muß, ganz Frankreich aufzugeben und den Rückzug bis an die spanische

Grenze oder bis ans Mittelmeer anzutreten. Niemals wird er Frieden schließen, erklärt er, niemals wird er einen deutschen Sieg über Frankreich dulden.

Die Generäle schauen sich verstohlen an. Sie kennen den alten, verbissenen Tiger, und vielleicht halten sie diese wütenden Ausfälle für kindlichen Chauvinismus, der sogar lächerlich wirkt in diesem Augenblick, da draußen machtvoll die Waffen sprechen. Aber es ist noch ein anderer Mann da, der felsenfest an den Endsieg glaubt und mit fast prophetischen Worten an den Tag gemahnt, der kommen wird und kommen muß, an den Tag, der die Alliierten am Rhein sehen wird. Dieser Mann ist General Foch. Die Briten halten seine Voraussagen, daß sie dereinst ihre Rosse im Rhein tränken werden, in diesem Augenblick, da man die deutsche Faust fester denn je im Nacken spürt, geradezu für baren Unsinn. Aber sie achten diesen Mann mit der ruhigen, festen Sprache. Und der Kriegsminister Millner beugt sich vor zu Clemenceau und Haig und flüstert:

„Wenn schon ein Oberbefehl über die alliierten Streitkräfte geplant ist, dann möchte ich General Foch als Oberbefehlshaber vorschlagen.“ So geht die Unterredung in Doullens wenigstens mit einem greifbaren Erfolg zu Ende. General Foch wird zum Oberbefehlshaber über die alliierten Truppen in Frankreich erwählt, und damit gewinnt der Krieg ein neues Gesicht. Die Krisis zwischen der britischen und der französischen Armee ist überbrückt. Kein General darf in Zukunft noch die Interessen seines eigenen

Landes vertreten, sondern jeder muß für das große Ganze streiten, für das allgemeine Ziel, zuerst für das Festklammern am Gelände, und dann für den Gegenstoß und das Abdrängen der Deutschen, mit Hilfe der Amerikaner, bis zum Rhein. England wollte ja bisher nur das Vorrücken der Deutschen zur Kanalküste verhindern, Frankreich dachte daran, Paris zu schützen und Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen. Jede der alliierten Mächte hatte ihr Sonderziel. Aber nun, unter dem allgemeinen Oberbefehl, wird es nur noch ein Ziel geben, ein einziges Ziel unter Ausschaltung aller anderen: Der Feind wird geschlagen!

Sofort gibt Foch seine Befehle und Anweisungen. Amiens muß unter allen Umständen gehalten werden. Lastwagen und Transportzüge mit frischen Truppen rollen dorthin, Franzosen und Briten gemischt. Und dann wird die Verbindung zwischen den beiden Armeen unverzüglich wiederhergestellt.

Aber während sie verhandeln und Befehle erteilen, weichen die in Auflösung begriffenen englischen und französischen Truppen noch weiter zurück. Auf allen Wegen und Straßen sieht man abgehetzte Soldaten, teilweise ohne Bewaffnung, viele mit durchbluteten Verbänden. In wilder Flucht zieht auch die Zivilbevölkerung aus dem bedrohten Gebiet. Mit armseligem Gepäck, mit Hab und Gut, verstopfen die Flüchtlinge alle Straßen. An den

Kreuzungspunkten stockt jeder Verkehr, und dazwischen hauen die deutschen Langrohrgranaten. Beim Dorf Colincamps, in der britischen Rückzugsfront, bringt ein Pionieroffizier drei Dampfpflüge in Sicherheit. Beim Daherrattern der wuchtig gebauten Motoren gellt in den englischen Linien der Entsetzensschrei: „Deutsche Tanks!"

Ein ganzes Bataillon beginnt zu fliehen, ohne auch nur den geringsten Versuch eines Widerstands. Vier weitere Bataillone rechts und links werden mitgerissen und verlassen panikartig ihre Stellungen. Mehrere tausend Mann auf der Flucht vor drei vermeintlichen deutschen Tanks! Doch, deutsche Tragik: wir haben keine Tanks einzusetzen. Noch stundenlang geistert an der britischen Front die Angst vor den deutschen Tanks — —!

Aber auch für die Deutschen meldet sich jetzt ein neuer, zielbewußter Gegner: der Infanterieflieger. Er ist ja längst kein Unbekannter mehr, der Infanterieflieger, auf beiden Seiten. Er stieg einzeln herab auf ein gut sichtbares und erkanntes Ziel und jagte seine Maschinengewehrmunition heraus, um gleich wieder zu verschwinden. Nun aber hat man auf britischer und französischer Seite ganze Geschwader zum Verzweiflungskampf aufgestellt. Wo die Infanterie ihre Stellungen unter dem Druck des deutschen Angreifers nicht halten kann, wo der Durchbruch erfolgt ist und die feldgraue Infanterie schon ungehemmt vormarschiert, da treten jetzt, am fünften und sechsten Tag der Schlacht, plötzlich dichte Fliegerschwärme

auf. Sie stoßen in Massen ganz tief herab. Luft und Erde sind erfüllt vom Brüllen ihrer Motoren.

Vorneweg rasen die leichten Infanterieflieger und fegen rücksichtslos in die deutschen Kolonnen. Dahinter, etwas höher, etwas bedächtiger, fliegen die schweren Bomber, lassen ihre Kettenbomben fallen und fügen dem Angreifer schwere Verluste zu. Die deutschen Divisionen sind zuerst überrascht, finden sich aber sehr schnell zurecht und nehmen schon am zweiten Tag immer rechtzeitig Deckung und Tarnung, wenn die feindlichen Kampfflieger aus der Ferne heranbrummen. Nichts kann den Vormarsch der Deutschen aufhalten, nichts. Das britische Tankkorps bekommt den verworrenen Befehl, mit Panzerwagen bis an die wichtigen Kreuzungen vorzufahren, sie dort zu sprengen und somit die Straßen zu sperren. Stellenweise wird dieser Befehl ausgeführt. Vergebens, am frühen Morgen des 27. März ist Albert erreicht und überschritten. Bapaume, Combles, Chaules, Nesle und Noyon liegen schon tief in der deutschen Etappe, und die Angreifer nähern sich bereits der Stadt Montdidier. Am 27. März, im Laufe des Nachmittags, wird auch Montdidier eingenommen, und zwischen der 3. und 1. französischen Armee klafft eine Lücke von 7 Kilometern, in der sich nicht mehr ein einziger Poilu befindet. Zum zweiten Male ist somit der deutschen Kavallerie oder den deutschen Panzerwagen eine unerhörte Möglichkeit gegeben, aber Kavalleriemassen und Panzerwagen sind nicht da. Nein, sie sind nicht da!

Erst im Laufe des 28. März können die Alliierten etwas erleichtert aufatmen. Die Lücke zwischen den beiden Armeen wird geschlossen, und langsam gewinnt die französische Artillerie wieder die Oberhand. Bei uns klappt es mit der Munitionszufuhr nicht mehr, weil die Strecken zu weit geworden sind. Die berüchtigte, völlig zerstörte Alberich-Zone ist ja von keiner Kolonne zu durchqueren. Tag und Nacht werken Pioniere und Schanzarbeiter, um Straßen und Brücken wieder befahrbar und begehbar zu machen. Aber was mehr als hundert Tage und Nächte Trommelfeuer zerstörten, was im Frühjahr 1917 planmäßig aus strategischen Gründen abgebaut werden mußte, kann nicht in wenigen Stunden wiederhergestellt sein. Die ganze Wucht des Angriffs richtet sich jetzt gegen die französische Front. Der Kronprinz, dessen 18. Armee ja bisher den glanzvollsten Sieg des gesamten Michael-Unternehmens errungen hatte, schlägt eine Schwenkung nach Westen vor, und zwar mit dem rechten Flügel der 18. Armee. Die 2. Armee soll mitmachen. Gemeinsam hätten diese beiden siegreichen Armeen dann die alten deutsch-französischen Stellungen im Avre-Grund westlich von Roye zu erreichen. Dann erst will der Kronprinz die Operation nach Südwesten und nach Süden auf Paris zu fortsetzen.

Inzwischen wirft der Feind ununterbrochen neue Divisionen vor die Front der 18. Armee. Aus Flandern rücken englische Truppen in langen Autokolonnen heran. Kaum ausgeladen, marschieren sie

schon in die brodelnde Schlacht. Deutsche Flieger erspähen endlose Truppentransporte auf allen Straßen und Bahnen, die nach Compiègne führen. Auf dem rechten Flügel der 17. Armee verdichtet sich der Widerstand von Stunde zu Stunde. Die Parole des Obersten Kriegsrates, Amiens unter allen Umständen zu decken, wird ausgeführt.

Immer noch kämpft sich die 18. Armee und mit ihr der linke Flügel der 2. Armee durch das unwegsame frühere Kampfgelände des Somme-Gebietes. Das Vorrücken wird am 29. März noch schwieriger. Oben, bei der Armee Byng, herrscht an diesem Tage fast völlige Ruhe. Angreifer und Verteidiger stehen sich atemlos und ermattet gegenüber. Die Schlacht ist zusammengeschrumpft und brüllt nur noch auf knapp 30 Kilometer Front, in der Gegend von Montdidier, südlich der Somme. Stellenweise tritt der Feind schon zu Gegenstößen an. Der Befehl der Obersten Heeresleitung, Amiens wegzunehmen, bleibt aber bestehen. Diese Stadt gilt als wichtiger Verkehrsknotenpunkt hinter der feindlichen Front. Die Armeegruppe „Deutscher Kronprinz" erkennt am Abend des 29. März, daß die Schlacht am Wendepunkt angekommen ist. Langsam ebben ihre Wellen ab und wollen sich schon verlieren. Die Truppe beginnt sich wieder einzugraben, und damit steht das Gespenst des Stellungskrieges vor aller Augen. Nein, nur das nicht!

Vor der Front der 18. Armee verstärkt der Feind von Stunde zu Stunde seine Stellungen. Wenn die

Offensive fortgesetzt werden soll — und sie muß fortgesetzt werden — dann darf nicht mehr gezögert werden. Die Oberste Heeresleitung erkennt diese Gründe an und befiehlt für den 30. März die rücksichtslose Wiederaufnahme des Kampfes und des Vormarsches. Nach kurzer Artillerie-Vorbereitung greift die 18. Armee am Morgen des 30. März an. Aber welch ein Unterschied zwischen diesem Artilleriefeuer und jenem, das vor 9 Tagen erst auf den Gegner niederprasselte. Die deutschen Batterien haben kaum noch Munition. Viele Geschütze sind ausgeleiert, Mannschaften und Bespannungen übermüdet. Auch die Infanterie ist in ihrem Schwung durch die all zu großen Verluste der letzten Tage, durch die unerhörten Strapazen des Vormarsches stark gelähmt. Es ist nicht mehr jene ungebrochene Kraft, die mit dem Kampfruf „Michael!" am 21. März um 9.40 Uhr aus den Schanzen stieg. Gelichtete Bataillone rennen gegen die aufgefüllten und ausgeruhten Divisionen der Gegner an. Und trotzdem gelingt diesen abgekämpften Feldgrauen die Wegnahme einiger Kilometer Gelände. Zwischen Moreuil und Montdidier wird die Avre überschritten und der Bergrücken bei Boulogne — La-Grasse fest in die Hand genommen. Die Franzosen versuchen zahlreiche Gegenstöße, aber die Feldgrauen halten sich hartnäckig und verteidigen mutig ihre eroberten Stellungen. Am Abend des 30. März gibt Ludendorff den Befehl, alle Angriffe einzustellen.

Unternehmen Michael ist beendet.

Am gleichen Abend schreibt General Foch an Clemenceau: „Bisher hat uns der Feind die Handlungsweise vorschreiben können. Seit heute Abend stehen die Alliierten wieder in ihren Schanzen, und die Möglichkeiten des Kampfes sind 50 zu 50."

Zwischen Sieg und Sieg.

Mit seiner Behauptung kommt General Foch etwas zu früh. Ludendorff hat wohl die Einstellung des Michaelunternehmens befohlen, aber das soll nicht Stillstand heißen. Am 4. April, nach fünftägiger Ruhepause, wird die Truppe erneut angreifen, um die einmal gesteckten Ziele zu erreichen. Zuerst gilt es, die ausgepumpten und ausgebluteten Bataillone des ersten und zweiten Treffens aus der Front zu ziehen und durch frische oder wenig verbrauchte Truppen des dritten Treffens zu ersetzen. Neue Divisionen sind inzwischen eingetroffen oder aus ruhigen Stellungen gezogen worden. Nach anfänglicher Trockenheit hat sich das Wetter inzwischen verschlechtert und stellt erhöhte Ansprüche an Menschen und Bespannungen.

Am Morgen des 4. April liegt die Front wieder in Rauch und Flammen gehüllt, und dann stürmt die deutsche Infanterie aus den Behelfsstellungen. Zuerst scheint es gut voranzugehen, aber schon gegen Mittag ist der Schwung gelähmt unter wachsender feindlicher Abwehr. Bei Moreuil wird ein nennens-

werter Geländegewinn erreicht. Aber zum Vormarsch reicht es nicht mehr. Amiens, das Ziel, liegt noch 20 Kilometer in nordwestlicher Richtung vor den deutschen Gewehrmündungen. Ludendorff sieht ein, daß es keinen Zweck hat, hier noch weitere Verluste durch hartnäckiges Festhalten am Offensivplan hinzunehmen. Er läßt wiederum die 18. und 2. Armee auf der Stelle treten und befiehlt für den folgenden Tag, auf dem nördlichen Ufer der Somme, einen letzten Versuch. Und auch hier wird nur noch ein geringer Erfolg erzielt. Deshalb, am Abend des 5. April: „Sofortiger Abbruch aller Angriffe!"

Das feldgraue Heer gräbt sich wieder ein. Vierzehn Tage lang hat es im freien Feld gekämpft, hat mehr als 50000 Gefangene gemacht, hat ungeheure Mengen an Kriegsmaterial aller Art erbeutet. Fünfundvierzig französische Infanterie-Divisionen, und 6 Kavallerie-Divisionen, dazu 40 britische Divisionen, sind zerschlagen. Eine ganze britische Armee, die des Generals Gough, ist mit Mann und Roß sozusagen vom Erdboden verschwunden. Ganze Provinzen sind überrannt worden, und Frankreich hat gezittert unter dem Tritt der deutschen Infanterie-Bataillone. In Paris haben deutsche Granaten Angst und Verderben gesät. Marschall Haig spielte schon mit dem Gedanken der Einschiffung seiner ganzen Armee. Und nun steht die Front wieder. Aber dieser Stillstand ist keine Niederlage für die deutschen Waffen, nein, er bedeutet nur Aufschub, Frankreich und England haben ihre größte Nieder-

lage eingesteckt und warten mit Beben auf das, was in den nächsten Tagen kommen wird. Ludendorff, das wissen sie, wird sich mit diesem ersten Erfolg nicht zufrieden geben. Er hat Amiens nicht erreicht, er wird das Glück der deutschen Waffen an anderer Stelle der Front versuchen. Noch ist der weite Bogen an vielen Stellen sehr dünn und stark gefährdet.

Und nun geht wieder das Harren und Warten und das Hoffen und Befürchten an, wie vor dem 21. März. Wieder zittert ganz Frankreich und ganz England vor den Deutschen, die kommen werden und kommen müssen; und wie zur Bekräftigung, daß noch lange nicht alles zu Ende sein wird und daß der Kampf nicht beendet ist, sondern nur ruht, schlägt ohne Pause das deutsche Riesengeschütz aus dem Wald von Crépy unbarmherzig in das Häusermeer der Riesenstadt Paris, in das Herz Frankreichs. Es sind jetzt sogar zwei Geschütze oben im Wald von Crépy aufgebaut, und das Feuer auf die Hauptstadt Frankreichs rollt dichter und heftiger. Mit Wut versuchen die besten Batterien, die besten Bombengeschwader der Alliierten diese Pariser Geschütze außer Gefecht zu setzen — es gelingt ihnen nicht. Die anfängliche Sorglosigkeit, genährt durch Zeitungen und durch die Witze über das Erscheinen der trommelnden und pfeifenden Straßenpolizei, ist längst verebbt und hat einer dumpfen Niedergeschlagenheit Platz gemacht.

Noch einmal können die Zeitungen ihre Leser bis zur Weißglut aufputschen, als am Nachmittag

des 29. März, am Karfreitag, ein deutsches Geschoß die Kirche der St. Gervaispfarre zu Paris trifft, 75 Beter tötet und 90 verwundet. Es wird den Deutschen niederträchtige Absicht vorgeworfen, aber bei einigem Nachdenken muß jeder Laie zugeben, daß es unmöglich ist, auf 128 Kilometer Entfernung — so weit war die Entfernung von der Geschützmündung bis zur Einschlagstelle — ein schmales Kirchendach zu treffen. Nur ein bedauerlicher Zufall hat es gewollt. Die deutsche Heeresleitung befiehlt für den Begräbnistag der Todesopfer in der St. Gervais-Kirche eine längere Feuerpause. Nein, es kann hier unmöglich Absicht unterstellt werden. Aber dieser Schuß in die dichtgefüllte Kirche ist der feindlichen Propaganda geradezu willkommen. Tagelang, wochenlang noch wird die öffentliche Meinung mit Berichten und grauenvollen Einzelheiten aufgepeitscht.

Drüben in Amerika bringen die Zeitungen ganzseitige Bilder und Berichte über diese neueste Untat der „Hunnen". Die Propagandamänner der Northcliff-Presse reiben sich vergnügt die Hände. Mit diesem Schuß haben ihnen die Deutschen unbeabsichtigt ein geradezu unbezahlbares Thema gegeben. Wirklich, dieser Fernschuß, dieser Zufallstreffer in eine Kirche, ist für die Kriegswerbung in Amerika willkommen. Der neue Verbündete drüben, jenseits des Ozeans, muß noch mehr aufgeputscht werden, muß sich noch mehr für den Krieg gegen Deutschland begeistern; denn an der Somme, an der Avre, an der Aisne, überhaupt zwischen den Vogesen

und der Kanalküste bereitet sich etwas Drohendes, Unheimliches vor, die neue, fürchterliche Schlacht. Den Deutschen genügt es nicht, daß sie 60 Kilometer tief, über alle Hindernisse hinweg, in französisches Land gedrungen sind. Sie werden wieder angreifen, und immer wieder, das steht fest. Fieberhaft arbeiten Franzosen und Engländer überall an Abwehrmaßnahmen. Nördlich von Paris entstehen zahlreiche Verteidigungslinien unter den nimmermüden Spaten chinesischer Kulis.

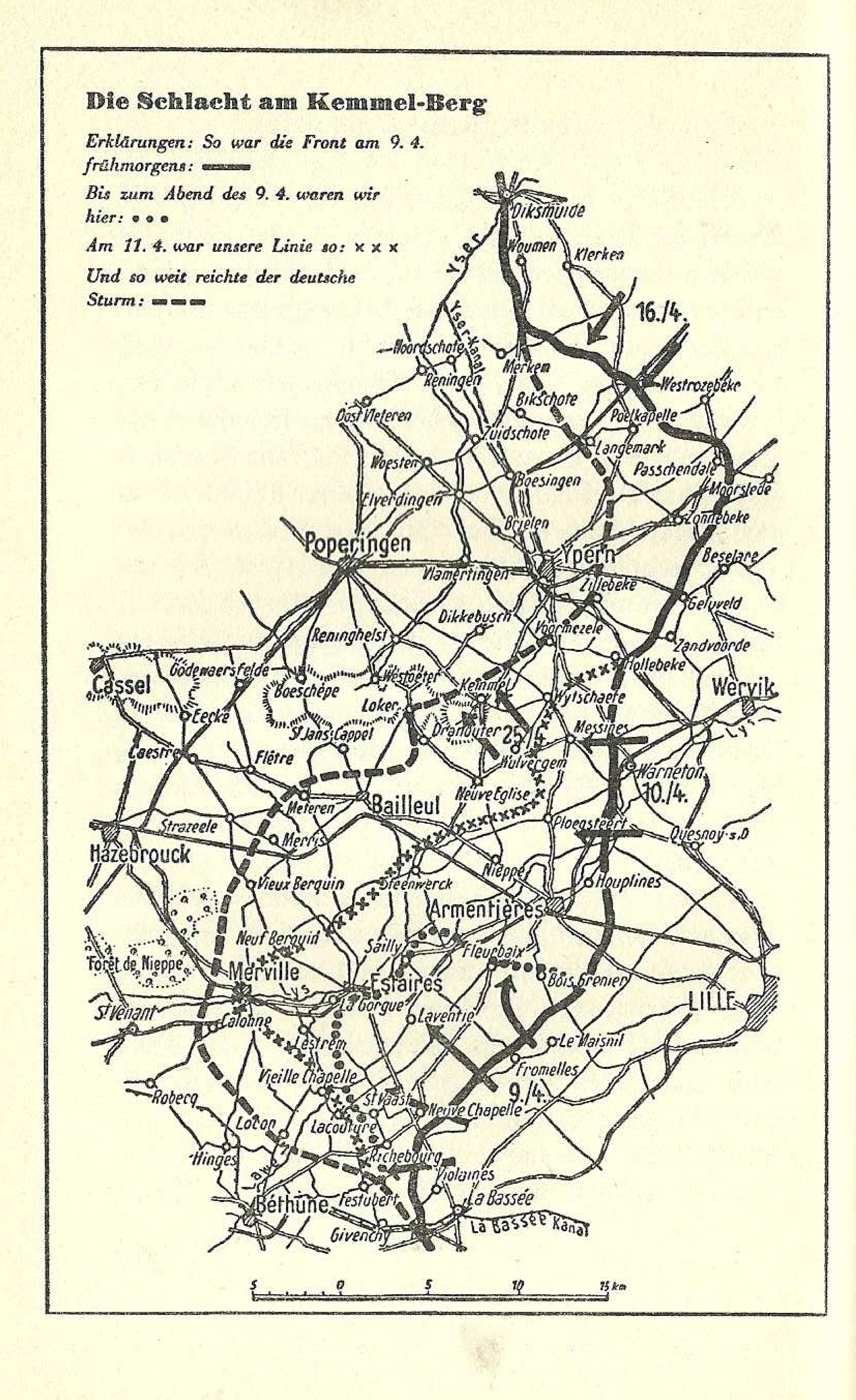
Auch im Norden des Somme-Gebietes, zwischen Arras und Albert, wo die britische Armee den nächsten deutschen Stoß erwartet, entstehen zahlreiche starke Stützpunkte und Verteidigungslinien. Emsig schanzen die Kulis, angetrieben durch guten Sold und Leistungsprämien. In aller Stille bereitet Foch einen Gegenstoß vor, aus Amiens heraus. Die Engländer sollen dann gleichzeitig auf beiden Seiten der Somme angreifen, die Franzosen aber westlich und südöstlich von Montdidier. Man will dadurch die große Bahnlinie von Paris nach Amiens aus der deutschen Bedrohung befreien. Schon in den ersten Apriltagen rollen starke Reserven oben in diesen Frontabschnitt. Aber ehe General Foch handeln kann, packt Ludendorff wieder eisern zu.

Der erste Tag der Schlacht ist vorbei, der zweite Tag steigt schon aus dem Dämmer der Ewigkeit!

Der zweite Tag.

Vom 21. bis zum 30. März hat die britische Armee furchtbar gelitten. Von ihren 60 Divisionen haben nicht weniger als 55 an der großen Schlacht teilgenommen. Davon wurden 29 Divisionen zweimal eingesetzt und 6 Divisionen sogar dreimal. Fast 15000 Offiziere und 288000 Mann gelten als tot, vermißt oder gefangen, oder liegen irgendwo als Verwundete in Lazaretten. Zum Auffüllen der stark gelichteten Verbände kann England nur 81000 Mann auf das Festland schicken. Hiervon sind nur 31000 alte Soldaten, bei den andern handelt es sich um junge Leute von 18 und 19 Jahren. In der Heimat drüben werden die Büros und die andern beliebten Aufenthaltsorte für Drückeberger und Heimkrieger ausgekämmt, aber das ergibt wiederum nur 88000 Mann, die später eingesetzt werden können. In Eile füllt man die Regimenter auf, aber zehn Divisionen müssen gestrichen werden. Es sind keine Soldaten mehr da.

Unsere Verluste sind selbstverständlich auch sehr hoch und können kaum noch ersetzt werden. England wird später sicher noch einmal in der Lage sein, die zehn gestrichenen Divisionen wieder aufzustellen. Erst mal die Amerikaner ankommen lassen, und dann wird man sehen. Die Zeit arbeitet für England und Frankreich und arbeitet im gleichen Maße gegen Deutschland, das auch nicht mehr weiß, wie es seine Verluste ersetzen soll. Nein, keine weitere Woche


Die Schlacht am Kemmel-Berg
Erklärungen: So war die Front am 9. 4. frühmorgens:
Bis zum Abend des 9. 4. waren wir hier:
Am 11. 4. war unsere Linie so: × × ×
Und so weit reichte der deutsche Sturm:
Diksmuide
Yser
Woumen
Klerken
Yser-Kanal
16./4.
Noordschote
Reningen
Merkem
Westrozebeke
Bikschote
Oost Vleteren
Poelkapelle
Zuidschote
Langemark
Woesten
Passchendale
Boesingen
Moorslede
Elverdingen
Brielen
Zonnebeke
Poperingen
Ypern
Beselare
Vlamertingen
Zillebeke
Geluveld
Dikkebusch
Reninghelst
Voormezele
Zandvoorde
Godewaersfelde
Hollebeke
Cassel
Westoeter
Kemmel
Wytschaete
Wervik
Boeschepe
Loker
Eecke
Dranouter
25./4.
Messines
St Jans Cappel
Lys
Caestre
Flêtre
Wulvergem
Warneton
10./4.
Neuve Eglise
Meteren
Bailleul
Strazeele
Ploegsteert
Quesnoy s. D
Merris
Hazebrouck
Nieppe
Vieux Berquin
Steenwerck
Houplines
Armentières
Neuf Berquin
Sailly
Fleurbaix
Forêt de Nieppe
Merville
Estaires
Bois Grenier
Lys
St Venant
La Gorgue
Laventie
LILLE
Calonne
Lestrem
Le Maisnil
Fromelles
Vieille Chapelle
9./4.
Robecq
St Vaast
Neuve Chapelle
Locon
Lacouture
Hinges
Richebourg
Violaines
Béthune
Festubert
La Bassée
La Bassée Kanal
Givenchy
5
0
5
10
15 km

mehr darf verloren werden. Deshalb befiehlt Ludendorff den zweiten, großen Schlag.

Am frühen Morgen des 9. April prasselt schwerstes Artilleriefeuer in die englischen Stellungen beiderseits von Armentières. Der ganze Ypern-Bogen bebt unter dem Donner zahlloser deutscher Batterien. Auch hier war Oberst Bruchmüller am Werk und hat alles glänzend vorbereitet. Nach dem Eintreffen erster Meldungen stellt Marschall Haig fest, daß sich das deutsche Trommelfeuer von Dixmuiden im Norden, über den ganzen Ypern-Bogen hinweg, an Warneton vorbei, bis in die Gegend von La-Bassée hinzieht. Besonders stark aber liegt der Beschuß auf der Straße zwischen Armentières und Lille.

Seit Jahren zieht sich hier die Front ganz dicht an der Großstadt Lille vorbei. In Luftlinie sind's, von der Stadtmitte bis zur vordersten Linie, nur zehn Kilometer. Armentières, die vom Tommy vielbesungene Stadt, ist eigentlich nur noch ein Trümmerhaufen. Äußerlich gleicht Armentières der Stadt Lens. Beide teilen ungefähr das gleiche Los. Rings um einen älteren, etwas dörflich anmutenden Stadtkern haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, hauptsächlich seit den 80er Jahren, große Arbeitersiedlungen ausgedehnt. Diese Corons, wie man die Reihenhäuser in jener französischen Industriegegend nennt, sind düstere und freudlose Wohnstätten für die Massen der Enterbten, denen man durch Industrialisierung des Landes Bauerntum und Boden

nahm. Die Stadt Armentières dehnt sich, genau wie die Stadt Lens, mit ihren Vororten über viele Kilometer aus. In den Kellern und Ausschachtungen der Corons sitzen jetzt starke englische Reserven. Südlich vom Abschnitt Armentières wird die Front von zwei portugiesischen Divisionen gehalten. Weiter im Norden, am linken Flügel des Ypern-Bogens, stehen Belgier. Und nun prallt der deutsche Angriff zuerst auf Engländer und Portugiesen.

Zwölf Stunden nach dem Sturmangriff sind die deutschen Angriffsbataillone stellenweise bis zu zehn Kilometer vorgedrungen. Aber Armentières ist immer noch nicht in deutscher Hand. Zerschlagen und aus den Angeln gehoben, die beiden portugiesischen Divisionen. Ihnen lag ja dieser Krieg im kalten, nebelschweren Schlammgebiet Flanders nicht besonders. Nach kurzer Nachtruhe geht beim Morgengrauen des 10. April der Angriff weiter. Die Lys wird teilweise überschritten. Nun macht sich aber die dichtbesiedelte Gegend um Armentières unangenehm bemerkbar. In den Corons halten sich hartnäckig die feindlichen Maschinengewehrschützen. Das Wetter verschlechtert sich und verwandelt die Trichter in Schlammseen. Erst am andern Tag, am 11. April, wird Armentières eingenommen. Innerhalb von 48 Stunden haben die deutschen Angriffstruppen fast das gesamte Gelände wiedergewonnen, das im Vorjahre die Engländer, nach langanhaltendem Trommelfeuer, unter unerhörtem Aufwand an Material und blutigsten Opfern erobert hatten.

Vor den deutschen Gewehrmündungen, fast greifbar nahe und doch noch nicht erreicht, liegt das vielumkämpfte Gelände des Wytschaete-Bogens, dahinter, finster und drohend, wie eine riesengroße Panzerfeste, beherrscht der Kemmel das weite flandrische Flachland. Von dort bis nach Ypern sind's nur noch wenige Kilometer, und wer den Kemmel besitzt, dem muß die tote Stadt an der Yser wie eine reife Frucht in die Hand fallen. Überhaupt, wer den Kemmel besitzt, der hat den Schlüssel zur nahen Küste, der überblickt halb Flandern. Der Kemmel muß fallen! Die Anfangserfolge rechtfertigen diesen Wunsch. Am Abend des 11. April stehen unsere Stoßabteilungen dicht vor Wytschaete. Endlich, am 15. April, dringen die Deutschen in die Gegend der gewaltigen Sprengtrichter im Wytschaete-Bogen vor. Mit Grauen erblicken sie die Krater vom 7. Juni 1917, jeder so groß wie ein Dorfmarktplatz, einige noch viel umfangreicher. Ganze Kompanien deutscher Kameraden liegen für immer darunter begraben, und fast bis zum Rande der einst hart umkämpften Trichter steht schon wieder das grünliche Grundwasser.

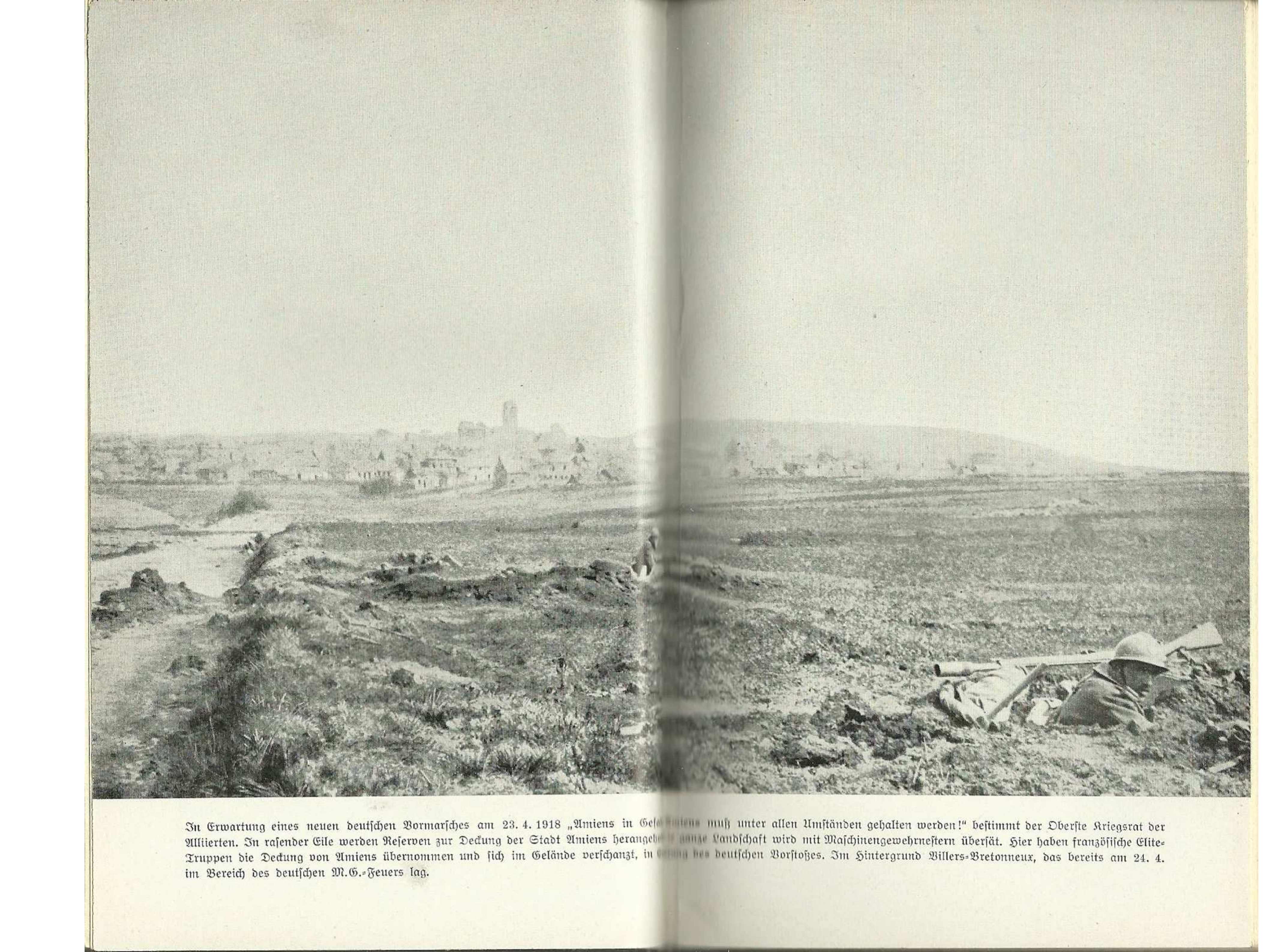
Diese schneidige Wegnahme des Wytschaete-Bogens ist wie eine Rache für das, was die Kameraden am 7. Juni des Vorjahres erdulden mußten, und was sie mit ihrem Leben bezahlten. Am 16. April sind auch die letzten Ausläufer des Wytschaete-Bogens fest in deutscher Hand, und unaufhaltsam schieben sich die Sturmwellen auf den Kemmel zu.

Nun heißt es, den Berg zu holen. Aber vorher muß noch etwas aufgeatmet werden. Neue ausgeruhte Truppen müssen heran. Der Sturm auf den Kemmel soll die Krönung des Angriffs oben in Flandern sein, vielleicht gar Auftakt für größeres, wichtiges Geschehen, wer weiß!? Jedenfalls gilt es, Kräfte, zahlreiche feindliche Kräfte an anderen Kriegsschauplätzen zu fesseln. Besonders die französischen Divisionen müssen unten zurückgehalten werden, jawohl, möglichst tief im Süden oder im Osten.

Und da kommt der Obersten Heeresleitung der geplante Vorstoß gegen die Amerikaner zwischen Maas und Mosel wie gerufen. Eine günstige Möglichkeit ist's, dort unten die aus ruhiger Vogesenfront nach Flandern rollenden französischen Divisionen zu fesseln. Obendrein will man wissen, wie weit Amerika nun endlich ist, wie viele Truppen bisher gelandet sind. Die Amerikaner tauchten ja bisher nur vereinzelt an der Front auf. Ihre Kompanien waren mit französischen und englischen (hauptsächlich aber mit französischen) Gruppen vermischt. An den Abwehrkämpfen im März, auf der langen Michaelfront, sind einzelne kleinere amerikanische Abteilungen festgestellt worden. Ihren militärischen Wert konnten wir damals noch nicht genau prüfen. Nun aber hat man einwandfrei vor der Front der im Bruch von St. Mihiel eingesetzten 78. Reserve-Division eine amerikanische Infanterie-Division festgestellt. Im verhältnismäßig ruhigen Abschnitt soll diese Truppe



Gefecht im Getreidefeld. Französische M.G.-Nester am Rande des Waldes von Villers-Cotterets (1. Juni 1918). Der Krieg tobt jetzt in einer blühenden, bisher verschont gebliebenen Landschaft. Paris ist nur noch zwei Tagemärsche weit.



In Erwartung eines neuen deutschen Vormarsches am 23. 4. 1918 „Amiens in Gef[illegible]miens muß unter allen Umständen gehalten werden!" bestimmt der Oberste Kriegsrat der Alliierten. In rasender Eile werden Reserven zur Deckung der Stadt Amiens herangeb[illegible] ganze Landschaft wird mit Maschinengewehrnestern übersät. Hier haben französische Elite-Truppen die Deckung von Amiens übernommen und sich im Gelände verschanzt, in [illegible] des deutschen Vorstoßes. Im Hintergrund Villers-Bretonneux, das bereits am 24. 4. im Bereich des deutschen M.G.-Feuers lag.



Verbissen, gestützt auf einen Soldatenstock, den Kopf verbunden und halb unter einer schwarzen Haube verborgen, so schreitet Clemenceau trotzig durch die Laufgräben der Front um Reims.

langsam in die Möglichkeiten des Krieges eingeweiht werden.

Als die Meldung vom Auftreten einer geschlossenen amerikanischen Division in vorderster Linie zur Obersten Heeresleitung gelangt, reift sofort der Plan: diese Division wird angegriffen. Es liegt keine Abenteurerlust in diesem Wunsch, sondern nur die Notwendigkeit, einmal unseren neuen Gegner in seiner Art, in seinem Können und in seinem Aushalten kennenzulernen. Man will den Amerikaner im Kampf sehen, man will wissen, wie er sich bewährt, Mann gegen Mann. Ein neuer Feind ist erstmalig in der Front und muß betastet werden. Wie hoch ist sein Schneid? Wie groß seine Manneszucht? Wie tief seine Opferbereitschaft? Dies alles muß die Oberste Heeresleitung wissen, um danach ihre Berechnungen anzustellen. Denn Amerika will ja bis zum Juli eine ganze Million Soldaten in Frankreich stehen haben. Deutschland muß wissen, wie sie sind, diese Soldaten, die in großen Geleitzügen Woche für Woche aus Amerika kommen, trotz der U-Boot-Angriffe, um in die Speichen dieses müdgewordenen Krieges zu greifen. Ja, wie sind sie, die Amerikaner?

Der Vorstoß gegen die Amerikaner wird auf den 20. April festgesetzt. Deckname des Unternehmens ist „Kirschblüte". Vier besonders für den Angriff geschulte Bataillone aus Truppen des Reserve-Infanterie-Regimentes 259 und aus Freiwilligen des Reserve-Infanterie-Regimentes 258, sowie aus Tei-

len des Sturmbataillons 14, stehen am Abend des 19. April dicht hinter der Angriffsfront bereit. Zu ihrer Unterstützung sind, außer den planmäßigen Geschützen, noch 22 Feldkanonen-Batterien, 18 Feldhaubitzen-Batterien, 15 schwere Feldhaubitzen-Batterien, 5 Batterien Kaliber 10 Zentimeter, ferner Infanteriegeschütze und 120 Minenwerfer herangezogen worden. Eine schneidige Patrouille des R.I.R. 258 hat kurz vorher einwandfrei festgestellt, daß diese erstmalig geschlossen auftretende amerikanische Truppe, die unsere Oberste Heeresleitung nicht ohne Sorge betrachtet, die 26. amerikanische Division ist.

Bei prachtvollem Vollmond marschieren die Sturmtruppen kurz nach Mitternacht in die Stellungen zwischen Flirey und Lahayville. Ohne jegliche Störung gelangen sie bis in die vordersten Gräben. Wie ein Riesenblitz, begleitet von ohrenbetäubendem Donner, fährt um 4.30 Uhr am 20. April, das Trommelfeuer aus allen Rohren. Zuerst schießen unsere Batterien mit Brisanzgranaten. Höllisch krachen und bersten die schweren Minen drüben in den vordersten Stellungen. Die Amerikaner, von der fürchterlichen Wucht eines solchen Krieges überrascht, versuchen zuerst noch Gegenwehr. Ihre Batterien belfern los und schießen unzählige Granaten auf die deutschen Linien. Aber langsam wird Geschütz um Geschütz, Batterie um Batterie ausgelöscht unter dem Niederwuchten von deutschen Gas- und Brisanzgeschossen. Wie Feuerwerk sprühen drüben die

explodierenden Munitionshaufen empor. Getroffene, brennende Kartuschen springen turmhoch in die Nacht und platzen mit hellem, reißendem Klang. Die amerikanischen Artilleristen erleben jetzt schon ein kleines Stück vom Ernst dieses Krieges. Aber es soll stärker und heftiger kommen. Noch sitzen die deutschen Infanteristen in den Gräben, oder machen sich langsam zum Sprung bereit. Am eigenen Drahthindernis arbeiten die Pioniere, schneiden Gassen und ziehen weiße Leinenstreifen, um den Weg für die Stoßtruppen zu kennzeichnen.

Stunde um Stunde vergeht. Langsam will der junge Tag emporsteigen, doch die Sonne kann sich nicht durchsetzen, weil plötzlich, wie eine dichte Wand, der Nebel da ist. Er steigt aus den nassen Gründen und erfüllt alle Niederungen des Niemandslandes, er wirbelt über die Böschungen, er quillt aus dem Rupt-de-Mad-Bach, er ist dicht und kaum zu durchdringen. Drüben, irgendwo in der Nebelwand, krachen hohl und mit gewaltigem Echo die schweren Minen, und hier, auf kleiner Front, auf einem geringen Abschnitt von 3 bis 4 Kilometern nur, ist's fast dasselbe Bild, wie damals am 21. März, auf der Riesenlinie zwischen Croisilles und La Fère. Längst ist die Sonne aufgegangen, steht irgendwo hinter der Nebelwand. Die Stürmenden kauern in den nassen Gräben und Trichtern und sehen im Osten den lichten Fleck in der Nebelmauer. Hin und wieder schießen feindliche Maschinengewehre wütendes Streufeuer. Und da ist die Zeit abgelaufen. Es ist genau 7 Uhr.

Die Stoßtruppführer springen auf die Schanzen, und mit dem Schlachtgeschrei „Kirschblüte" brechen die vier Angriffsbataillone vor. In diesem Augenblick schießen alle Minenwerfer gleichzeitig eine Salve. Der heiße Hauch ihrer Abschüsse fährt den vordringenden Infanteristen warm über den Nacken. Rechts und links klopfen schwere Maschinengewehre mit unbeirrbarem Dauerfeuer die Angriffsfront ab. Um 7.02 Uhr ist die letzte Welle der Angreifer vom Nebel verschluckt. Zwei Minuten später krachen drüben, in den Horchposten der Amerikaner, die ersten Handgranaten. Und um 7.10 Uhr dringen die vier Angriffsbataillone in der ganzen Frontbreite in die amerikanischen Stellungen.

Zum erstenmal stehen sich deutsche Musketiere und amerikanische Soldaten auf breiter Front gegenüber, mit der Waffe in der Hand, Auge in Auge. Zum ersten Male wuchten deutsche Infanteriespaten auf flache amerikanische Stahlhelme, zum ersten Male belfern die nach Cowboyart lose auf dem rechten Oberschenkel hängenden schweren amerikanischen Pistolen gegen deutsche Stoßtruppler. Stellenweise entwickelt sich ein wilder Nahkampf. Ganze Unterstandgruppen, besetzt mit amerikanischen Stäben, müssen belagert und durch geballte Ladungen ausgeräuchert werden, weil sich die Insassen nicht ergeben wollen. Nur 185 Amerikaner geraten unverwundet in deutsche Gefangenschaft. Hunderte werden im Nahkampf niedergestreckt. Das ganze Stellungssystem bis zur vierten Linie hinter Dorf Seicheprey

wird überrannt. Zwei Stunden nach dem Angriff ist die gesamte 26. amerikanische Division aus den Angeln gehoben, aus ihrer Stellung geworfen und zerschlagen. Ohne rechts und links angelehnt zu sein, behaupten sich die Sieger in den eroberten amerikanischen Stellungen. Der Nebel hat sich inzwischen gehoben. Ein Zurückgehen bei Tageslicht erscheint nicht mehr ratsam. Die Sieger schanzen sich ein.

Im Laufe des Tages räumen Amerikaner und Franzosen freiwillig weite Strecken rechts und links von der Einbruchstelle. Lange Truppentransporte, von der Vogesenfront unterwegs nach Flandern, werden in der Nähe des St. Mihiel-Bogens aufgehalten und ausgeladen, weil man die bedrängten Amerikaner stützen will. Die Festungswerke von Toul schießen mit schwersten Kalibern auf die Einbruchstelle, und verschiedene Male versuchen amerikanische Reserven in Lastwagen bis an den Kampfort zu gelangen. Sie werden alle zusammengeschossen, ehe sie die Fahrzeuge verlassen können. Nein, so haben sich die Amerikaner den Krieg wohl doch nicht vorgestellt!

Inzwischen untersuchen die deutschen Soldaten alle eroberten Unterstände und Grabenstücke und staunen über die zahlreichen Kostbarkeiten, die sie hier vorfinden. Ungeheure Vorräte an Lebensmitteln sind ja bei den Alliierten eine alltägliche Sache, aber als völlige Neuerung stehen hier Benzinküchen, jawohl, mit Benzin geheizte Feldküchen, die

vorne in der Kampfstellung kochen. Ohne sich durch Rauch zu verraten, können sie jederzeit warmes Essen bereiten. Ja, das reiche Amerika hat für seine Soldaten gesorgt. Die U.S.A. verdienten ja bisher genug an diesem Krieg. Warum sollten sie ihren Soldaten nicht auch einigen Luxus gönnen. In den Wohnstollen, auf den knarrenden Drahtpritschen finden die Deutschen große und warme Kamelhaardecken, und von den Balken herab hängen schöne wasserdichte Mäntel oder Zeltplane, in der Ecke aber stehen zahlreiche Gummistiefel. Ein amerikanischer Soldat hat es nicht nötig, draußen im Schützengraben naß zu werden oder sich gar kalte Füße zu holen. Nein, es ist für seine Gesundheit und Bequemlichkeit bestens gesorgt. Wenn er zurückkommt vom Postenstehen, mag er sich in seine zwei Kamelhaardecken wickeln und den frischen, heißen Glühwein aus der Benzinküche trinken. Sein Brotbeutel birgt stets guten Tabak, Süßigkeiten und Konservenbüchsen. Er braucht nicht zu hungern und zu frieren, der amerikanische Soldat; für ihn ist alles da. Und das reiche Amerika läßt sich nicht lumpen. Mit fast ehrfurchtsvollem Staunen betrachten die deutschen Soldaten alle diese Herrlichkeiten, und mancher Musketier meint kopfschüttelnd: „Ja, ja, mit solchen Sachen ist es wohl leicht, Krieg zu führen. Aber was haben wir — —!"

Nach Anbruch der Dunkelheit streben die vier Angriffs-Bataillone planmäßig und unbehelligt vom

Feind wieder in ihre Ausgangsstellungen zurück. Drüben aber prasselt bald danach ein markerschütterndes Trommelfeuer auf die geräumten Gräben, und nach Mitternacht vernimmt man das heisere Geschrei französischer Angriffs-Bataillone, die sich gegen die Stellungen rechts und links von Seicheprey vorarbeiten. Erst beim Morgengrauen bemerken die Franzosen, daß sie eine Stellung betrommelten, die längst von den Deutschen geräumt war. Der große Angriff gegen die Amerikaner hat gezeigt, daß hier ein Gegner auftritt, mit dem man rechnen muß. Gewiß, seine Kriegsunerfahrenheit hat ihm starke Verluste gebracht, aber was spielen diese paar hundert Gefallenen schon für eine Rolle. Die 26. amerikanische Division wird stolz sein auf diese Toten, und aus dem unerschöpflichen Menschenreichtum Amerikas werden für jeden der bei Seicheprey Erschlagenen zehn andere freiwillig zu den Fahnen dieser glorreichen 26. Division eilen. Und der Tag wird kommen, ja der Tag ist nahe, da der ausgepumpte, übermüdete, unterernährte deutsche Soldat diesen von Gesundheit und Kraft strotzenden Amerikanern nicht mehr siegreich gegenübertreten kann. Vielleicht wird es noch ein Jahr dauern, vielleicht auch noch mehr, aber er wird kommen, dieser verhängnisvolle Tag. Das weiß nun die deutsche Heeresleitung. Sie hatte die Probe befohlen. Sie wollte wissen, wie der neue Gegner kämpft. Und nun weiß sie es. Sie weiß, daß er tapfer ist und den Krieg fast wie ein Sportereignis

ansieht, daß Leben und Tod bei ihm als natürliche Begriffe gelten, die keineswegs seine Nerven überreizen. Die Oberste Heeresleitung muß jetzt eilen mit ihren Schlägen, ehe noch mehr solcher Divisionen da vorne eingesetzt werden, an allen Abschnitten der deutschen Front. Jetzt müssen die Würfel des Schicksals schneller rollen. Keine Woche, kein Tag mehr ist zu verlieren!

Über den Kartentisch gebeugt stehen die Offiziere und schmieden Pläne für zukünftige Angriffe, und vielleicht sind sie alle, diese Wissenden, um eine Note ernster geworden, denn Amerika ist nun, seit dem Tage von Seicheprey, kein unbekannter Kampfbegriff mehr. Nein, Amerika ist da!

Inzwischen sind oben die Vorbereitungen zur Wegnahme des Kemmelberges durchgeführt. Der 25. April bricht an, ein dunkler, gewitterschwerer Tag. In das Rollen der Artillerieschlacht, die bereits um 3 Uhr eingesetzt hat, mischt sich die starke Stimme der Natur. Über die weiten Flächen Flanderns zieht, von der nahen Küste kommend, das erste Frühjahrsgewitter. Fahl schwefeln Blitze und Stichflammen, und man unterscheidet oft nicht, sind's die Einschläge der Minen oder elektrische Entladungen. Kurz vor 7 Uhr steigt die Infanterie aus ihren Granattrichtern. Gräben gibt es in Flandern längst nicht mehr. Wenige Minuten später dringt sie in das Trümmerdorf Vroilandhoek. Dann geht der in Schwung gebrachte Angriff weiter über das

Dorf hinweg auf den Kemmel zu. Groote Vierstraat und Dorf Kemmel werden erreicht. Der verwegene Sturm bricht sich Bahn bergauf. Am Nachmittag ist der ganze Kemmel-Rücken in deutscher Hand, ja, die Stoßtruppen steigen darüber hinweg und den jenseitigen Hang hinunter. Allein auf dem Bergrücken werden 1500 Gefangene gemacht und 15 Geschütze erbeutet.

Unter dem Eindruck dieses großen deutschen Sieges räumen die Engländer ihre Stellungen östlich von Ypern und ziehen sich fast bis an den Rand der Stadt zurück. Südlich vom Kemmel fällt die Stadt Bailleul in deutsche Hand. Noch einmal zittert Marschall Haig um die Sicherheit seiner Armee und um die Kanalhäfen. Wieder einmal steht die britische Armee mit dem Rücken an der Mauer und kämpft verzweifelt. Die Belgier öffnen die Meeresschleusen und überschwemmen große Strecken mit Salzwasser, um den deutschen Vormarsch zu hemmen, genau wie im Herbst 1914. Und trotzdem weicht am 27. April der Feind erneut in dem ganzen Ypern-Bogen zurück, verfolgt vom deutschen Garde-Korps. Mehrere Dörfer fallen in unsere Hand. Am 28. April aber wird es auf der ganzen Front wieder ruhiger. Das Wetter hat sich erneut stark verschlechtert. Es regnet fast ohne Unterbrechung. Flandern erstickt in einem Regen- und Nebelmeer. Alles ist erfüllt von Dunst und Nässe, und die Soldaten hüben und drüben versuchen, sich wasserfreie Stellungen zu schaffen. Am 29. April will die

deutsche Infanterie ihren Angriff fortsetzen, aber diesmal lebt das Feuer der Feinde mächtig auf. Nur noch geringe Strecken bezwingt der Infanteriesturm an diesem Morgen. Im Laufe des Tages frißt sich überall der Angriff fest, und es wird auf der ganzen Front fast nur noch um geringe Teilstrecken, um kleinere Stellungen, um einzelne Häusertrümmer, um Straßengräben und Maschinengewehrnester gekämpft. Dem Krieg ist hier erneut jeder Schwung und jede Bewegung genommen, und langsam entwickelt sich wieder die aufreibende, zermürbende Materialschlacht. Diese Erkenntnis diktiert der Obersten Heeresleitung den Befehl, den Kampf an diesem Punkt abzubrechen, Angriffshandlungen zu unterlassen und sich auf Verteidigung einzurichten.

Damit ist der zweite Tag vorbei und verronnen. Genau wie „Michael" hat er herrlichen Sieg und prachtvollen Erfolg gebracht, er hat unvergänglichen Ruhm an die Regimentsfahnen der einzelnen Truppenteile geheftet. Auch im Laufe dieses zweiten Tages ist mehr geleistet worden als früher während eines ganzen langen Krieges. Französische Divisionen wurden zur Hilfeleistung nach Flandern geschickt, und die englische Armee hat zum zweitenmal furchtbar geblutet. Aber immer noch steht Ypern hinter der feindlichen Front, ein schwelender Trümmerhaufen. Nur bis in das Weichbild der toten Stadt sind die deutschen Truppen gedrungen. Die Wegnahme des Kemmel-Berges, der alles weithin beherrscht,

war eine hohe Waffentat, deren Anstrengung aber den Schwung der Angriffstruppe lähmte und ermattete. Wiederum wurde die Küste nicht erreicht, und England kann noch einmal aufatmen. Wird der dritte Tag die Entscheidung bringen? Es eilt jetzt, denn die amerikanischen Truppentransporte landen immer zahlreicher, immer größer in Bordeaux. Darf die deutsche Truppe überhaupt Atem holen jetzt, da es um jeden Tag, ja fast schon um jede Stunde geht? Wenn wir pausen, dann gewinnt auch der Gegner neue Kraft. Nein, für uns arbeitet die Zeit nicht mehr. Unsere Verluste sind kaum noch zu ersetzen.

Ludendorff telegraphiert an das Kriegsministerium und verlangt ein nochmaliges Durchkämmen aller Reklamiertenlisten. Noch ein letztes Mal sollen die Untersuchungskommissionen jeden Betrieb abgehen und alle nur einigermaßen tauglichen, waffenfähigen Männer an die Front schicken. Welch ein willkommener Anlaß für die marxistischen Drahtzieher! Sogleich entbrennt von neuem die Hetze, und diese Untersuchungskommission bekommt den Namen „Mordkommission". Mit dieser Bezeichnung verraten die marxistischen Elemente ganz deutlich ihre Ablehnung des Dienstes an Volk und Vaterland. Felddienst mit der Waffe in der Hand bedeutet für sie Mord oder Selbstmord. Dieser verhängnisvolle neue Ausdruck geistert bald durch alle Betriebe und wird zur Parole des Tages.

Inzwischen kehren auch zahlreiche Kriegsgefangene aus Rußland wieder heim. Nach einem kurzen Urlaub werden sie gemustert und an die Front in Frankreich geschickt. Viele bewähren sich dort als glänzende Soldaten und ernste Kämpfer, die nichts mehr zu fürchten haben, weil sie alle Schrecken längst kennen. Viele aber sind in ihren Nerven so zermürbt, daß sie die Furchtbarkeit des ins Unermeßliche gesteigerten Trommelfeuers im Westen nicht mehr fassen und ertragen können. Man hätte diesen Männern, die so viel erdulden mußten, eine längere Ruhepause gönnen sollen. Nein, es ist wirklich nicht viel, was die Heimat der Obersten Heeresleitung zur Verfügung stellen kann. Nicht einmal die Verluste eines halben Monats werden damit gedeckt. Ja, könnte man alle Drückeberger und Fahnenflüchtigen fassen, jene, die es verstehen, still und unbeachtet unterzutauchen — —! Aber diese Burschen entgleiten scheinbar jeder Macht. Angst haben sie keine mehr, weil die Regierung inzwischen den ursprünglichen scharfen Militärstrafgesetzen manche Handhabe wegnahm.

Die Masse der deutschen Soldaten braucht keine Strafandrohungen; jeder anständige Frontsoldat erfüllt stets seine Pflicht, ohne Aussicht auf irgendwelche Belohnung, aber auch ohne Zwang. Er tut diese Pflicht nicht etwa, weil Nichterfüllung bestraft werden könnte, sondern weil in ihm etwas glüht, das man Kameradschaft, Manneszucht und Vaterlandsliebe nennt. Nicht für ihn, den An-

ständigen und Tapferen, sind die Militär-Strafgesetze geschaffen, sondern für den Abtrünnigen, den Flüchtigen, den Mann, der seine Kameraden und die Fahne im Augenblick der Entscheidung im Stich läßt. Es kann nichts Verworfeneres geben als solche Menschen. Für sie darf das Gesetz keine Milde kennen, das ist der Staat seinen anständigen und gewissenhaften Verteidigern schuldig, jenen, die für das Vaterland ohne Zucken in den Tod gehen.

In völliger Verkennung der Tatsachen, in Verkennung dieser Pflichten der kämpfenden Front gegenüber, wahrscheinlich unter marxistischem Einfluß, lockert die Regierung die Strafgesetze, erläßt sogar Amnestie um Amnestie für Drückeberger und Fahnenflüchtige. Und damit war für jene, die den sogenannten inneren Schweinehund nicht niederkämpfen wollen, für jene, denen das eigene Leben mehr gilt als das Sein des Vaterlandes, das Tor zur Freiheit geöffnet. Was kann man ihnen schon antun! Sie werden den Gehorsam verweigern, sie werden nicht mehr in Stellung gehen, sie werden fliehen und dafür in die Heimat, in eine Strafanstalt kommen. Nach wenigen Monaten wird eine Amnestie sie wieder befreien, aber diese paar Monate bedeuten doch eine ebenso lange Lebensversicherung in diesem männermordenden Krieg. Mit ihrer verhängnisvollen Nachgiebigkeit, den feigen Drückebergern und Fahnenflüchtigen gegenüber, hat die Regierung dem tapferen Frontheer unbewußt unermeßlichen Schaden zugefügt.

Auf der einen Seite die wachsende Müdigkeit, auf der andern Seite eine Opferbereitschaft, wie sie noch nie ein Volk im Wandel der Geschichte gezeigt hat. Es soll hier nicht nur an den Hunger und an die tausendfältige Not erinnert werden, die in Deutschland alle, aber auch alle anständigen Menschen erfaßt hat. Wer nicht hungert und nicht duldet, der hat sich damit außerhalb dieses Volkes gestellt und ist innerlich und äußerlich Verräter und Schieber geworden. Nicht die kleinen Hamsterer, die in Scharen auf den Lokalbahnen fahren und hie und da ein paar Pfund Kartoffeln zu ergattern versuchen, nicht sie sind die Saboteure des Durchhaltewillens. Nur der blasse, furchtbare Hunger treibt sie hinaus auf die Hamsterfahrt. Und wenn sie dann heimkommen mit dem Wenigen, was sie erstehen konnten, sind sie sofort wieder zum höchsten Einsatz für das Vaterland bereit. Die großen Schieber, Gewinnler und Hamsterer sitzen weitab von der Front auf dem stetig wachsenden Geldsack. Die leidende, darbende, entsetzlich vom Krieg geschlagene Heimat leistet noch in diesen Frühjahrsmonaten des Jahres 1918 prachtvolle Taten, die unbedingt der Vergessenheit entrissen werden müssen, weil sie aus der grauen, namenlosen Masse der Guten und Tapferen stammen:

Die Treibriemen sind knapp geworden, sind abgenutzt und fehlen. Aber ohne Treibriemen läßt sich nun mal in keiner Fabrik etwas machen. Leder wird an der Front gebraucht für Sättel, für Stiefel, für Pferdegeschirr, für hundert andere dringende Not-

wendigkeiten. Es ist nicht mehr viel, was Deutschland noch an Leder besitzt. Nein, für Treibriemen ist wirklich kein Leder da. Aber aus Frauenhaar lassen sich Treibriemen herstellen, gute, feste und arbeitsfähige Treibriemen. Das hartbedrängte Vaterland bittet die deutschen Mädchen und Frauen um das Opfer ihrer Haare.

Damals im Befreiungskrieg hat ein deutsches Mädchen seine prachtvollen Haare geopfert, um damit ein Scherflein zur Kriegführung beizutragen. Diese hohe Tat wurde durch Jahrzehnte gepriesen und sogar in einem berühmten Gemälde verewigt. Auch heute noch schauen wir ehrfurchtsvoll dieses Bild, und die Tat der Edlen von Schmettau, die ihr Blondhaar fürs Vaterland opferte, bleibt in allen deutschen Schulen ein hohes Beispiel für die Jugend. Vielleicht wird man nach Jahren oder Jahrzehnten auch einmal der andern deutschen Frauen gedenken, der ausgehungerten, verhärmten, grippekranken Frauen, Mütter und Mädchen, die im Frühjahr 1918 ihre Haare abschnitten und zur Herstellung von lebensnotwendigen Treibriemen hergaben. Ohne Treibriemen läuft keine Drehbank, und ohne Drehbank läßt sich keine Granate herstellen, und ohne Granate ist kein Krieg zu führen. Der Aufruf an die deutschen Frauen hat Erfolg.

Bis zum 30. April 1918 gehen allein bei einer Sammelstelle in Magdeburg nicht weniger als 11335 Kilo Frauenhaar ein. Darunter befindet sich ein 118 Zentimeter langer Zopf. Seine bisherige

Trägerin, eine blonde Nordfriesin, hat sich diesen herrlichsten Schmuck vom Haupt geschnitten, um dem Vaterland zu dienen. Der Name dieser deutschen Frau ist nicht überliefert. Daneben, in der Sammelstelle, liegt die kleinste Haarspende, nur 8 Gramm schwer, eine Locke seidiger, feiner, blonder Haare. Ein sechsjähriges deutsches Mädchen stiftete sie dem Vaterland. Wer spricht noch davon? Keine Liste hat die Namen der Spenderinnen festgehalten, kein Gemälde zeigt die edle Tat, und die deutschen Schulkinder wissen heute wahrscheinlich nicht mal davon. Sie wissen nicht, daß auch ihre Mütter und Großmütter dem bedrängten Vaterland alles gaben, mit der gleichen anmutigen Gebärde wie ehedem das kleine, adelige Fräulein, ein Jahrhundert zuvor. Vielleicht spricht man nicht mehr davon und erzählt es den Kindern nicht, weil alles noch zu nah ist und weil jene, die solches taten, heute noch leben. Opfer war dem deutschen Volke Alltag und Notwendigkeit geworden, und vom Alltag spricht man nicht. Nicht weniger als 11335 Kilogramm Frauenhaar wurden allein in dieser einen Sammelstelle gewogen. Wieviele Frauen opferten damit dem Vaterland ihren schönsten Schmuck!

Oft hat die Vorkriegsjugend lauschend und mit fiebernden Wangen dagesessen, wenn die Alten von 1870 und 71 erzählten, die Veteranen von St. Privat, von Sedan und Paris. Doch was waren jene Schlachten und Gefechte gegen einen einzigen Tag Trommel-

feuer, gegen einen einzigen Angriff im Zeitalter des Materials und der Motore? Wir wissen es heute und können freimütig darüber sprechen. Schon im Januar 1871 war die Begeisterung für den Krieg vielfach verflogen. Der Offensivgeist der Truppe hatte gewaltig unter den Unbilden der Jahreszeit und dem wachsenden Widerstand der Franzosen an der Loire und anderswo gelitten. Nach Sedan hatte wohl niemand mehr mit einem so langen Feldzug gerechnet. Wenn damals die Truppen schon Müdigkeit zeigten, was sollen die Feldgrauen im Frühjahr 1918 sagen! Jede kleine Gefechtshandlung ist hundertmal heftiger, hundertmal gefahrbringender und blutiger als damals, im geruhsamen Zeitalter, da man noch keine Maschinengewehre, keine Flammenwerfer, keine Tanks, keine Minen, keine Lufttorpedos und keine weitreichenden Geschütze kannte. Der deutsche Soldat von 1918 ist ein Held, und er weiß es nicht. Er will nicht als Held angesprochen werden, denn dieses Wort ist bei ihm verpönt, es hat fast einen lächerlichen Beigeschmack bekommen, weil es Unreife und Konjunkturhascher irgendwo in der sicheren Etappe oder in der Heimat in Prosa und Versen mißbrauchten. Miesmacher und Drückeberger schufen obendrein den verhängnisvollen Satz: „Lieber eine Minute lang feig, als ein ganzes Leben lang ein toter Held." Wer jetzt noch standhält, wer jetzt noch steht und sich wehrt und kämpft in diesem Meer von Haß, von Gewalt und Vernichtung, der ist wirklich das, was man nach den überkommenen

Schulbegriffen „Held" nennen kann. Er ist ein Held und weiß es nicht. Jeder Feldgraue, der zwischen den Frühjahrs- und Sommerschlachten 1918 lebt und steht und immer wieder nach vorne geht, ist ein Held, größer und tapferer als jene Halbgötter, deren Taten uns in alten Sagen begeistern. Der Feldgraue, dieser Ritter gegen Tod und Teufel, muß nicht nur den Feind auf dem Erdboden bekämpfen, jenen Feind, der sein Leben und sein Blut will, sondern auch einen vielleicht noch heimtückischeren Gegner, der nicht schießt und nicht tötet, der aber mit der furchtbaren Waffe des zersetzenden Wortes kämpft.

Im April haben englische und französische Flieger rund eine Million Propagandaschriften über den deutschen Linien und Etappenorten abgeworfen. Dazu kommen noch Flugzettel auf halbstarkem Kartonpapier in halber Postkartengröße. Diese Flugzettel fordern ganz offen zur Fahnenflucht auf. Es wird darauf jedem Überläufer rücksichtsvolle Aufnahme, gute Verpflegung und friedliche Unterkunft versprochen. Andere Zettel sind giftiger und versuchen, die Soldaten gegen die Regierung und die Vorgesetzten aufzuhetzen. Im Mai hat sich die Zahl der abgeworfenen Flugblätter und Propagandaschriften fast verdoppelt. Beim ersten Auftauchen dieser Wurfschriften setzt die Oberste Heeresleitung hohe Finderlöhne aus. Das erste Exemplar des Abwurfs soll dem abliefernden Feldgrauen drei bare Mark einbringen. Für große Flugblätter gibt es

Deutsche Soldaten!

Es ist eine **schändliche Lüge** wenn Eure Vorgesetzten behaupten, **die Franzosen mißhandeln** die deutschen Gefangenen!

Wir sind keine Unmenschen!

Kommt nur getrost zu uns herüber!

Hier findet Ihr **rücksichtsvolle Aufnahme, gute Verpflegung und friedliche Unterkunft!**

Deutsche Soldaten!

Wie Ihr wißt, sind die Vereinigten Staaten von Amerika in den Kriegszustand eingetreten. Nicht dem deutschen Volke hat diese Republik den Krieg erklärt, nein, Eurer Regierung, Eurer Militärkaste, Euren Junkern. Die Vereinigten Staaten, welche sich bereit erklärt haben, ihre ganze Kraft aufzuwenden, um Deutschlands Machtansprüche zu vereiteln, stellen den Verbündeten ihre Flotte, ihr ungeheures Menschenmaterial und ihren unerschöpflichen Reichtum zur Verfügung. Glaubt wirklich in Deutschland ein Vernünftiger noch daran, daß es Eurer Regierung

gelingen wird, die ganze Welt zu Boden zu werfen?

Der Eintritt Amerikas in den Krieg ist die Folge der Fehler Eurer Regierung, die gerechte Strafe für den verschärften U-Boot-Krieg, für die Sklavenjagden in Belgien, für die eines Kulturvolkes unwürdigen Zerstörungen in Nordfrankreich. Deutsche Soldaten! Es gibt nur noch ein Mittel, Euch zu retten, bevor es zu spät ist. Kommt herüber: Ihr wißt, daß Ihr bei uns gut aufgenommen, gut behandelt, gut ernährt und als brave Soldaten geachtet werdet! Wollt Ihr Euch weiter aufopfern lassen für die Fehler und Grausamkeiten Eurer Ausbeuter und Kriegsschmarotzer?

Feindliche Propaganda:
Diese im Originaldruck gezeigten Flugblätter wurden 1918 in Millionen Exemplaren über deutschen Linien abgeworfen.

sogar fünf Mark. Doch die Zahl der abgelieferten Flugblätter bleibt nur gering. Nicht einmal der zehnte Teil dieses abgeworfenen gedruckten Giftes wird zu den Vernichtungsstellen gebracht.

Vielleicht haben sich die Finder, die Feldgrauen, zuerst nichts dabei gedacht. Sie haben die Blätter gelesen und auch guten Kameraden gezeigt. Man hat darüber gelacht, aber nachher auf den Pritschen, vor dem Einschlafen, ist man stutzig geworden. Tausende solcher Flugblätter und Abwurfsendungen gelangen als Kriegsandenken in die Heimat, werden von Urlaubern mitgebracht oder in Briefen geschickt, an Stammtischen herumgezeigt. Die ausgehungerte, an sich schon schwache Heimat wird dadurch noch müder. Der Zweck der Sendungen ist damit erreicht. Nun werfen feindliche Flieger ganze Büchersendungen ab. Die Schriften eines Dr. Grelling, zusammengefaßt in dem berüchtigten Werk „I'accuse" (Ich klage an), die Werke eines Dr. Schlieben, ferner des Romanschriftstellers Dr. Stilgebauer und des Dr. Muehlon, eines Dr. Rösemeyer und eines Siegfried Balder, jeder ein berüchtigter Verräter im Solde der Alliierten, gelangen massenweise durch Abwurf aus dem Flugzeug in die Hände der deutschen Soldaten, damit auch in die Hände der Heimat. Es werden nach und nach 88 verschiedene Arten von Flugblättern und Flugbroschüren abgeworfen. Einige zeigen in Bildern die Not in Deutschland, hungernde Frauen und schlangestehende Menschen vor fast leeren Geschäften, daneben als Gegensatz, wiederum

im Lichtbild, große Fleischstände auf Pariser Wochenmärkten. Diese Gegenüberstellungen sagen mehr als hundert Bosheiten. Dazu dann noch die faksimilierten Briefe angeblicher deutscher Kriegsgefangenen, die zufrieden über das herrliche Los beim Feind schreiben. In einem Atem zeigt man dann wiederum faksimilierte Briefe aus der Heimat, Briefe an Feldgraue, die später in Feindeshand gefallen sind. In diesen Schreiben klagen deutsche Frauen und Mütter über die steigende Not.

Bestehende deutsche Zeitungen werden in ihrer Aufmachung gefälscht und gelangen mit entsprechenden Hetzartikeln in die Hand der deutschen Soldaten. Zuerst sind diese Propagandaschriften fast durchweg schwarzrotgelb umrahmt, aber bald werden sie harmloser aufgemacht, ja sogar mit dem Eisernen Kreuz verziert. Und dabei erklärt der geistige Vater dieser vernichtenden Propagandawelle, Lord Northcliff, der bekannte Greuelmärchenfabrikant, man habe vorerst nur den Anfang gemacht. Die richtige Propaganda mit völlig einheitlicher Linie und Großangriffen auf die deutsche Geisteshaltung nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat stehe noch bevor. Die späteren Ereignisse werden die Anstrengungen des Lord Northcliff und seiner Helfer überflüssig machen. Dieser Anfang, diese Million Flugblätter allein im Laufe eines Monats haben schon ihre Wirkung gezeitigt. Es mehren sich die Fälle von Fahnenflucht. In Berlin, in Hamburg, in Stuttgart, in München und in Köln bilden sich Geheimstellen zur Unter-

stützung der Fahnenflüchtigen. Dort werden die Feiglinge mit Geld und falschen Papieren versehen und sogar über die Landesgrenzen gebracht. Besonders in Holland und in Dänemark sammeln sich diese düsteren Elemente und bilden sogar eine Bedrohung für die Ruhe in ihren Gastländern. Hier handelt es sich aber nicht um die alten Frontsoldaten, um die in hundert Schlachten erprobten Feldgrauen. Nein, diese werden niemals so schmachvoll und dazu noch in einer Zeit des Siegens und der Waffenerfolge den Fahneneid brechen und ihre Kameraden im Stich lassen. Fahnenflüchtig sind durchweg jene Elemente, die nur gezwungen an die Front gingen und sich als Opfer der berüchtigten „Mordkommission" betrachteten. Sie glauben, ihrem kostbaren Ich eine solche Fahnenflucht schuldig zu sein. Zum Totgeschossenwerden sind ja die andern gut genug.

Und diese andern, die stillen und stummen Helden der Materialschlachten rücken auf, um die Lücken zu füllen, werfen mit verachtungsvollem Lächeln die zerknüllten Flugblätter in den Straßenkot und putzen ihre Waffen zum nächsten Gang. Sie werden in drei, in sechs, in zehn Wochen genau noch so denken und handeln wie jetzt. In drei Jahren — sollte der Krieg noch so lange dauern — werden sie nicht um Fingerbreite vom Weg der Treue und Pflicht abgewichen sein. Ihre Reihen sind bald viel kleiner geworden, und es wird niemand mehr da sein, um die Lücken aufzufüllen, aber unsichtbar, im Rahmen

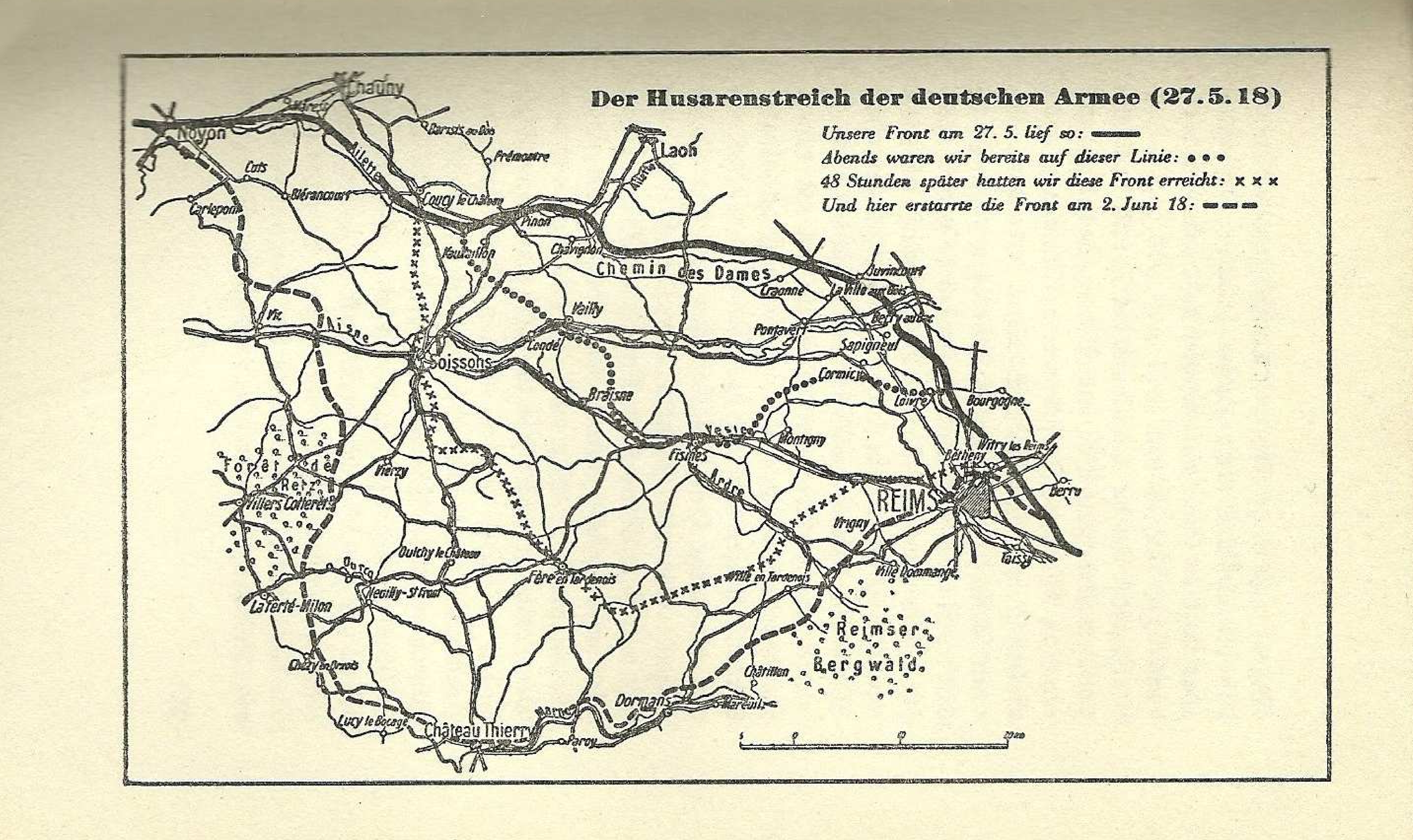
der gelichteten Bataillone, werden die Toten marschieren, die Tapferen mit den durchbluteten Verbänden, die Kameraden von der Marne, von Verdun, von der Somme, die Alten und Jungen der Materialschlachten und der Vormärsche. Der Kern des feldgrauen Heeres ist und bleibt gut und unverdorben, und nur das, was schon angefault ist, was brüchig wurde im Laufe der Jahre und Monate, bekommt jetzt, in diesen nervenaufreibenden Zeiten zwischen den Schlachten, den letzten Sprung und scheidet aus. Schadet nichts, sie mögen gehen. Das feldgraue Heer braucht keine Massen. Hier zählt nur der Mann, jener, der seinen Gegner mit der Waffe anrennt. Welches Anrennen steht noch bevor?

Was wird morgen sein? Ja, was wird er bringen, der dritte Tag?

Der dritte Tag!

Die Schlacht darf nicht mehr zum Stillstand kommen, das weiß Ludendorff. Stillstand bedeutet hier Eingraben und Wiederaufnahme des Materialkrieges. Stillstand ist ein Atemholen für die Gegenseite, eine willkommene Ruhezeit für die Gegner. Jeder verlorene Tag bringt mehr als 10000 Amerikaner neu auf die Schlachtfelder Frankreichs. Bei aller Notwendigkeit rasch zu handeln, soll nichts überstürzt werden. Unter keinen Umständen darf dem Gegner auch nur einen Tag lang das Gesetz des Handelns überlassen bleiben. Nein, er muß immer

noch und ständig in der Angst vor kommenden deutschen Angriffen schweben, und deshalb bestimmt Ludendorff einen Angriff zwischen Reims und Soissons. Die Ausarbeitung dieses Unternehmens obliegt der Heeresgruppe „Deutscher Kronprinz". Schon Ende April arbeitet der Kronprinz diesen Vorstoß auf der Front seiner 7. und 1. Armee aus. Nach dem Willen der Obersten Heeresleitung soll dieser Angriff in genauer Mitte der gesamten Westfront eine Ablenkungsschlacht sein, sozusagen nur Auftakt zur großen neuen Schlacht gegen die Engländer, vom Ypern-Bogen über Arras hinweg bis hinunter an die Somme. Doullens wird südlich das Ziel dieser Schlacht aller Schlachten sein, während der rechte Flügel die Kanalhäfen Calais und Dünkirchen zu erreichen hat. Dieses lockende Ziel hat ja Ludendorff bereits am 21. März vorgeschwebt. Er hat es bis heute noch nicht preisgegeben, er wird auch fernerhin nicht darauf verzichten. Vorerst aber gilt es nun, diesen Stoß zwischen Reims und Soissons festzulegen, angesichts des viel umkämpften Damenwegs. Lange darf damit nicht mehr gewartet werden, weil sonst der Feind diese schöne Ruhepause ausnutzen kann. Er muß Schlag um Schlag einstecken und darf darüber nicht mehr zu Atem kommen. Doch, unser seit dem 21. März müde gekämpftes Frontheer benötigt eine möglichst lange Erholung. Seine Verluste sind noch nicht ausgeglichen, der notwendigste Ersatz aus der Heimat rollt noch an. Vor Ende Mai, das erkennt die Oberste Heeresleitung, wird der


Der Husarenstreich der deutschen Armee (27.5.18)
Unsere Front am 27. 5. lief so:
Abends waren wir bereits auf dieser Linie:
48 Stunden später hatten wir diese Front erreicht:
Und hier erstarrte die Front am 2. Juni 18:
Noyon
Chauny
Laon
Cuts
Carlepont
Blérancourt
Coucy le Château
Prémontre
Pinon
Ailette
Chavignon
Chemin des Dames
Craonne
Juvincourt
La Ville aux Bois
Vailly
Pontavert
Sapigneul
Vic
Aisne
Soissons
Condé
Braisne
Cormicy
Loivre
Bourgogne
Vesle
Fismes
Montigny
Witry les Reims
Bétheny
Ardre
REIMS
Berru
Vierzy
Forêt de Retz
Villers Cotterets
Vrigny
Oulchy le Château
Fère en Tardenois
Ville en Tardenois
Ville Dommange
Taissy
Neuilly-St Front
La Ferté-Milon
Reimser Bergwald
Châtillon
Dormans
Mareuil
Marne
Lucy le Bocage
Château Thierry
Paroy

Angriff nicht steigen können. Es ist die große Tragik, daß die Schläge nicht rascher fallen. Inzwischen aber liegt er schon auf Papier fest. Es wird ein dreiteiliger Angriff sein.

Zuerst sollen die Divisionen der 7. und 1. Armee zwischen Berry-au-Bac und Pinon, das heißt auf etwa 45 Kilometer Frontbreite, vorstürmen und die Linien Reims—Fismes—Soissons erreichen. An einen südlicheren Punkt als Fismes wird nicht gedacht. Ein weiteres Vordringen würde zuviel Menschen kosten, und die Oberste Heeresleitung muß jetzt mit jeder Kompanie, ja fast schon mit jedem einzelnen Musketier rechnen. Deutsches Menschenleben ist unersetzlich geworden, wenn es sich um die echten, unerschütterlichen und unerschrockenen Frontsoldaten handelt. Diese, und nur diese sollen ja wieder einmal die ganze Last des Kampfes und des Tages tragen. Der alte Frontkämpfer, der Mann, der sich und sein Leben dem Kampf verschrieben hat, wird allein wieder einmal dem Gegner ins Auge schauen müssen. Wer weiß, was drüben auf dem Damenweg liegt und wie hartnäckig um jene Stellungen gekämpft werden muß. Monatelang hat Frankreich immer wieder seine besten Truppen zum Sturm auf diesen Höhenrücken angesetzt. Seit Ende Oktober 1917 haben wir den ganzen Bergzug geräumt und uns nördlich der Aillette neue Stellungen gegraben. Zwischen Chavignon und Craonne liegt die kahle, durchlöcherte Masse des Damenwegs fast vier Kilometer vor der deutschen Linie. Durch das

Niemandsland fließt die Aillette. Ihr unregelmäßiger Lauf bildet hier große Sümpfe, aus denen jetzt, unter der wärmer werdenden Frühlingssonne, das Schilf dicht und hoch wächst. Zwischen diesen weit entfernten deutschen und französischen Linien liegen noch einzelne Dörfer. Sie haben früher einmal zur deutschen Etappe gehört, kamen dann in die Kampflinie und stehen heute als verlassene Trümmerhaufen, in denen nur Ratten oder höchstens wildernde Katzen hausen. Hin und wieder, am Rande dieser Dörfer, stoßen deutsche und französische Jagdkommandos aufeinander. Handgranaten durchzucken mit fahlen Blitzen das Dunkel der unheimlichen Frontnächte, und am folgenden Morgen liegt alles wieder stumm und tot. Die ganze weite Landschaft nördlich vom Chemin-des-Dames ist still geworden. Sie scheint sich vom Kampf, der lange genug über ihr tobte, für immer ausruhen zu wollen. Es wird aber kein Ausruhen geben, denn Ende Mai, so bestimmt die Oberste Heeresleitung, soll hier wiederum das Trommelfeuer toben. Noch einmal werden deutsche Sturmtruppen die Steilhänge des Damenweges überwinden.

Der Verlust dieses vielumkämpften Höhenrückens muß für Frankreich und die Alliierten ein schwerer Schlag sein. Mehr als die Einnahme des Höhenrückens braucht die Oberste Heeresleitung nicht. Bis zur Aisne sollen die Sturmtruppen vordringen und sich festsetzen. Später muß dann noch der Angriff nach rechts hin über die Aillette auf die Oise zu ver-

längert werden. Auch nach links, in Richtung Reims, soll die Angriffsfront eine Verlängerung erfahren. Anschließend wird die 18. Armee westlich der Oise angreifen mit Compiègne als Ziel. Auf dieser gesamten Front kann ja nicht gleichzeitig angegriffen werden, weil hierzu die notwendige Artillerie fehlt. Sie steht noch oben in Flandern und soll auch vorläufig dort stehenbleiben. In drei großen Treffen will die Oberste Heeresleitung hier starke Kräfte fesseln und aufreiben, um dann in Flandern, auf Doullens und auf die Küste zu, freiere Hand zu gewinnen.

Die Oberste Heeresleitung rechnet vorläufig hier nur mit einem geringen Erfolg. Sie weiß, daß die Franzosen den Damenweg uneinnehmbar befestigt haben. Zu den früheren deutschen Schanzen, Stollen und Betonstellungen, sind nun, seit Oktober 1917, neue französische Stellungen gekommen. Der ganze Bergrücken ist eine einzige große Feldbefestigung mit dem Fort Condé als westlichem Eckpfeiler.

Gut, der Damenweg wird angegriffen. Frankreich soll an diesem alten Brennpunkt der Schlachten eine neue Niederlage einstecken. Welch ein Triumph für die deutschen Waffen, gelänge es, ohne große Verluste den Damenweg zu nehmen und darüber hinaus das weitgesteckte Ziel der Schlacht, das Ufer der Aisne, innerhalb weniger Tage zu erreichen!

Während dieser Kampfhandlungen sollen die anderen Fronten, besonders oben die Heeresgruppe

Kronprinz Rupprecht von Bayern in Abwehr bleiben und sprungbereit warten, bis die Oberste Heeresleitung auch dort oben den Befehl zum Losschlagen geben kann. Sollte der Sturm auf das schwierige Bergmassiv des Damenwegs mißlingen, dann wird die Oberste Heeresleitung nicht lange zögern, sondern den Kampf sofort abbrechen und gleichzeitig für Flandern das Signal zum Losschlagen geben. Ausblutungsschlachten wie bei Verdun dürfen jetzt nicht mehr sein.

Inzwischen hat sich das unbeständige Frühlingswetter beruhigt. Über ganz Nordfrankreich lacht ein herrlicher Mai. Überall ist's ein machtvolles Grünen und Blühen. Selbst in den Streichholzwäldern der jahrelangen Schlachten drängen die noch im gemarterten Boden steckenden Wurzeln mit neuen, kraftvollen Trieben an das Licht der wundersamen Sonne. Die Truppen genießen dieses schöne Wetter wie eine unverhoffte Gabe. Selbst die Pferde leben wieder auf, diese armen Zugtiere, unsere vierbeinigen Kameraden, die stumm und ergeben in allen Schlachten und Gefechten ihre Pflicht taten. Die Verlustziffern unter den Gespannen sind erschreckend hoch, und ohne den guten Pferdeersatz aus der Ukraine ständen die Batterien vor einer unlösbaren Aufgabe. Auf den grünen Wiesen weiden unsere braven Truppenpferde; auch sie haben endlich einmal gute Tage und werden sogar wieder übermütig. Das viele grüne Futter verleiht ihnen neue Kräfte. Die Truppe aber exerziert, soweit sie in Ruhequartieren liegt oder hinter der

Front. Immer wieder, nach den harten Erfahrungen des Unternehmens Michael, werden übungsweise Maschinengewehrnester angegriffen und eingenommen, immer wieder bilden sich tiefgestaffelte Sturmabteilungen, dahinter die Marschkolonnen.

Nun erhalten die Kompanien auch ihr fünftes leichtes Maschinengewehr. Es ist gut, daß die zahlenmäßig geschwächten Kompanien mit dieser weiteren Schnellfeuerwaffe ihre Kampfkraft wachsen sehen. Sie verleiht ihnen noch mehr Selbstbewußtsein. Auch die neuen, verbesserten Gewehrgranaten tauchen auf, und endlich kommt das langerwartete Gewehr gegen Panzerwagen. Es sieht aus, wie ein 98er Infanterie-Gewehr, aber ins Riesenhafte gesteigert. Nur mit Hilfe von zwei Mann kann es bedient werden. Sein Geschoß soll die stärkste Panzerung durchdringen. Erfahrungen? Nein! Erfahrungen im Kampf gegen die anrückenden Tanks hat man mit diesem Gewehr noch nicht gesammelt, aber die Berechnungen über die Leistungsfähigkeit der neuen Waffe stimmen schon, jawohl, sie stimmen. Niemals wird dieses Gewehr entscheidend eingreifen. Die schwere, unbeholfene Waffe schießt viel zu langsam, um wirklich tatkräftig gegen Panzerwagen auftreten zu können. Nach wie vor werden die leichten Feldbatterien auf Sturmlafetten den anrollenden feindlichen Panzerwagen die Stirn bieten müssen. Sie sind zwar groß und weithin sichtbar, diese Feldgeschütze, man kann sie nicht leicht über das Trichterfeld hinwegbringen, aber sie sind wenigstens da, eine

viel bessere Abwehr als die unbeholfenen Tankgewehre.

Nicht nur die Bewaffnung der deutschen Infanterie bessert sich, sondern auch ihre Bekleidung und Ausrüstung. Auf Befehl der Obersten Deutschen Heeresleitung müssen alle französischen und englischen Hosen, Schnürschuhe und Gamaschen verschwinden. In den März- und Apriltagen haben die vorstürmenden Divisionen unübersehbare Mengen an Ausrüstungsgegenständen bei dem Feinde erbeutet. Die Soldaten, besonders die Infanteristen, haben sehr schnell ihre minderwertige und vielfach geflickte, vom Schlamm aufgeweichte und vom Drahtverhau zerrissene Bekleidung gegen französische und englische Ausrüstungsgegenstände getauscht. Ganze Divisionen, besonders bayerische Truppenteile, sah man Anfang April mit braunen englischen Tuchhosen oder blauen französischen Manchesterhosen daherkommen. Nun schicken die Bekleidungsämter in der Heimat wieder größere Vorräte. Selbst die Verpflegung hat sich gebessert. Alles scheint hoffnungsvoller und freudiger. Nein, es ist wirklich kein Grund, zu verzweifeln, denn noch immer zittern die Alliierten vor den unbekannten großen Ereignissen, die drohend am nordöstlichen Horizont aufsteigen.

Mitte Mai nimmt Oberst Bruchmüller in Laon Quartier. In seiner Begleitung ist Hauptmann Pulkowski. Die Eingeweihten flüstern sich zu: „Der Durchbruchmüller ist da, es wird bald losgehen.“

Mit seinem Stab fährt Oberst Bruchmüller täglich nach vorne, bis dicht hinter die Linien nördlich vom Aillette-Grund. Es wird gemessen und geplant, es werden Karten gezeichnet und Berechnungen aufgestellt. Und dann gehen die Tabellen hinaus an die Stäbe der 7. und der 1. Armee. Die Arbeit des „Durchbruchmüller" ist beendet. Genau wie damals, in den Tagen vor dem 21. März, auf der Front zwischen Croisilles und La Fére, hat auch hier jede Batterie, ja sogar jedes Geschütz seine vorbereitete Stellung bekommen. Die Stäbe brauchen jetzt den Artillerie-Regimentern nur noch die einzelnen Anweisungen und Befehle zu erteilen. In erstaunlich kurzer Zeit hat diesmal Oberst Bruchmüller alles erledigt. Und dann setzen sich die Truppentransportzüge in Bewegung. Nicht weniger als 1800 Transporte rollen in die Gegend von Laon. Von dort aus geht es dann in die einzelnen Dörfer dicht hinter der Front.

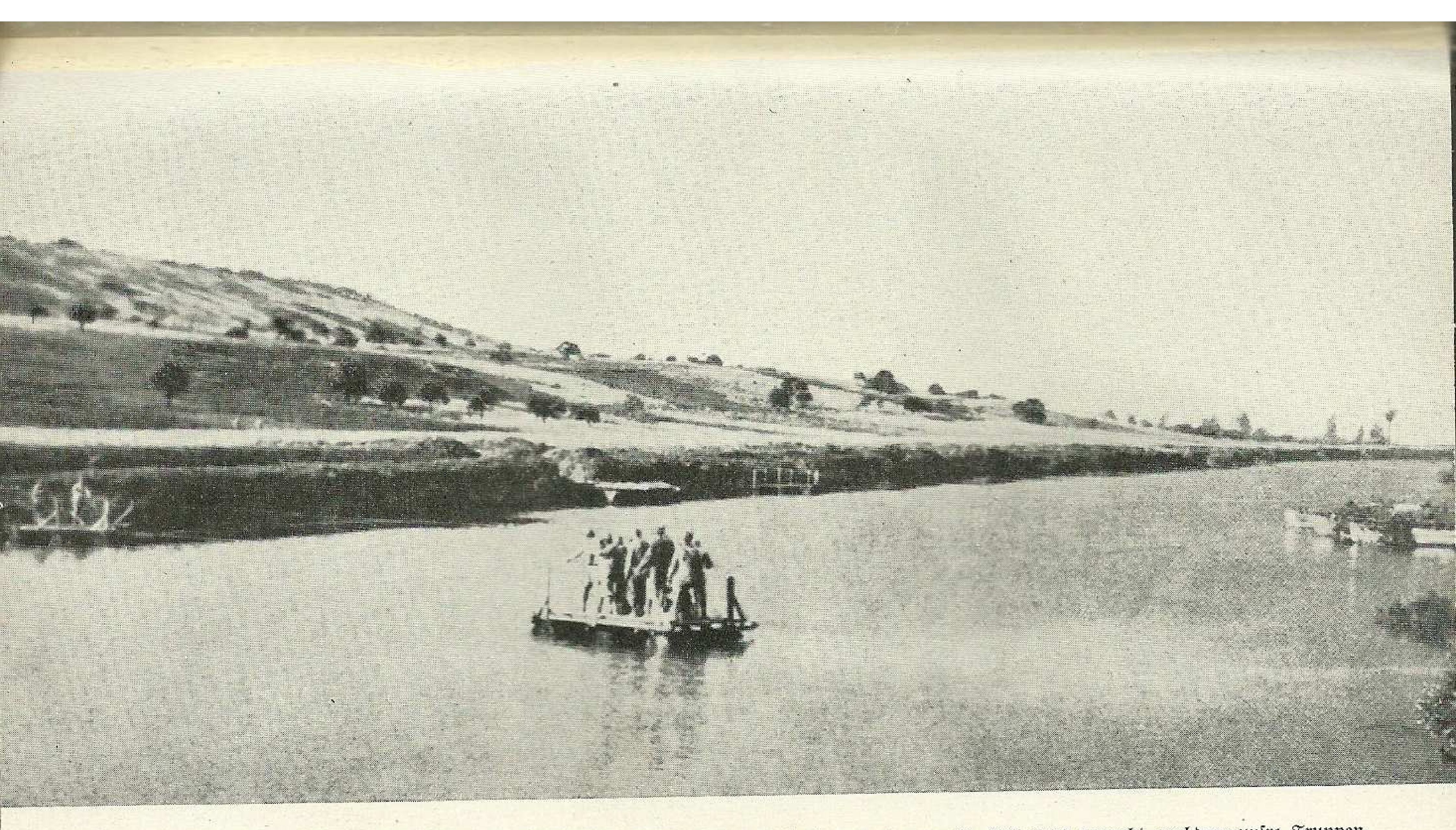
Wie gewünscht, setzt am 20. Mai, nach einem starken Gewitter, schlechtes Wetter ein. Dichte Regenböen gehen nieder und machen jede Fernsicht durch Flieger und Fesselballone unmöglich. Es muß vermieden werden, der Zivilbevölkerung irgendwelche Anhaltspunkte zu schaffen. Man weiß, daß gerade die Gegend um Laon von feindlichen Agenten gern aufgesucht wird, weil der französische Nachrichtendienst in den Wäldern um Crépy das berühmte Pariser Ferngeschütz suchen läßt. In unregelmäßigen Pausen fallen immer noch die deutschen Granaten



Der Stoßtruppführer Oberleutnant Balestier (in der Mitte) mit seinen Stoßgruppenführern, denen am 14. Juli 1918 an der Front bei Reims ein folgenschwerer Handstreich auf die deutschen Linien gelang.



Nach dem 8. August 1918. Der „schwarze Tag" ist vorbei. Deutsche Truppen haben die Stadt Albert geräumt. Aber noch bis zum 25. 8. liegt die Front in bedrohlicher Nähe der Stadt. Britische Reserven streben derweil durch die Trümmer zur nahen Stellung hin. Das große [illegible]bild, das durch viele Monate, seit 1916 schief vom Turm der Kirche hing, ist inzwischen heruntergefallen. Es war mehr als zwei Jahre hindurch sozusagen Wahrzeichen von Albert.



Die Marne, der Schicksalsfluß zwischen Chateau-Thierry und Dormans. Diese Aufnahme wurde am 22. Juli 1918 gemacht, nachdem unsre Truppen das Marneufer wieder geräumt hatten. Links verlassene deutsche Stellungen, auf dem Wasser eins der zurückgelassenen deutschen Pionierfloße.

auf die Hauptstadt, säen dort Tod und Verderben und heillose Verwirrung. Nein, die Zivilbevölkerung rings um Laon muß getäuscht werden. Deshalb finden die Truppentransporte in der Hauptsache nachts statt, ja einzelne Bataillone und Regimenter marschieren von Laon aus sogar noch rückwärts, weitab vom Kampfgelände, drehen der Front den Rücken zu, als gelte es, in Montcornet oder in Sissonne oder sonstwo, weit hinter der Front, den Transportzug nach einem anderen, entfernteren Kriegsschauplatz zu besteigen. Nachts aber marschiert die gleiche Truppe wieder auf einem anderen Weg nach vorne. Die Täuschung gelingt vollkommen, und als am 25. Mai, im Laufe des Nachmittags die Sonne endlich wieder frühlingswarm scheint, ist fast die gesamte Truppenbewegung durchgeführt. Der Feind hat nichts, aber auch gar nichts gemerkt.

Seit zwei Tagen schon haben einzelne deutsche Truppenteile die eigenen Linien überschritten, um sich drunten im Aillette-Grund in den verlassenen Dörfern zu verstecken. Hinter dünner Vorpostensicherung haben, im Laufe dieser zwei Nächte, Tausende fieberhaft gearbeitet. Gewaltige Munitionsstapel wurden in den Kellern untergebracht, ganze Batterien leichter Feldgeschütze und Minenwerfer verschiedener Reichweiten stehen vorne aufgebaut, zwischen Häusertrümmern. Nun aber, in dieser vorletzten Nacht vom 25. zum 26. Mai, marschiert die Spitze der Angriffs-Infanterie in die eigenen Linien. Der

Angriffsraum füllt sich langsam auf mit sturmerprobter Infanterie. Hart am Fuße des Damenwegs gehen zahlreiche Minenwerfer in Stellung, ohne daß es ein Gegner merkt. Schlafen die Franzosen? Nein, ihre Posten wachen und spähen mit brennenden Augen hinab in die Niederung, und mit jeder halben Stunde geht es wie ein Lauffeuer über die ganze Vorpostenaufstellung und wird mit monotoner, fast klagender Stimme von Mann zu Mann gerufen:

„Sentinelles, — prenez garde à vous!" (Alle Mann auf Posten, habt acht). Es ist der herkömmliche Ruf der französischen Posten, die sich in regelmäßigen Zeitabständen aufmuntern. Dieser Ruf soll den Mann auf Posten an seine Pflicht erinnern und ihm erhöhte Aufmerksamkeit einschärfen. Allerdings, nur an Stellen, wo die Fronten weit auseinanderliegen und der Standort des Rufers vom deutschen Graben aus nicht genau ermittelt werden kann, nur dort lassen die französischen Posten diesen Ruf ertönen, der schon aus den Reihen der Soldaten Napoleons oft genug nächtens über deutsche Fluren hallte.

Die Posten am Damenweg aber brauchen keine Aufmunterung in dieser Nacht, weil ihnen alles so unheimlich und seltsam vorkommt. Drunten im versumpften Aillette-Grund, zwischen den Dörfern, im hochgewachsenen Gras und Schilf, das die letzten warmen Regenschauer üppig gedeihen ließen, lärmen Hunderttausende, nein, Millionen brünstiger Frösche.

Die Laichzeit ist da, und die Froschmänner sitzen in den warmen Tümpeln, lassen übermütig ihre Backenhäute schwellen und geben rollende, dumpfe Baßtöne von sich. Das millionenfache Quaken dringt wie ein einziges dumpfes Höllenkonzert aus der Tiefe, und den Posten oben auf den Höhen des Damenweges läuft es kalt über den Rücken. Es klingt fast wie das Rauschen einer vormarschierenden Armee. Manchmal glaubt man sogar Menschenstimmen, Kommandos und Befehle herauszuhören. Ist's nicht das dumpfe Klirren von Schanzzeug? Hört sich das nicht an wie der unregelmäßige Schritt von Bataillonen, die in Stellung gehen?

„Sentinelles, prenez garde à vous!" mahnen sich die Posten lauter und eindringlicher, und gegen Mitternacht erstattet ein Sergeant eine wichtige Meldung:

„Da vorne im Aillette-Grund muß etwas los sein," behauptet er. Warum und was, das kann er nicht sagen. Jedenfalls, das Froschkonzert ist ihm diesmal doch zu toll. Gewiß, die Nacht ist warm, und die Frösche halten Hochzeit, unbekümmert um den Krieg der Menschen, aber so toll, so hartnäckig wie diesmal haben die Frösche noch nie geschrien. Können die Geräusche wirklich nur von ihnen herrühren?

Zuerst lacht man über die Furcht des vorsichtigen Sergeanten. Ein braver, ein wirklich aufmerksamer Soldat, dieser Sergeant. Man wird ihn demnächst wohl zur Beförderung einreichen. Besser zu viel aus-

geschaut und hingehorcht als zu wenig. Nein, Furcht braucht man hier, in diesem Abschnitt, nicht zu hegen. Man weiß ja, daß die deutschen Truppen fast vier Kilometer entfernt liegen. Nur abgekämpfte ruhebedürftige Divisionen haben sie drüben in Stellung, genau wie hier auch. Die Trümmer der von der 18. deutschen Armee zerschlagenen französischen und englischen Division liegen hier, um sich zu erholen, um endlich einmal Atem zu schöpfen auf diesem fast als Sommerfrische bekannten und gerühmten Damenweg, hier, im schlafenden Frontabschnitt.

Sechs französische und drei englische Divisionen halten hier die Stellung und freuen sich, daß sie endlich einmal solch eine fabelhafte, stille Linie gefunden haben. Überhaupt, ist das schon Front, kann man hier von Krieg sprechen? Zeitweise wird's ja im Abschnitt, der vor Crépy liegt, etwas unruhig, wenn das Pariser Geschütz loslegt. Die deutschen Verschleierungsbatterien jagen dann alle zusammen ihre Geschosse auf Gräben und Anmarschwege. Man bleibt für diese Zeit in den Stollen sitzen und in den abgrundtiefen bombensicheren Naturhöhlen. Wirklich, man hat es nicht nötig, sich in Lebensgefahr zu begeben, jetzt, Ende Mai 1918, in den Gräben des Damenweges. Und der mißtrauische Sergeant vorne an der Courtecon-Stellung hat wohl Gespenster gesehen!

Aber man will ihm Gelegenheit verschaffen, sich von der Harmlosigkeit der Geräusche im Ailette-Grund zu überzeugen. Millionen Frösche können

wohl Menschen wahnsinnig machen mit ihrem nächtlichen Brunstgeschrei. Das Bataillon stellt rasch eine Patrouille zusammen, geführt von einem jungen Offizier. Der Sergeant soll gleichfalls mit hinaus ins Niemandsland. Geradezu willkommen ist solch eine Streife. Ein wundervoller Spaziergang durch die mondhelle Nacht, hinunter in das Tal, wo die Dörfer wie Totengerippe in Trümmern liegen. Eine tote Mondlandschaft, dieser Ailette-Grund mit den zahllosen Trichtern, Gräben, Trümmern und verlassenen Schanzen.

Kurz nach Mitternacht verläßt die französische Offizierspatrouille ihre Stellung, steigt über die Courtecon-Nase steil in die Tiefe, um auf kürzestem Weg den Ailette-Grund zu erreichen. Man will vorläufig mal bis zum Flüßchen hinunter. Früher hatte man Horchposten hier am Ufer stehen, aber seit Wochen liegen die vordersten Linien drüben auf den Höhen. Es hat keinen Zweck, einzelne Poilus so weit entfernt von der Hauptbasis ins Gelände zu stellen. Drüben, weiter links, stehen noch einzelne Horchposten an der Ailette. Aber hier, angesichts der Courtecon-Nase ist das wohl überflüssig. Die Offizierspatrouille kommt bis an die Ailette, und da stutzen die Vordersten. Sie haben, in geringer Entfernung, drei oder vier Deutsche gesehen. Kein Zweifel, es sind Deutsche, die vorsichtig auf schmaler Behelfsbrücke die Ailette überqueren und sich nun am Ufer entlang bewegen, gerade auf die französische Patrouille zu. Eine halbe Minute später zischen die

Handgranaten, werfen Sumpfwasser und frischen Schlamm empor. Im weiten Umkreis verstummt sofort das Quaken der Frösche, setzt aber bald wieder verstärkt ein.

Kaum 500 Meter weit hat man das Krachen der Handgranaten vernommen. Der millionenfache Brunstschrei der Frösche übertönt alles. Die französische Patrouille aber läuft, so schnell sie kann, zur Front zurück, hastet die Courtecon-Nase empor. Zwischen sich ziehen die Poilus zwei Deutsche, zwei Gefangene. Die andern beiden Deutschen liegen, von Handgranaten zerrissen, unten im Ailette-Grund. Oben werden die Gefangenen beim Bataillons-Stab verhört. „Ihr wollt sicher hier angreifen," sagt man ihnen auf den Kopf zu. Sie leugnen, aber ihre Anwesenheit unten im Ailette-Grund verrät den Franzosen genug, zumal es nicht etwa Infanteristen, sondern Minenwerferleute sind. Was haben Minenwerfer-Mannschaften im Ailette-Grund zu tun? Das riecht bedenklich nach Offensive. Auf der ganzen Front der sechs französischen und drei englischen Divisionen wird sofort Alarm durchgegeben. Die Posten vorne erhalten Verstärkung.

An hundert Stellen gleichzeitig horcht und späht man hinab in den Ailette-Grund. Und wahrhaftig, jetzt vernimmt man deutlich, zwischen dem Quaken der Frösche, das unterdrückte Raunen und Hasten von Menschen, kurzum die tausendfachen Geräusche der in Stellung gehenden Truppe. Kein Zweifel, hier ist etwas beabsichtigt! Man will starke Streifen ins

Vorfeld schicken, um Gewißheit zu erlangen; vorerst aber müssen die Armeestellen benachrichtigt werden. Meldungen schwirren hin und her. Leuchtkugeln zischen hoch. Der ganze Frontabschnitt wird unruhig. Wütend hacken die Maschinengewehre ihre tastenden Geschoßgarben in die Nacht.

„Sentinelles, prenez garde à vous!" tönt es lebhafter, eindringlicher auf der Front zwischen dem Winterberg und der berüchtigten La Malmaison-Ferme. Höchste Alarmbereitschaft ist befohlen. Die Poilus der sechs französischen und die Tommies der drei britischen Divisionen am Damenweg stehen erzbereit. Bei 31 Landwehrbataillonen packen sie ihre Tornister und empfangen für mehrere Tage Munition und Lebensmittel. Siebenundzwanzig Maschinengewehrkompanien setzen sich sofort in Marsch zur vordersten Linie auf den Höhen. Unheimliche Spannung liegt über allen Soldaten, die hier atmen und wachen und mit brennenden Augen in den Aillette-Grund starren. Was bereitet sich vor, da unten?

Während sie droben, auf den Höhen, den letzten Mann alarmieren und auf seinen Abwehrposten befehlen, hasten zwei waffenlose Männer durch das Niemandsland. Niemand achtet auf sie, und so können sie ungehindert über die Aillette kommen. Sie benutzen eine der zahlreichen Notbrücken, die im Laufe der Nachtstunden von deutschen Pionieren geschlagen worden sind. Dann eilen die beiden waffenlosen Männer in wilden Sprüngen bergan zum

Damenweg. Es sind zwei Poilus, zwei Männer, die vor wenigen Tagen erst aus einem Gefangenentransport hinter Laon entwichen sind.

Tagsüber haben sie sich versteckt gehalten. Es war ihnen nicht leicht, dieses von deutschen Soldaten vollgestopfte Gelände zu durchdringen. Ganz harmlos haben sie sich an deutsche Kolonnen gehängt, die nachts zum Damenweg fuhren. Im Verband vorgehender Kolonnen sind sie, beladen mit Stollenbrettern, die sie halb verdeckten, über die vordersten deutschen Linien gekommen und in den Ailette-Grund herabgestiegen. Erst drunten am Ailette-Ufer haben sie die Stollenbretter weggeworfen und haben unbemerkt die letzte Strecke laufend und aufrecht zurückgelegt. Oben vor dem französischen Drahtverhau, angesichts der aufmerksamen Posten, schwingen sie die Arme und schreien: „France, France!" Man holt die beiden Rückläufer in die Stellung und führt sie zum Stab, wo sie in fieberhafter Hast eine niederschmetternde Neuigkeit erzählen.

„Es ist uns gelungen, die Wachsamkeit der deutschen Posten zu überlisten und das Weite zu suchen," berichten sie. „Wir haben unterwegs in Dörfern rings um Laon mit vielen guten Franzosen gesprochen. Alle konnten uns bestätigen, daß im Laufe der letzten vierzehn Tage gewaltige Mengen an Geschützen und Munition angekommen sind. Zahllose Regimenter sind hier zusammengezogen worden. Wir haben uns nun beeilt, um noch rechtzeitig vor Ausbruch der be-

absichtigten deutschen Offensive wieder bei unseren Kameraden zu sein. In der Gegend um Laon ist man allgemein der Ansicht, daß in den nächsten Tagen hier die Offensive losbrechen wird. Wir vermuten aber, daß es morgen oder übermorgen früh schon losgehen wird, weil bereits das ganze Niemandsland zwischen den Linien von deutschen Truppen besetzt ist. Im Aillette-Grund, den wir überquert haben, stehen schon Batterien dicht nebeneinander, getarnt hinter Häusertrümmern. Ganze Infanterie-Bataillone haben wir unten in Gräbern, in Dörfern, in Trichterfeldern liegen sehen. Es geht bestimmt bald los!"

Welch eine seltsame, schicksalsschwere Wiederholung! Fast an derselben Stelle sind vor Jahresfrist drei deutsche Männer, ein Berliner, ein Schlesier und ein Bayer, aus französischer Gefangenschaft geflüchtet und haben Kunde gebracht, daß drüben, hinter dem Damenweg, die ganze Armee meuterte. Und nun, fast unter gleichen schwierigen Umständen, laufen zwei Franzosen hinüber, zwei Poilus, denen es gelungen ist, aus deutscher Gefangenschaft zu flüchten, und melden die bevorstehende deutsche Offensive. Vor einer Stunde erst hat man beim Stab die gefangenen Feldgrauen einer Minenwerfer-Abteilung vernommen, ohne aus ihnen etwas Zusammenfassendes herausholen zu können. Die Aussagen der beiden zurückgekehrten Poilus aber sind deutlich genug. Der Draht spielt nach hinten. „Schickt Reserven, schickt Munition!" so heißt es auf der ganzen Front

des Damenwegs. „Werft auf den Höhenrücken, was ihr entbehren könnt, denn bei uns steht ein Angriff bevor."

Von Fismes gehen die Meldungen gesammelt nach Dormans, jenseits der Marne, wo sich in diesem Augenblick General Foch aufhält. Im Tal der Oise liegen ja schon vier einsatzbereite französische Divisionen. General Pétain befiehlt ihren sofortigen Abtransport an die Front des Damenwegs. Noch in diesen ersten Morgenstunden werden die vier Divisionen alarmiert und sofort verladen. Ehe die Maisonne über dem Tal der Oise leuchtet, rollen lange Kraftwagenkolonnen über die staubigen, ausgefahrenen Landstraßen. Und gleichzeitig weht über den schnurgeraden Chausseen, die von Paris nach Norden führen, eine hohe und dichte Staubwolke: das I. Kavallerie-Korps des Generals Franchet d' Esperey hat sich in Bewegung gesetzt, um die Linien am Damenweg zu verstärken. Alles ist unterwegs, alles macht sich bereit.

Und die Brücken über die Aisne? Sollen die Brücken nicht jetzt schon zur Sprengung vorbereitet werden? Im Rahmen einer großen Offensive wird der feldgraue Gegner sicher die Aisne-Ufer bedrohen. Nein, an die Aisne-Ufer wird vorläufig nicht gedacht. Nur im äußersten Notfall wird man die Sprengstoffkammern laden.

Inzwischen rinnen die Stunden. Im Ailette-Grund lichtet sich der Morgendunst. Mit dem hellen Tag erst läßt die Spannung nach. Die höchste

Alarmbereitschaft wird abgesagt. In den vordersten Gräben schnallen Poilus und Tommies wieder ab. Maschinengewehre und Minenwerfer werden entladen und in Deckung gebracht. Gutgelaunt ziehen die Tagesposten auf. Unfug, diese Angst der Stäbe vor deutschen Angriffen! Hier wird niemals ein deutscher Stoßtrupp den Sturm auf die Steilhänge wagen. Die Sonne scheint warm, und es ist überhaupt eine Lust zu leben. Weit und breit kein Schuß. Tiefster Friede liegt über den Höhen und dem Ailette-Grund. Von den Deutschen ist nichts, aber auch gar nichts zu sehen. Sind sie überhaupt noch da? Die Scherenfernrohre der Artilleriebeobachter spähen nach vorne und durchstöbern mit neugierigen Blicken das deutsche Hinterland. Es ist nichts, aber auch gar nichts zu erkennen.

Der 26. Mai verläuft still und in fast völliger Bewegungslosigkeit. Die Luft flimmert vor Hitze. Im Westen, vielleicht über Noyon oder St. Quentin, rollt ein Gewitter. Gegen Abend fegt ein frischer werdender Ostwind jeden Dunst vom Boden. Um 20 Uhr wird wieder höchste Alarmbereitschaft befohlen, auf der ganzen französischen und britischen Damenweg-Front. Die vier im Laufe der verflossenen Nacht alarmierten französischen Divisionen sind inzwischen eingetroffen und haben, mit ihren vordersten Bataillonen, die zweite Verteidigungslinie erreicht und besetzt. Bis zur dritten Morgenstunde des 27. Mai wird der letzte Poilu dieser Eingreifdivisionen kampfbereit auf dem nördlichen Aisne-

ufer stehen. Noch ehe die Sonne untertaucht, erblicken die Verteidiger der Damenweg-Höhen am südlichen Horizont langgestreckte, bläulich schimmernde Schwaden. Sie richten die Feldstecher hin, sie drehen auch die Scherenfernrohre nach hinten und erkennen eine gewaltige Staubfahne. Das I. Kavallerie-Korps trabt heran. Tausende von Hufen wirbeln Staub empor, der langsam, als kilometerlanger Schleier, über die Landschaft zieht. Die vorausreitenden Schwadronen der Dragoner und Jäger zu Pferde des Generals Franchet d' Esperey haben bei Sonnenuntergang die Marne überschritten.

Die Batterien hinter dem Höhenrand sind verstärkt worden und haben Befehl erhalten, ohne Rücksicht auf Munitionsverbrauch, den vermuteten deutschen Angriff zu stören. Von 1 bis 1.45 Uhr, am 27. Mai, wird die gesamte französische und britische Artillerie am Damenweg trommeln und besonders den Aillette-Grund abhämmern.

Eine stille, wundersame Mainacht sinkt herab. Herrlich steht der Mond am Himmel. Das Quaken der Frösche in den lauwarmen Tümpeln setzt wieder mächtig ein, ein seltsames Konzert, das jedes Geräusch der anmarschierenden letzten deutschen Truppen verschleiert. Der Angriffsraum im Aillette-Grund füllt sich mit Feldgrauen. Still geht der Mond seine Bahn. Unregelmäßig brüllen die Salven feindlicher Batterien heran. Wo die Granaten einschlagen, da setzt für Minuten, aber nur für Minuten, das

Quarren und Locken der brünstigen Froschmänner aus. Schweigend stampfen die deutschen Stoßtruppen durch die sumpfigen Niederungen. In wenigen Stunden muß der Kampf hinaufgetragen werden auf die trockenen, sonnenüberfluteten Höhen.

Um 1 Uhr bricht aus allen Rohren der rasende französische Feuerüberfall. Die deutschen Truppen im Niemandsland sind grenzenlos überrascht und glauben schon an Verrat. Kein Zweifel, die Franzosen wissen etwas, jetzt ist's vorbei mit der Offensive! Die Überraschung ist mißlungen. Was nun, was wird sein? Wird man trotzdem angreifen müssen? Vielleicht auf vollbesetzte Gräben stoßen? Man wird ja abgehetzt sein, allein schon durch das Aufsteigen und Überwinden dieser Steilhöhe. Die Nordhänge des Damenweges bilden wirklich ein schweres Hindernis für jede angreifende Truppe. Nach fünf Minuten schon hat die abtastende französische Artillerie dankbare Ziele gefunden. Dicht an dicht stehen ja die deutschen Batterien und die Minenwerfer mit ihren großen Munitionsmengen im Niemandsland, viele sogar ungedeckt; sie sind erst im Laufe der letzten Stunden aufgefahren. Hier und da und an vielen Stellen gehen Munitionshaufen klirrend und fauchend in die Luft. Wie riesenhafte Raketen beim Feuerwerk, so zischen die Granaten empor. Kartuschen brennen mit weithin leuchtendem Lichtschein. Schauerlich, dieses Leuchten der Munitionsbrände im langen Ailette-Tal. Erschreckt durch diesen Feuerüberfall, der ihre Brunst so jäh stört, flüchten die Frösche in

die Tiefe der Weiher und sumpfigen Granatlöcher. Vorbei die Idylle einer kurzen, warmen Mainacht. Der harte Krieg hat wieder die Oberhand und schüttelt rücksichtslos die Schicksale von Menschen und Tieren durcheinander.

Wütend trommelt die französische Artillerie in den Aillette-Grund, durchwühlt die Trümmerdörfer, tastet die Anmarschwege ab. Die deutsche Artillerie aber schweigt. Gedeckt, Gesicht am sumpfigen Boden, liegen die Feldgrauen und wissen nicht, was die nächsten Stunden bringen werden. Bald muß ja das eigene Trommelfeuer einsetzen. Wo bleibt der Feuerbefehl? Warum wehrt man sich nicht gegen das zudringliche Störungsfeuer von drüben?

Um 1.45 Uhr setzt befehlsgemäß das französische Störungsfeuer aus. Auf der ganzen Damenweg-Front ruht der Krieg, und der Aillette-Grund ist wieder angefüllt mit dem orgelnden und gurgelnden Brunstschrei der Frösche. Nur dieser Ton, hunderttausendfältig, millionenfach. Sonst nichts. — Eine ganze lange Viertelstunde lang nur das Quaken der Frösche. Die Schlacht ruht, und die Gegner belauern sich.

Und da, pünktlich 2 Uhr, ist der Horizont nördlich vom Damenweg in 55 Kilometer Frontbreite in einen einzigen dunkelroten Blitz gehüllt.

Eintausendeinhundertachtundfünfzig leichte, mittlere und schwere Batterien haben gleichzeitig auf die Sekunde abgeschossen.

Und 4632 Granaten zischen, gurgeln, heulen und johlen hinüber auf den Damenweg.

Zuerst sind die leichteren Geschosse am Ziel, die Windhunde der Schlacht, die 7,7-Zentimeter-Granaten. Wie zornige Stahlvögel pfeifen und zischen sie hinüber in flachem Schuß. Sekunden später rauschen die Mörsergranaten daher, und zum Schluß sind's die schwersten Kaliber, die wie Donnerschläge in den Kalkboden fahren und fast haustiefe Löcher reißen. Und schon sind die leichten Granaten wieder da, und immer wieder und pausenlos prasselt das nervenzerreißende Trommelfeuer aus 4632 Schlünden!

Wenige Minuten nur dies Feuer auf die vordersten Stellungen der Gegner, sozusagen nur ein Anklopfen, eine Ankündigung, daß man da ist, daß jetzt, für den Damenweg, der größte geschichtliche Kampftag begonnen hat, ein Schicksalstag ohnegleichen. Und dann geht es rücksichtslos auf die feindlichen Batterien, die sich gerade anschicken, neue Munition aufzunehmen, weil der befohlene Feuerüberfall die Bestände gelichtet hat.

Gasgranaten prasseln nieder, Blaukreuz und Grünkreuz. Und hinten auf den schmalen Serpentinen und in den Schluchten des Höhenmassivs werden anmarschierende Munitionskolonnen überrascht und zerschlagen. Wie buntes Feuerwerk zischt es jetzt hinter der französischen Front empor, und diesmal sind's die feindlichen Granaten, die mit Donnern und Splittersprühen in die Luft fahren.

Eine nach der andern werden die feindlichen Batterien ausgelöscht, zusammengehauen, in den

Boden gestampft. Sie kommen kaum noch zum Schuß. Fast ungehemmt und ohne Bedrohung marschiert jetzt die deutsche Angriffsinfanterie durch den sumpfigen Aillette-Grund und stellt sich zum Sturm bereit.

Hinten, in seinem Quartier zu Dormans, hört General Foch das Toben im Norden, an der Front zwischen Reims und Pinon, aber er glaubt noch nicht an einen Hauptstoß. Das ist nur eine große und großzügig angelegte Ablenkungsoffensive, meint er. Nach wie vor wird in Flandern die Entscheidung gesucht. Es wäre unklug, jetzt die alliierten Reserven hierher zu beordern. Das hieße Ludendorff in die Hand arbeiten. Haig soll alle seine Truppen behalten. Höchstens ein paar französische Divisionen, die augenblicklich hinter der britischen Front liegen, beiderseits von Amiens, um sich dort von ihren schweren Verlusten zu erholen, höchstens diese wenigen Divisionen wird man anfordern müssen. Pétain hat ja zwölf Infanteriedivisionen und ein Kavallerie-Korps in der Nähe liegen. Es sind zwar abgekämpfte Truppen, die sich augenblicklich erholen, aber immerhin, im Notfall wird man sie an die Damenweg-Front beordern können. Diese Reserven unterstehen taktisch der 6. Armee Duchesne, der entschlossen ist, gegebenenfalls die vordersten Linien zu räumen, um sich in der zweiten Kampfstellung mit aller Entschlossenheit zu halten. Das bedeutet die Preisgabe des Damenwegs. General Foch aber erklärt: „Es darf kein Fußbreit französischer Erde freiwillig auf-

gegeben werden. Ich mache Sie dafür verantwortlich, General Duchesne, daß kein Grabenstück geräumt wird. Die Einheiten haben bis zum letzten Mann auf ihren Plätzen auszuharren. Der Damenweg muß gehalten werden!"

General Duchesne alarmiert sofort seine letzten Reserven und befiehlt sie auf den Marsch nach vorne. Das Kavallerie-Korps des Generals Franchet d'Esperey hat an der Marne haltgemacht, und steht ab 3 Uhr einsatzbereit. Inzwischen rast das deutsche Trommelfeuer über den Damenweg hinweg. Bis zu zehn Kilometer tief liegen alle Stellungen, Anmarschwege, Reservegräben und Unterstandsgruppen unter schwerstem Vernichtungsfeuer. Durch diesen Orkan von Feuer und Eisen hasten noch einige französische und englische Bataillone in die vorderste Linie, um die bedrohte Front zu stützen. Es gelingt diesen Reserven unter schwersten Verlusten, bis in die vordersten Stellungen zu gelangen.

Langsam steigt der werdende Tag aus dem östlichen Horizont. Und dann geht die Sonne auf und beleuchtet mit grellem Strahl ein prachtvolles Bild im Aillette-Grund. Zweiundzwanzig deutsche Divisionen stehen tiefgestaffelt zwischen dem Brimont und dem Wald von Pinon.

Und nun, um 5.30 Uhr, setzen sich die vordersten Stoßtruppen in Bewegung. Die eherne Wand von Stahlhelmen und blitzenden Bajonettspitzen dringt vor, durch den Aillette-Grund, kämpft sich langsam die steilen Hänge hinan. Schon verschwinden die

vordersten im Pulverqualm, der hier alles verdeckt. Der Höhenzug dampft wie ein Vulkan. Unbeirrt rücken die Feldgrauen von hinten nach. Um die siebte Morgenstunde ist die ganze Kuppe des Damenweges von deutschen Bataillonen überflutet. Mutig, fast übermütig geworden von diesem erneuten, rauschenden Erfolg, treten die Stoßtruppen den raschen Vormarsch an, überrennen die Batteriestellungen, steigen die Schluchten am Südhang hinab, dicht gefolgt von den Schützenlinien. Dahinter, auf Sichtentfernung, marschieren die Reserven in Gruppenkolonnen. Und nun hebt ein Wettlauf an, ein verwegener hartnäckiger Wettlauf um die Aisne-Brücken. Das Ziel der ganzen Offensive ist der Aisne-Fluß, der erst im Laufe der nächsten Tage erreicht werden soll.

Aber schon gegen 8 Uhr sehen die vordersten deutschen Stoßtruppführer den Wasserlauf fast greifbar vor sich. Wie ein vielgewundenes Silberband schlängelt er sich durch die grüne, vom Krieg noch kaum berührte Gegend, und durch die Feldstecher und Scherenfernrohre erblickt man dichtgedrängte Massen von Geschlagenen, die über alle Brücken ins Hinterland hasten. Um 11 Uhr jagen die vordersten Stoßtruppführer grüne Leuchtraketen hoch, um ihren Stand anzuzeigen. Meldereiter galoppieren zurück und geben den immer noch lauernden deutschen Fernbatterien die neue Lage bekannt.

Es ist wichtig, daß diese Linie endlich angezeigt und festgelegt wird, denn seit einer halben Stunde

gehen die deutschen Langrohrgranaten im Rücken der vorgehenden Stoßtruppen nieder. Ohne Stellungswechsel kann selbst die deutsche weittragende Artillerie nicht mehr schießen, so rasch ist der unerhörte, verwegene Vormarsch.

Mit Genugtuung erfahren die Stäbe, daß um 11.30 Uhr schon einige deutsche Bataillone die Aisne-Brücken erreicht und überschritten haben. Auf breiter Front sind beide Flußufer fest in deutscher Hand. Das Ziel der Schlacht wurde innerhalb eines Vormittags erreicht. Niemals vorher, niemals nachher ist der deutschen Armee ein Handstreich von solchen Ausmaßen glänzender und siegreicher gelungen. Der größte Husarenstreich des Weltkrieges ist damit vollbracht. General Duchesne erkennt zu spät, daß er einen großen Fehler begangen hat, indem er die Brücken über die Aisne heil ließ.

Die Deutschen untersuchen sofort mißtrauisch jede einzelne Brücke. Sie halten es für unmöglich, daß ein General so zahlreiche Brücken über einen so wichtigen Fluß kampflos preisgibt, ohne auch nur den Versuch einer Sprengung zu wagen. Pioniere und Feuerwerker fahren nach vorne, untersuchen die Brückenpfeiler. Vielleicht sind darin Sprengkörper mit Spätzündung versteckt und geschickt angebracht, und mit jeder Minute können die Brücken in die Luft gehen. Hat der abziehende Gegner den deutschen Sturmtruppen eine Falle gestellt, in die sie harmlos gegangen sind? Es scheint fast so. Man will vermutlich möglichst viele Deutsche auf das Südufer

der Aisne locken, dann hinter ihnen die Brücken durch Spätzündung in die Luft jagen. Abgeschnitten von ihren Kameraden, werden sich die Deutschen auf dem Südufer des Flusses kaum halten können. Daran denken aber nur die deutschen Stäbe.

Der Truppe, dem einzelnen Sturmsoldaten ist jede Überlegung um das eigene Leben fremd. Es geht voran, und das genügt. Die Hauptsache, man hat diese gefährlichen Brücken hinter sich. Immerhin, es ist ein kitzliges Gefühl, so über diese Stege hinwegzuschreiten. Jede Sekunde kann es losgehen, kann alles mit Donnern und Krachen in die Luft fliegen. Man atmet erst auf, wenn man drüben ist. Alle diese Vorsichtsmaßnahmen und Befürchtungen der Stäbe erweisen sich später als überflüssig; denn die Brücken sind nicht einmal geladen. Ihre Sprengstoffkammern liegen völlig leer. So überraschend kam der deutsche Stoß, daß niemand bei den Franzosen an eine Brückensprengung gedacht hat. Und dann hätte man auch keine Zeit mehr gefunden, die Sprengkammern zu füllen. Man wird später General Duchesne hart zur Verantwortung ziehen, weil er die Aisne-Brücken nicht zerstören ließ durch die letzten Poilus. Er wird sich wehren und behaupten, es sei unmöglich gewesen, die Kammern geladen zu halten, angesichts der schweren Beschießung der Aisnebrücken durch deutsche Ferngeschütze. Man wird diese Erklärung dann gelten lassen, aber nicht General Duchesne ist schuld, daß die Aisne-Brücken unversehrt

in deutsche Hände gefallen sind, sondern die ganze Einstellung der alliierten Kriegsführung: man traut den Deutschen einen solchen Sprung über den Damenweg bis zur Aisne nicht zu. Ja, man traut den Deutschen noch immer viel zu wenig zu, selbst nachdem sie oft genug bewiesen haben, im Laufe der letzten Wochen, daß ihre Schläge furchtbar sind.

Am Abend des 27. Mai stehen unsere Vorhuten am Ufer der Vesle. Sie haben bis jetzt genau 21 Kilometer stürmend zurückgelegt. Rechts und links hängen die Flügel noch fest vor Soissons und vor Reims, aber in der Mitte der Front wölbt sich die neugeschaffene Einbuchtung tief in französisches Land. Und in Blickrichtung des deutschen Vormarsches liegt Paris!

Der nächste Tag bringt wieder einen rauschenden Erfolg. Um die heiße Mittagsstunde wird das Städtchen Fismes erreicht. Große Mengen an Proviant und Munition fallen in deutsche Hand. Auf den Bahngeleisen stehen lange Züge mit Rotwein, für die französischen Truppen am Damenweg bestimmt. Weiter sollte eigentlich nicht vorgegangen werden. Das Ziel der Schlacht ist längst überschritten. Oben an der Aisne müßten, nach dem ursprünglichen Plan, die Bataillone jetzt halten. Der Landstrich bis zur Vesle sollte nur Vorgelände sein. Doch die Oberste Heeresleitung sieht ein, daß man einen solchen Erfolg nicht ersticken darf, nein, die einmal vormarschierende Truppe soll im Schwung bleiben. Es ist genau wie bei der 18. Armee am Crozat-Kanal.

Der Befehl zum Weitermarsch trifft ein, vorläufig bis zum Ourcq-Bach.

Dort haben, im September 1914, deutsche Regimenter schweren Herzens den Rückzug angetreten, dort lagen sie im Kampf mit den siegestrunkenen nachrückenden französischen Truppen, dort bluteten und starben sie, ohne zu begreifen, warum man sie so plötzlich zurückbefahl, so dicht vor der Hauptstadt Paris, deren Einnahme wahrscheinlich ein baldiges Kriegsende bedeutet hätte. Und nun, fast vier Jahre später, rücken wiederum deutsche Regimenter über die Vesle, um drunten am Ourcq-Bach zu kämpfen, um die gefallenen Brüder und Kameraden von 1914 zu rächen. Sie kommen nicht mehr in aufgefüllten Kompanien wie vor vier Jahren, es sind nicht mehr die vor Jugend und Gesundheit strotzenden Männer von damals. Nein, nur ausgebrannte, in hundert Schlachten und Gefechten geschwächte Truppenteile dringen hier mutig vor. Keine dieser Kompanien ist mehr als hundert Gewehre stark. Aber jene, die jetzt das Gewehr in der schwieligen Faust tragen, sind kriegserfahrene, erprobte Männer, ernst und tapfer. Unter ihrem Schritt hat schon halb Europa gezittert. Diese Männer überschreiten am 28. Mai, beim Morgengrauen, die Vesle und ergießen sich nach Süden. Um die Mittagszeit stockt der Vormarsch. Die Verbände müssen sich ordnen. Inzwischen wirft General Duchesne zwei Kavalleriedivisionen an die Ufer des Ourcq-Baches. Um 16 Uhr, mit dem Nachlassen der

plötzlich unerträglich gewordenen Hitze, dringen die deutschen Bataillone weiter durch und gewinnen zehn Kilometer Gelände. Auch am rechten Flügel geht es jetzt tüchtig voran. Die ausgetrocknete Hochfläche bei Soissons wird überrannt, und am späten Abend dringen die Feldgrauen in die Vororte der alten Frankenstadt. Zwischen der Aisne und Reims befindet sich um diese Zeit die gesamte 6. französische Armee auf dem Rückzug.

Es geht alles so schnell und so überraschend, daß die deutschen Vorhuten in fast allen Dörfern noch das warme Essen auf dem Tisch finden und soeben verlassene Lagerstätten. Zusammen mit den Soldaten flüchtet fast die ganze Zivilbevölkerung nach Süden, ein Zeichen, wie oft und haßerfüllt die französische Presse den deutschen Soldaten als mordgierigen Brandstifter hingestellt hat. Nur alte Leute, Wöchnerinnen und Kranke bleiben zurück, stehen zitternd vor den Häusern und atmen erleichtert auf, wenn die deutschen Soldaten ihnen freundlich zuwinken und nur etwas Trinkbares verlangen. Wein gibt es ja genug in dieser Gegend, aber die Truppe wird dringend zur Mäßigung ermahnt. Bei mehreren Regimentern wird der Weingenuß verboten, damit die Kampfkraft der Truppe voll erhalten bleibt. Die Brunnen sind durchweg verseucht und typhusverdächtig. Es bleibt der Truppe nur das Wasser, das in großen Kesseln von der Zivilbevölkerung abgekocht werden muß, und das man noch lauwarm gierig schlürft. Trotz dieser Vorsichtsmaß-

nahme werden viele Soldaten magen- und darmkrank. Außerdem meldet sich bald ein anderer heimtückischer Gegner. Man nennt ihn „Spanische Grippe". Die Truppe wird von dieser Seuche grausam erfaßt. Kaum ein Mann bleibt verschont.

Das Hauptquartier des Generals Duchesne befindet sich in Oulchy-Le-Chateau. Von hier aus befiehlt Duchesne die Gegenangriffe nördlich der Vesle. Aber ehe sein Befehl in der Kampflinie eintrifft, liegt die Vesle bereits tief in der deutschen Etappe. General Foch trifft im Laufe des 28. Mai in Sarcus mit dem Kriegsminister zusammen. Der grimme Tiger stößt wie ein Raubvogel auf den General und schreit in höchster Erregung: „Na, was sagen Sie nun, General Foch? Wie steht's denn heute an der Front? Wie!?"

Vor dieser Erregung des Ministerpräsidenten bleibt der General vollkommen ruhig, tritt an den Kartentisch, zeigt mit dem Bleistift auf den Frontabschnitt an der Vesle: „Herr Präsident, hier die nackte Wahrheit. Die Deutschen haben, auf breiter Frontlinie, die Vesle überschritten. Alle befohlenen Gegenstöße der 6. Armee sind im Sande verlaufen. Unsere Divisionen sind restlos geschlagen und befinden sich auf dem Rückzug. Hinter ihnen steht nichts mehr, nichts als die Besatzung des befestigten Lagers von Paris."

Foch weiß den Minister zu nehmen. Hier hat es keinen Sinn, etwas zu beschönigen. Nur ehrliche

Offenheit ist am Platze. Nein, er kann sich wirklich nichts mehr vormachen. Frankreich muß wiederum eine Niederlage einstecken, die noch schwerwiegender scheint als die der letzten Märzwochen; denn jetzt ist die Hauptstadt unmittelbar bedroht. Unter den buschigen Augenbrauen des Tigers blitzt es. Einen Augenblick steht der Gewaltmensch Clemenceau mit geballten Fäusten da. Wird er sich auf den Kartentisch stürzen und alles zerfetzen? Wird er aufbrüllen und seine Wut hinausschreien? Nein, vor dem ruhigen Blick aus den grauen Augen des Generals stutzt Clemenceau, tritt dann einen Schritt vor, packt Foch mit freundschaftlicher Gebärde, schüttelt ihn an beiden Schultern:

„General, wenn alles zugrunde geht, wir beide glauben doch an unsere Kraft, Sie und ich. General, werfen Sie den letzten Mann ins Gefecht, zur Deckung der Hauptstadt. Ich weiß, daß Frankreich in Ihrer Hand geborgen liegt. Nochmals, ich betone, Sie haben größte Vollmacht. Die Regierung steht hinter allen Ihren Maßnahmen, und mit der Regierung ganz Frankreich."

Eine halbe Stunde später ist Clemenceau wieder unterwegs. Sein mausgrauer Kraftwagen huscht hinter der Front entlang, über Straßen, die bereits im schwersten deutschen Feuer liegen. Überall will der Ministerpräsident nach dem Rechten sehen, überall will er dabei sein. Auch Foch ist unterwegs, und zwar nach Provins, wo er am späten Abend des 28. den besonnenen General Pétain trifft. Dieser hat be-

reits einen Verteidigungsplan in der Tasche und legt ihn vor. Die beiden Flügel der Schlacht bei Reims und bei Soissons, so will der neue Plan von Pétain, sollen halten bis zum letzten Mann, bis zur letzten Patrone, sozusagen als Wellenbrecher. Und währenddessen müssen in Eilmärschen die Truppen des befestigten Lagers von Paris aus dem Süden an den Ourcq=Bach eilen und sich bei Fère=en=Tardenois zum Kampf stellen. Foch genehmigt diesen Plan. Im Laufe der nächsten Stunde schon setzen sich mehrere Divisionen von Paris her in Marsch zur Marne und von dort zum Ourcq=Bach. Inzwischen aber bricht der 29. Mai an, und wieder muß General Duchesne zurückgehen, diesmal südlich von Soissons. Die Stadt, vor 24 Stunden noch französisch, wird jetzt schon deutsches Etappengebiet. In der Mitte unserer Angriffsfront beult sich eine Tasche von 25 bis 30 Kilometern. Und in dieser tiefen Beule operieren beim Feind nur noch zwei Infanteriedivisionen und drei Kavalleriedivisionen.

Unsere Regimenter marschieren auf mehreren Straßen in Gruppenkolonnen vorwärts gegen Süden und gegen Südwesten. Ständig liegen Spitzen und Vorhuten mit französischen Nachhuten im Gefecht, hauptsächlich mit Kavallerie, aber der Vormarsch wird dadurch nicht gebremst. Am Abend des 29. Mai ist fast die ganze Ourcq=Linie erreicht, und schwächere, vorausreitende deutsche Husarenpatrouillen tränken schon ihre Pferde in der Marne. Die Toten vom September 1914 sind glanzvoll gerächt.

Nur wenige Kilometer hinter den vorfühlenden Reiterzügen naht die Infanterie. Morgen wird auch sie die Marne sehen, den Schicksalsfluß der deutschen Armee.

Die französischen Generäle befürchten jetzt eine Ausdehnung der Schlacht nördlich und östlich von Reims. Hier kann nur noch eins helfen und den deutschen Vormarsch hemmen: ein großangelegter Gegenstoß aus der Flanke der beiden Wellenbrecher bei Reims und bei Soissons. Am 31. Mai, so wie bestimmt, sollen vier frische französische Divisionen in der Laffaux-Ecke und drei gleichfalls frische, im Kampf erprobte Divisionen aus Reims angreifen. Und Ziel der beiden Angriffe soll die Vesle sein. Am Vormittag des 30. Mai aber kommt die 7. deutsche Armee diesem Plan zuvor. Sie stürmt nördlich von Soissons und bringt die ganze Hochfläche restlos in ihre Hand. Auch am folgenden Tag wird es in dieser Gegend unentwegt weitergehen. Der linke Wellenbrecher der französischen Verteidigungsfront ist damit zerschlagen. Nur an ihrem rechten Flügel bei Reims stehen die Franzosen noch unerschüttert und werfen nun alle ihre Reserven dorthin.

Ludendorff hat erkannt, daß diese Offensive, zuerst nur als Ablenkung gedacht, zu einem Unternehmen allerersten Ordnung ausgewachsen ist. Diesen Erfolg gilt es auszuwerten und auszubauen. Er befiehlt alle greifbaren Divisionen auf das Schlachtfeld.

Sogar die Front gegen Flandern wird geschwächt. Damit bekundet die Oberste Heeresleitung, daß sie den Hauptkampf vorläufig nicht am rechten Flügel zu führen gedenkt, sondern unten in Richtung auf Paris. Frankreich schwebt wieder einmal in allerhöchster Gefahr.

Die französischen Flugzeuge melden große Truppentransporte aus allen Frontabschnitten. Lange Kolonnen bewegen sich sternförmig über Nordfrankreich auf Laon zu und darüber hinaus auf den Damenweg und die Aisne. Nicht genug, an der Oise und nördlich davon auf Noyon und bis hinüber nach Montdidier wird ein deutscher Angriff vorbereitet. Alle Anzeichen dafür sind da. Diesmal macht man sich drüben bei den Deutschen nicht mehr die Mühe einer sorgsamen Verschleierung. Ganz offen und am hellen Tag marschieren die Divisionen in ihre Angriffsstellungen. Die fanzösische Artillerie kann sich unter der Wucht der Feuerüberfälle kaum noch wehren. Das Ende scheint nahe. Und General Pétain muß in einem dringenden Hilferuf an Foch zugeben: „Wenn unsere Gegenstöße aus Reims heraus keinen Erfolg haben, werden die deutschen Divisionen am 1. Juni nur noch einen Tagesmarsch vor Paris stehen!"

Am 30. Mai, in den Abendstunden, schickt General Pétain an General Castelnau, den Oberbefehlshaber aller französischen Truppen in den Argonnen, in der Verdun-Front und in den Vogesen, einen seltsamen und bezeichnenden Geheimbefehl.

Darin gibt Pétain seinem Untergebenen, General Castelnau, genaue Anweisungen, wie er sich bei einem voraussichtlichen Rückzug zu verhalten hat. Er zählt auf, welches Material zu vernichten ist, er gibt ihm kurz und deutlich zu verstehen, daß die französischen Armeen von Reims bis hinunter zur Schweizer Grenze in den nächsten Tagen wohl schon den Rückzug antreten werden. Dies alles arbeitet Pétain genau aus. Und er, der besonnene, ruhige General weiß, daß er mit dieser Maßnahme und mit diesem Befehl an die französische Ost- und Nordostarmee, sich zum Rückzug bereitzuhalten, vielleicht ewigen Tadel auf sich laden wird. Trotzdem, er gibt den Befehl, denn bei diesem Vormarschtempo der Deutschen muß Reims bald fallen, müssen die Argonnenabschnitte zwangsläufig geräumt werden, dazu Verdun und das ganze weite lothringische Hinterland. Jawohl, die französischen Truppen müssen sich zurückziehen, um nicht bald im Rücken gefaßt zu werden. Dies alles wird jedoch nicht nötig sein, und ganz Frankreich wird aufatmen, wenn der beabsichtigte Gegenstoß gelingt, der Einbruch aus dem Strombrecher Reims in die deutsche Vormarschflanke an der Vesle.

Am 31. Mai brüllt französischer Kanonendonner im Halbrund um Reims, und dann treten horizontblaue Sturmtruppen an und werden blutig zurückgeschlagen. Mutig versuchen sie ein zweites Mal den Vorstoß, aber sie erhöhen nur bedeutend ihre eigenen Verluste. Unbeirrt marschieren die deutschen Divisionen hart an ihnen vorbei nach Süden,

wo fern, am dunstigen Horizont das große Ziel liegt: Paris!

Pétain ruft die Regierung in der Hauptstadt an und rät dringend, möglichst bald abzureisen. „Die Umzingelung des befestigten Lagers von Paris," so sagt er, „ist unausbleiblich, wenn nicht ein Wunder geschieht, ein zweites Marnewunder!" Und gleichzeitig ruft General Franchet d' Esperey vom rechten Flügel an und bittet, die Stadt Reims und den ganzen Wellenbrecher preisgeben zu dürfen. Die Lage sei dort unhaltbar geworden.

In Pariser Regierungskreisen herrscht eine unbeschreibliche Panik, um so mehr, als Clemenceau gerade abwesend ist. Er allein kann in diesem Augenblick die Nerven seiner Mitarbeiter wieder beruhigen und ihr Denken ins rechte Gleis bringen. Poincaré dagegen erwägt den Gedanken, noch am Abend des 31. Mai, spätestens aber am 1. Juni, mit allen seinen Ministern Paris zu verlassen und nach Bordeaux überzusiedeln, genau wie damals in den Septembertagen 1914.

Diesmal springt General Foch ein. Er weiß nichts vom Geheimbefehl, den General Pétain an General Castelnau geschickt hat, von diesem Befehl, der die Räumung des gesamten französischen Ost- und Nordost-Flügels vorsieht. Er beordert nur jede greifbare Division an die Marne, zur Deckung der Hauptstadt. Von allen Seiten rollen Transporte an. Das Kräfteverhältnis verschiebt sich sehr rasch zuungunsten der Deutschen. Drüben, dicht hinter der

Marne, werden am Abend des 31. Mai und in der Nacht zum 1. Juni ständig frische, ausgeruhte Divisionen in Stellung gebracht. Sechzigtausend Schanzarbeiter werfen in fieberhafter Eile lange Feldbefestigungen aus.

Auf Truppenübungsplätzen in der Gegend um Bordeaux, wo die Amerikaner noch ausgebildet werden, herrscht Alarmstimmung. Transport um Transport rollt ab, nach Norden, an die tobende, stetig weichende französische Front. Eine starke Verteidigungslinie an der Marne wird mit ausgeruhten Truppen besetzt. Ihre tiefe Staffelung erstreckt sich fast bis in das Weichbild der Hauptstadt Paris. Und derweilen hängen die deutschen Angriffsdivisionen sozusagen im Nichts. Der Vormarsch war zu rasch und ging zu tief durch. Die notwendigen Munitionsmengen für Infanterie und Artillerie sind nicht nachgekommen. Teilweise mühen sich sogar noch die Feldküchen der vorne an der Marne kämpfenden Truppen hinten durch die zerschossenen Serpentinen am Damenweg. Jedes Geschütz muß einzeln über die zerstörte Kratergegend gezogen werden, mit dreifacher Bespannung, an jedem Rad noch eine ganze Gruppe Infanteristen.

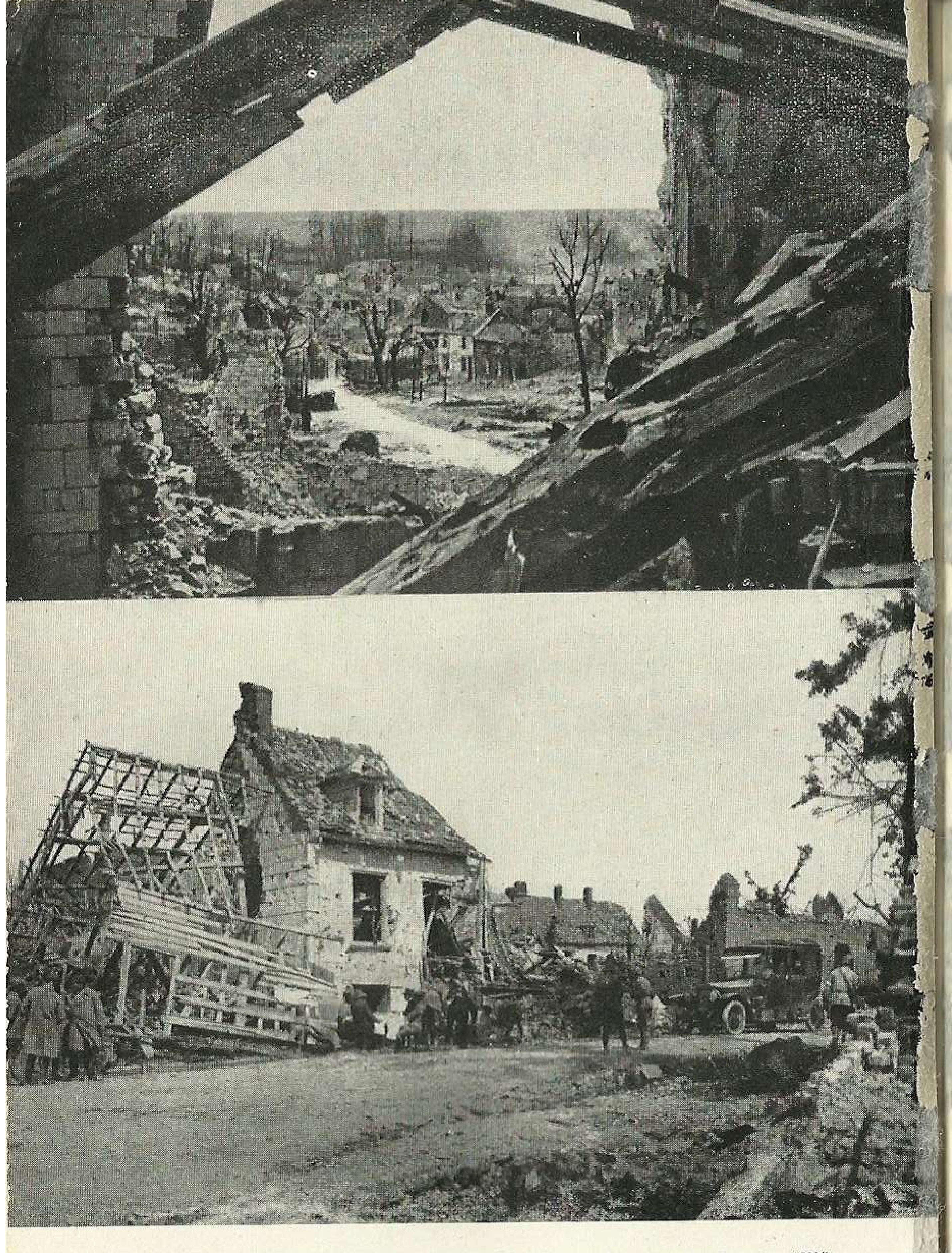
In den ersten Tagen ihres Vormarsches hat die Truppe aus dem Land gelebt, aus den reichen französischen und englischen Proviantdepots. Nun aber gibt es dergleichen nicht mehr, und es macht sich überall ein starker Mangel an allen Dingen bemerkbar. Nein, die ermüdeten, vom Kämpfen und von

einem raschen Vormarsch ermatteten deutschen Divisionen können vorläufig nicht mehr viel unternehmen. Und so kommt zwischen Reims und der Marne der Vormarsch am 1. Juni zum Stehen. Unten bei Dormans und Chateau-Thierry wird der Schicksalsfluß an mehreren Stellen noch überschritten. Weiter nordwestlich, bei Neuilly-St. Front, rücken die deutschen Kompanien durch die hügelreiche Gegend kämpfend vor, bis dicht an den Rand des Waldes von Villers-Cotterets. Der Wald selbst aber ist inzwischen fast uneinnehmbar befestigt worden. Linie um Linie liegen die Schwarzen des Generals Mangin hinter Büschen und Bäumen und warten auf die herankommenden Deutschen. Nein, auch hier ist nunmehr der Kampf ungleich geworden und stockt. Am 2. Juni wird nur noch wenig Gelände gewonnen, und am 3. Juni bekommt die 7. Armee Befehl, den Vormarsch einzustellen. In den ganzen gewaltigen Geländetaschen von Noyon über den Wald von Villers-Cotterets bis nach Chateau-Thierry und dann hinauf bis Reims wird es ruhig. Die Truppe schanzt sich ein, und in Paris können sie aufatmen. Noch einmal ist die Hauptstadt gerettet. Ein zweites Mal ist an der Marne der deutsche Schwung zum Stehen gekommen. Nicht weniger als 34 französische und 3 englische Divisionen sind im Laufe dieser knappen Woche zerschlagen und völlig aufgerieben worden.

In Paris arbeitet man vom 4. Juni ab wieder ruhiger in den Regierungsämtern und Ministerien. Die Flucht nach Bordeaux brauchte diesmal nicht



England hat seine Tankwaffe weiter ausgebaut. Im Juli 1918 tauchen besonders schwere Panzerwagen als Fahrzeuge für den Truppentransport auf. Sie werden die Stoßtruppen mit M.G.s rasch und sicher über das von Tankgeschwadern eroberte Gelände bringen können.



Montdidier nach der Wiedereinnahme durch die Franzosen, am 11 8. 1918 (Bild oben). Ansicht vom Kirchturm aus (Bild unten): Am Eingang der Stadt, vor einem zerstörten Hause, sitzt Clemenceau mit Finanzminister Klotz, der, angesichts der Trümmer, seinen bekannten Ausspruch tut: „Der Deutsche muß alles bezahlen!"

angetreten zu werden. Unablässig, Tag und Nacht, ziehen amerikanische Truppenverbände durch die Hauptstadt, mit Gesang und flotter Marschmusik. Paris atmet auf. Da drunten, durch die Straßen, zieht ein junges Soldatengeschlecht, da drunten zieht der Sieg. Paris jubelt und achtet nicht mehr der Granaten, die aus deutschen Langrohrgeschützen alle paar Minuten wie Hammerschläge in das Häusermeer sausen. Paris hofft wieder. Zwei Tagemärsche vom Eiffelturm ist der deutsche Vormarsch zum Stehen gekommen.

Der vierte Tag!

Der Angriff über die Vesle bis zur Marne ist abgeebbt wie eine müdgewordene Meeresbrandung, aber die gewonnene Einbuchtung der Front bildet eine Gefahrenquelle. Zu tief stehen die deutschen Divisionen in Feindesland, ohne ausreichenden Flankenschutz. Mit jeder Stunde kann aus dem dichten, undurchdringlichen Wald von Villers-Cotterets eine verborgene Truppenmasse hervorbrechen. Man ahnt, daß sich hier, in diesem großen Waldgebiet, etwas vorbereitet. Kein Flieger vermag sich den geringsten Einblick zu verschaffen. Die Laubkronen bilden ein undurchdringliches grünes Dach und verstecken alles, was sich da unten zwischen den Stämmen bewegt. Hin und wieder sausen einige Langrohrgranaten über unsere Front hinweg in den Wald, suchen die Hauptverkehrsadern im langgestreckten Ge-

hölz. Was ist schon dabei, das zählt nicht, das spielt ja gar keine Rolle. Der Wald ist da, und in ihm lagern gut getarnt mehrere Divisionen, liegen stoßbereit in der rechten Flanke der deutschen Marnefront, eine stete Bedrohung. Das muß anders werden. Nach Westen hin, bis zur Einmündung der Aillette in die Oise, soll die deutsche Front vorgedrückt und verlängert werden. Bereits am 1. Juni gibt die Oberste Heeresleitung Befehl, die notwendigen Batterien dorthin zu schieben. Sieben Tage später soll es losgehen. Aber die Batterien können nicht rechtzeitig genug ihre Stellungen beziehen. Deshalb wird der Kampfbeginn auf den 9. Juni festgelegt. Dem Feind schenkt man somit wiederum kostbare Tage des Aufatmens und Ruhens. Wiederum kann er zahlreiche Reserven heranfahren und rückwärtige Linien ausschanzen. Die Zeit vom 1. bis zum 9. Juni ist für die deutsche Armee verloren.

Bereits am 4. Juni weiß die französische Heeresleitung, daß in den nächsten Tagen zwischen Noyon und Montdidier, in Richtung auf Compiègne, ein deutscher Vorstoß zu erwarten ist. Fast unsere gesamte Artillerie und die schweren Minenwerfer werden aus der Marnetasche gezogen und auf schlechtesten Wegen, über den Chemin-des-Dames hinweg, an die neue Angriffsfront gefahren. Dieser Transport muß ja wegen der schlechten, stets verstopften Straßen Tag und Nacht durchgehen. Die französische Luftaufklärung gewinnt also recht bald guten Einblick in das, was sich vorbereitet. Sie erkennt die Marsch-

Der vierte Tag

Unsere Sturmstellung am 9. 6. 18: ———

So weit kamen wir hier vor: – – –

richtung unserer zahlreichen Kolonnen, die unterwegs sind. Außerdem gelingt es den Franzosen, beiderseits von Noyon und bei Montdidier, im Rahmen kleiner Unternehmungen, Gefangene zu machen. Geschickte Kreuz- und Querfragen verschaffen den Stäben aus dem Munde der Gefangenen die Bestätigung, daß in nächster Zeit ein großer Vorstoß stattfinden wird. Aber eins weiß man nicht, niemand kennt die Stärke der deutschen Angriffstruppe. Handelt es sich diesmal wieder um einen Gewaltstoß wie am 21. März oder am 27. Mai, oder ist's nur ein Teilunternehmen? Mag es sein, wie es will, Foch möchte sicher gehen und wirft jede greifbare Division in den bedrohten Abschnitt. Um Montdidier und Compiègne stellt er seine Reserven auf.

Am Abend des 8. Juni stehen, im voraussichtlichen Schlachtraum, dicht hinter der französischen Front, 12 Infanterie-Divisionen und 3 Kavallerie-Divisionen. In zweiter Staffel hält sich das III. britische Armee-Korps mit 3 Divisionen bereit. Bei dringender Gefahr wird Foch noch ein zweites britisches Armee-Korps auf den Plan befehlen.

In der vordersten Linie stehen 7 französische Divisionen, die sich zum Teil auf die alten Stellungen der ersten drei Kriegsjahre stützen, besonders auf die Schanzen am Matz-Bach. General Humbert, der Kommandierende dieses Abschnittes, befiehlt die Bereitstellung aller seiner Truppen zur Abwehr, in sinngemäßer Tiefengliederung. Die vordersten Linien dürfen nur noch schwach besetzt sein. Der Deutsche

soll zuerst fast ins Leere stoßen, um dann, von einem Maschinengewehrnest zum andern, schwere Verluste einstecken zu müssen.

Am 5. Juni wartet die gesamte französische Abwehr-Artillerie feuerbereit in den Stellungen. Am folgenden Morgen brüllt auf der ganzen französischen Front, von Montdidier über Noyon, bis hinunter an die Bahnlinie nach Compiègne ein rasendes Trommelfeuer. Man hat den deutschen Angriff für diese Stunde erwartet und glaubt, ihn durch diesen Feuerüberfall im Keim ersticken und zerschlagen zu können. Doch erst drei Tage später geht es auf deutscher Seite los. Am 8. Juni, in den Abendstunden, mehren sich die Anzeichen für einen bevorstehenden Angriff. Das französische Störungsfeuer wird jetzt noch heftiger und steigert sich gegen Mitternacht zum Trommeln. Endlich, um die erste Morgenstunde des 9. Juni, setzt die deutsche Artillerie ein. Ein mehr als zehn Kilometer breiter Feuergürtel legt sich bis um die vierte Morgenstunde bleischwer und todbringend auf die französischen Stellungen. Und dann springt die 18. deutsche Arme auf 34 Kilometer Frontbreite aus ihren Gräben und Schanzen. Dreizehn deutsche Divisionen marschieren zum Sturm. Wiederum ist's das gleiche Bild wie am 21. März und am 27. Mai. Die Mitte kommt rasch vor, aber die Flügel hängen weit zurück, besonders rechts. Um 10 Uhr vormittags ist bereits eine Tiefe von 10 Kilometern erreicht, und immer wieder stürmen die deutschen Stoßtruppen auf Compiègne zu. Die Stadt schwebt

in größter Gefahr. Man rechnet schon mit ihrer Einnahme im Laufe des nächsten Tages.

Aber schon am Morgen des 10. Juni versuchen die Franzosen einen starken Gegenstoß aus der Tiefe. Fliegerschwärme begleiten die vorrückenden Poilus. Am 11. Juni sind es gar schon fünf Divisionen, die zum Gegenstoß schreiten, ohne jedoch viel erreichen zu können.

Stellenweise brechen die Franzosen mit Tankgeschwadern vor. In der Nähe der Ortschaft Méry tobt der Kampf bald im Bereich der deutschen Stäbe. Die 30. Division wird besonders schwer angegriffen. Der Divisionskommandeur, Graf von Lambsdorff, geht selbst, zusammen mit seinen Stabs-Offizieren mit Handgranaten gegen die Panzerwagen vor, reißt durch sein Beispiel einzelne, zurückgehende Abteilungen mit. Er steht frei und ungedeckt auf dem Feld, während ringsum der Feuerorkan brüllt, schwingt eine entsicherte Handgranate und schreit: „Dort, Kameraden, der Feind steht dort!"

Einer der Stabs-Offiziere, Oberst von Bieberstein, wird im Nahkampf getötet. Auch bei den Stäben herrscht noch ungebrochener Kampfgeist, das zeigen diese blutigen Ereignisse.

Nun weiß die deutsche Heeresleitung, hier in dieser Gegend stehen starke französische Kräfte. Ein weiterer Angriff auf Compiègne kann nur mit schwersten Blutopfern durchgeführt werden. Unsere Truppe hat in zwei Tagen, in der Mitte des

Angriffsfeldes, eine Tiefe von etwa 15 Kilometern erreicht, viel mehr als bisher die großangelegten feindlichen Materialschlachten je erreichen konnten, nach wochenlangem Trommeln. Nein, es hat wirklich keinen Sinn mehr, hier noch weiter anzugreifen, das hieße, den Stier bei den Hörnern packen. Die Oberste Heeresleitung befiehlt sofort den Abbruch der Offensive auf Compiègne. Währenddessen ist den fünf Divisionen des französischen Gegenstoßes die Einnahme von zwei Dörfern gelungen. Zehn Feldgeschütze wurden überrumpelt und etwa 1000 Feldgraue gerieten in Gefangenschaft. Bei den französischen Stäben jubelt man über diesen ersten greifbaren Erfolg seit dem 21. März. Man beglückwünscht den grimmen Mangin, dessen Truppen diesen Vorstoß vollbrachten. Die Siegesreihe der Deutschen seit dem 21. März ist damit unterbrochen.

Es ist kein großer Erfolg, und es wäre überhaupt überflüssig, sich damit zu beschäftigen, würde die französische Presse ihn nicht gewaltig ausschlachten. Vorerst sind die Franzosen mit diesem kleineren Erfolg zufrieden. Ihre Angriffstruppe bleibt im Trichterfeld liegen und schanzt sich wieder ein, ein Zeichen, wie sehr sie mit einem neuen deutschen Vorstoß rechnet und wie stark die Furcht vor kommenden Ereignissen im Herzen aller Franzosen und Briten ankert.

Noch am 13. Juni lebt der Kampf an der Nordost-Flanke des Waldes von Villers-Cotterets etwas

auf. Deutsche Regimenter verbessern ihre Stellungen. Sie hatten von vornherein nicht die Absicht, einen großangelegten Kampf zu führen, sondern lediglich hervorspringende Höhenzüge in Besitz zu nehmen. Dies gelingt ihnen vollauf, und damit schläft die Front an dieser Stelle wieder ein. Der vierte Tag war nur kurz. Den Franzosen brachte er einen kleinen Erfolg, der sich keineswegs mit dem messen kann, was auf deutscher Seite erreicht wurde, sowohl in der Zahl der Gefangenen, wie auch der erbeuteten Geschütze, Minenwerfer und Ausrüstungsgegenstände aller Art.

Schon wenden sich die Augen der beiden Heeresleitungen zu anderen Kriegsschauplätzen. Man erwartet immer noch für die nächste Zeit das Losbrechen einer großen Schlacht oben in Flandern. Die französischen Divisionen haben die einsetzende Ruhe sehr nötig, denn sie sind fast alle am Ende ihrer Kräfte. Auch die deutschen Divisionen sind zu Tode erschöpft. Aber es hilft nichts, es muß weiter gehandelt werden. Bis zum fünften Tag ist's noch lang. Mehr als vier Wochen werden vergehen, eine viel zu lange Zeit, die nur für die Alliierten arbeitet, ihnen Ruhe, Auffrischung und Ergänzung durch zahllose Amerikaner bringt. Der deutschen Truppe werden diese vier Wochen nichts bringen. Es wird bei ihr alles noch armseliger werden, die Verpflegung, die Bewaffnung, die Bespannung. Nein, diese vier Wochen sind nicht gut für den deutschen Siegeswillen. Nur im Hinblick auf den letzten,

den wirklich allerletzten großen Stoß mit dem höchsten Einsatz aller Kräfte kann die Oberste Heeresleitung eine so lange Pause verantworten.

Was bedeuten sie schon für die Franzosen und Briten, die Verluste dieser Schlacht am Damenweg, vom 27. Mai bis 1. Juni, und dann des deutschen Angriffs auf Noyon und Montdidier! Gewiß, die Zahlen sind hoch, aber drüben sind die Menschen noch zu ersetzen, bei uns nicht mehr oder kaum noch. Sie werden innerhalb dieser mehr als vier Wochen Pause ersetzt werden können, die Verluste, weil sich der Zugang von Amerikanern von Tag zu Tag steigert. Die Franzosen haben, vom 27. Mai bis Mitte Juni, 3424 Offiziere und 135763 Mann verloren. Bei den Engländern belaufen sich die Verluste auf 1306 Offiziere und 27373 Mann. In deutsche Hand fielen, in der angegebenen Zeit, 212 Geschütze. Aber fast noch höher zu werten als diese beträchtlichen Verluste der Gegner ist die moralische Wirkung des deutschen Vormarsches. Die Hauptbahnlinie von Ostfrankreich nach Paris liegt unter deutschem Feuer, und die feldgrauen Vorposten stehen nur noch 65 Kilometer vom Rande der Hauptstadt. Dieser nächste Punkt nach Paris ist die deutsche Stellung an einem Kleinbahndamm zwischen Chézy und Damnard, eingenommen und seit dem 1. Juni besetzt von Teilen des R. I. R. 258. Jedenfalls, die Oberste Heeresleitung hat das Ziel ihrer Angriffe erreicht, nämlich die feindlichen Reserven alle aus Flandern hinwegzuziehen.

Bei den Alliierten ist man felsenfest überzeugt, daß nunmehr der große und endgültige Hauptschlag in den nächsten Tagen in Flandern fallen wird. Hier unten, an der Vesle und an der Marne, verharren ja die deutschen Divisionen in einer sehr schwierigen Lage. Die gesamte 7. Armee hängt in der tiefen Marnetasche. Der rechte und der linke Flügel drehen sich den Rücken zu, und nur eine einzige Bahnlinie ist vorhanden, um diese Truppenmassen zu verpflegen und mit Munition zu versehen. Jeder Nachschub ist somit stark gefährdet. Dennoch, die Oberste Heeresleitung zeigt den festen Willen, sich in diesem Frontknick an der Marne zu behaupten. Es werden sogar zwei Pariser Geschütze nach vorne geschafft. Mit großer Anstrengung und gewaltigem Aufwand bringt man sie nur 80 Kilometer von der Hauptstadt entfernt in Feuerstellung. Die Beschießung von Paris nimmt ihren Fortgang und ist der Auftakt für die kommenden großen Ereignisse des fünften Tages.

Zwischen Tag und Tag.

Die lange Pause vom 13. Juni bis zum 15. Juli bleibt nicht ohne verhängnisvolle Auswirkungen auf die Geisteshaltung unserer Truppe und besonders der Heimat. Paris wurde nicht erobert, die Küste wurde nicht erreicht. Miesmacher und schwache Seelen möchten jetzt schon verzweifeln. In der Heimat sind die Verpflegungssätze erneut herabgesetzt worden,

und diese Maßnahme drückt natürlich die Stimmung auf den Nullpunkt herab. Man setzte große Hoffnungen in die Lebensmittelzufuhr aus der Ukraine, aber die versprochenen Getreidezüge blieben aus. Was die Ukraine überhaupt jetzt noch liefert, muß zuerst nach Österreich. In den Ländern der Donau-Monarchie herrscht eine noch größere Hungersnot als in Deutschland. Der geringste Anlaß kann dort die verschiedenen Völker zum Abfall bringen.

Es ist längst bekannt, daß die Tschechen offen zur Meuterei und zur Fahnenflucht hetzen und nicht mehr an die Front wollen. Auch die Ungarn lassen schon separatistische Absichten durchblicken. Nur die Truppen aus Deutsch-Österreich, besonders die bekannten und berühmten Elite-Regimenter erfüllen unverdrossen ihre schwere Pflicht. Sie haben kaum noch etwas zu hoffen, aber sie stehen und kämpfen. Ihre Verluste sind groß. Mitte Juni wird auf breiter Front südlich von Trient angegriffen, hauptsächlich im Gebiet der sieben Gemeinden. Der Angriff ist zu breit aufgezogen und hat keinen Erfolg. Dieser erneute Mißerfolg stärkt den Umstürzlern im Raume der Donau-Monarchie noch mehr den Rücken. Das deutsche Heer wird bald allein stehen, sogar noch ohne eine eigene Heimat.

Diese Heimat will jetzt fast verzagen und nicht mehr an den Sieg glauben. Im Reichstag, in der Sitzung vom 24. Juni, sprechen die Politiker schon ganz offen von einem Frieden der Nachgiebigkeit. Sie sprechen davon, jetzt, in einem Augenblick, da

man an der Front zum letzten entscheidenden Schlag ausholen will und da immer noch die Alliierten zittern und bangen vor den schweren bevorstehenden Kampftagen. Welch ein Aufhorchen auf der Gegenseite, bei unseren Feinden, welch eine Freude beim Vernehmen dieser Worte, die offen Ermüdung und Unzufriedenheit ausdrücken. Durch den Mund ihrer Minister und Abgeordneten gibt die deutsche Heimat dem unversöhnlichen Gegner neuen Mut zum Ausharren. Die Oberste Heeresleitung greift sofort ein und maßregelt die unvorsichtigen Politiker. Aber die verhängnisvollen Worte sind gesprochen. Nach dem Willen des Reichstages soll das Schwert nicht mehr allein den Krieg entscheiden.

Ist das deutsche Schwert schartig geworden? Nach dem, was die Alliierten aus dem Reichstag erfahren, scheint es so. Auch ihnen geht es schlecht, den Franzosen und Briten, aber auf ihren Tribünen wird nur noch vom Durchhalten gesprochen. Wirklich, angesichts der großen Waffenerfolge hätten unsere Politiker keinen Grund mehr zum Verzweifeln.

Unbeirrt durch das Gerede eingeschüchterter Politiker, bereitet General Ludendorff den neuen großen und letzten Angriff vor. Er weiß genau, daß die Alliierten jetzt fast ihre gesamte Streitmacht in Flandern aufgestellt haben. Zwischen der Somme und der Marne stehen gleichfalls starke Reserven mit dem Befehle, die Hauptstadt Paris bis zum letzten Mann, bis zur letzten Patrone zu decken. Es ist ferner bekannt, daß sich zwischen Chateau-Thierry

und Verdun nur schwache französische Kräfte befinden. Ein großer Angriff beiderseits von Reims wird daher ausgearbeitet und kurz danach auch befohlen. Nach dessen Durchführung soll oben in Flandern der endgültige und letzte Hieb fallen. Eigentlich werden diese beiden Unternehmungen nur eine einzige große und gemeinsame Sache bilden, lediglich getrennt durch 200 Kilometer ruhiger Zwischenstellungen. Mit diesen beiden großen Angriffen soll nach und nach die ganze Front ins Wanken gebracht werden. Beiderseits von Reims wird die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz angreifen, und zwar mit 47 Divisionen. Nicht weniger als 2000 Batterien rollen nach und nach hinter die Angriffsfront nach Anweisungen des „Durchbruchmüller". Es ist eine gewaltige Masse an Menschen und Material. Noch einmal stellt sich ganz Deutschland bereit zum großen, letzten Angriff, zum Friedenssturm. Jawohl, dieser Sturm wird das langersehnte Kriegsende und damit einen annehmbaren, ehrenvollen Frieden bringen. Es muß so sein; Deutschlands Kräfte sind nicht unerschöpflich.

Gleichzeitig bereitet man aber auch den zweiten Teil der Schlacht vor, oben in Flandern. Dort werden auch 47 Divisionen mit rund 1200 Batterien angreifen, mit der Kanalküste zwischen Dünkirchen und Calais als Ziel. Ende Juni rollen 14 bereits obenstehende Divisionen wieder ab für die Champagnefront, wo die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz ihre Schlacht vorbereitet.

Die Gesamtzahl der deutschen Divisionen ist immer noch gleich. Nicht viel weniger als 200 Infanterie-Divisionen sind im Westen versammelt und werden auf der Front hin und hergeschoben, machtvolle Schachfiguren in der Hand der Heeresführer. Aber wie sehen diese Divisionen aus! Gut ein Fünftel der Bestände ist durch die Grippe außer Gefecht gesetzt. Kein einziges Bataillon hat auch nur einigermaßen die vorgeschriebene Stärke, weil die Verluste der letzten Wochen nicht mehr ersetzt werden können. Höchstens, allerhöchstens 650 Mann sind in den einzelnen Bataillonen vorhanden, das heißt in vier Infanterie-Kompanien und einer Maschinengewehr-Kompanie.

In den Feldrekruten-Depots, besonders auf dem großen Truppenübungsplatz Beverloo in Belgien werden in diesem Augenblick zahlreiche deutsche Verbände für den Angriff exerziert. Jedoch, man wird vorerst mit diesen Soldaten nicht rechnen können. Ihre Ausbildungszeit nur kurz, gering, und die Moral der jungen Leute, die teilweise widerwillig dem Ruf der Fahne folgten, ist nicht besonders hoch zu werten. Zu stark und zu verhängnisvoll wirkt sich das schlechte Beispiel der Etappe aus. Hier sehen die jungen Soldaten vieles, was nicht sein sollte, hier erleben sie, wie der von Gesundheit strotzende Drückeberger, weitab vom Brodeln der Schlacht, seine Tage in Sicherheit verbringt, während der abgehärmte, magere, verbissene, von Not und Gefahr gezeichnete Feldgraue, der sich vielleicht

zufällig mal in die Etappe verlief, geradezu als Dummkopf hingestellt wird, als einer, der sich nicht einmal „drücken" kann. In Wirklichkeit hegt auch der größte Feigling in seinem Innern eine stille und grenzenlose Achtung vor dem Frontsoldaten, vor dem Mann, der tausendmal schon dem Tod ins Auge geschaut hat und alles hinnimmt wie eine Selbstverständlichkeit. Nur das Aushalten der Frontsoldaten verschafft ja der Etappe ihren sorgenlosen und sicheren Tag.

Er schreitet stumm, still und verwundert durch die Etappenstädte, der Frontsoldat. Und wenn er sich dort einmal in den Taumel des Vergnügens stürzt, dann ist's nur die verständliche Gier nach dem Leben, das vorne im Graben oder im Granattrichter keine fünf Pfennige mehr wert ist. Es ist begreiflich, daß die Feldrekruten bei unzureichender Ernährung, schwer heimgesucht von der Grippe, dazu noch moralisch ungünstig durch die Etappe beeinflußt, keinen vollwertigen Mannschaftsersatz für die geschwächten Front-Bataillone abgeben können. Angesichts der kommenden Ereignisse kann die Oberste Heeresleitung nur noch mit den geschwächten Kompanien rechnen. Es ist einfach nichts mehr da. Vielleicht werden im Laufe des Sommers die Verwundeten des ersten Tages genesen und wieder als felddienstfähig anrücken. Aber damit kann man vorläufig noch nicht sicher rechnen. Die Lazarette in der Heimat sind bis zum Bersten gefüllt mit Verwundeten der März- und April-Schlachten.

Trotz dieser sorgenvollen Überlegungen rüstet die Oberste Heeresleitung in frischem Draufgängertum den Angriff beiderseits von Reims. Alles geschieht wie bisher in größter Heimlichkeit. Nichts darf der Feind erfahren, nichts. Das Gelingen dieser Offensive hängt jedesmal nur an einem Haar: Geheimhaltung ist unbedingte Voraussetzung. Doch die Oberste Heeresleitung hat diesmal nicht mit der Geschwätzigkeit der Heimat gerechnet. Die bevorstehende Offensive ist verraten, noch ehe sich der erste deutsche Sturmtrupp zum Angriff bereitgestellt hat.

„Vorsicht, der Feind hört mit!"

Drüben in der Heimat, auf den Bahnhöfen, in den öffentlichen Lokalen, in den Zügen sogar, überall, wo ständig Menschen kommen und gehen und wo man erzählt und miteinander spricht, liest man in jenen Tagen die gedruckte Warnung: „Vorsicht, der Feind hört mit!" Hunderttausende von Menschen lesen es täglich, schauen auch wohl mißtrauisch nach rechts und nach links. Ja, wo ist er denn, der Feind, der mithören kann? Wer in diesem Eisenbahn-Abteil, wer auf dem Bahnsteig, wer am Stammtisch könnte Spion sein und Feind? Das sind doch alles brave anständige Bürger. Man kennt sich doch, man ist doch unter sich, und der Feind steht weit, irgendwo hinter der flammenden Front! Was man sich hier

im Herzen Deutschlands erzählt, wird doch niemals bis zu den Ohren des Feindes dringen!

Wer der Feind ist?! Jeder ist Feind, der im Augenblick der Gefahr seine Zunge nicht im Zaum hält. Jeder ist Feind, der plaudert und wichtigtuerisch erzählt. Seine Worte werden weitergetragen. Sie laufen viel schneller als der Steppenbrand. Was der eine weiß und erzählt, das wird am andern Tag weitergetragen und gelangt auf Um- und Abwegen rasch an unberufene Ohren. Jede Mitteilung ist das berühmte kleine Mosaiksteinchen für den Gegner. Und jeder Plauderer am Stammtisch und in der Straßenbahn, im Büro oder auf Reisen würde sich gegen den Vorwurf, Vaterlandsverräter zu sein, mit aller Entschiedenheit wehren. Und doch, er ist's, er ist's unbewußt. Im Frieden, wenn es sich um Dinge der Landesverteidigung handelt, ist Wissen und Schweigen lauteres Gold, im Kriege aber ist's noch mehr, ist's wertvoller als jeder irdische Begriff, weil Nichtschweigen und Plaudern mit Blut bezahlt werden muß, mit dem besten Blut der Nation. Ein kostbareres Gut als das Herzblut ihrer Männer besitzt keine Nation.

Am 2. Juli, um die Nachmittagsstunde, rollt ein langer Lazarettzug an die Verladerampe zu Frankfurt am Main. Die Verwundeten sind durch die Hitze und durch die lange Reise stark mitgenommen. In den Lazaretten der Umgebung sollen sie unterkommen. Auch die Krankenschwestern des Lazarett-

zuges haben stark unter der Hitze und den Strapazen dieser langen Reise gelitten. Vorne, am Tor zum Güterbahnhof, steht wohl ein braver, bärtiger Landsturmmann auf Posten, um den vielen neugierigen Zivilisten den Eintritt zu wehren, aber er läßt es geschehen, daß sich Männer, Frauen und Kinder vordrängen und jeden Verwundeten anstarren. Er hat selbst einen Sohn draußen, der alte Landstürmer, er weiß, wie ihnen zumute ist. Die Leute hier suchen ja nur ihre Angehörigen. Durchaus begreiflich. Draußen werden die Verwundeten mit den Bahren auf den Bürgersteig gestellt, weil die Fahrzeuge nicht rasch genug entladen werden können. Ein älterer, biederer Herr drängt sich hinzu, schenkt den Verwundeten schöne Zigarren. „Ist noch kein Buchenlaub drin, alles noch echte Ware, sie wird Ihnen schmecken, lieber Freund!" sagt er mit einem wohlmeinenden Lächeln. Und dann: „Ihr armen Jungen, ihr habt wohl sehr viel mitgemacht, wo kommt ihr denn her?" Aus der Champagne kommen sie. Seit dem letzten Angriff beiderseits von Reims, Ende Mai, lagen sie dort in den Feldlazaretten als Schwerverwundete.

„Jetzt müssen ja dort die Lazarette alle geräumt werden," sagt eine hinzukommende Krankenschwester wichtigtuerisch. Sie ist mitteilsam. Ihre Nerven sind durch die Anstrengungen der letzten Tage aufs äußerste gespannt. Eine kurze Unterhaltung mit diesem liebenswürdigen älteren Herrn, der so nett zu den Soldaten ist und ihnen noch gute Friedens-

zigarren spendet, empfindet die Schwester als willkommene Erholung und Abwechslung.

„So, so, geräumt werden die Lazarette dort unten?" meint der alte Herr mit gerunzelten Augenbrauen und fragendem Blick.

„Ja, wissen Sie, es soll in jener Gegend bald losgehen," sagt die Pflegerin. „Wir müssen schon übermorgen wieder hin, um Verwundete zu holen. Alles liegt schon voller Soldaten dort, und immer noch kommen neue. Bei Reims soll es eine ganz große Schlacht in nächster Zeit geben, und da werden die Lazarette freigehalten zur Aufnahme von Verwundeten."

„Natürlich, natürlich," bestätigt der alte Herr. „Na, dann wünsche ich Ihnen, liebe Schwester, alles Gute und ihren Pfleglingen baldige Besserung. Auf Wiedersehen, Schwester! Auf Wiedersehen, liebe Krieger!"

Der alte Herr trippelt davon. Hinter ihm her, noch einige Sekunden lang, schwebt der Duft einer feinen Zigarre, in der bestimmt nicht das kleinste Blättchen Buchenlaub schmort. Ein glücklicher Mensch, der jetzt, im vierten Kriegsjahr noch solche Zigarren rauchen kann.

Am 3. Juli, am 4. Juli und in der Nacht vom 4. zum 5. Juli werden fast die gleichen Gespräche und unter fast den gleichen Umständen in Brüssel, in Antwerpen, in Aachen, in Köln und in Hamburg geführt. In allen diesen Städten plaudert das Personal von Lazarettzügen und erzählt freimütig das

Woher und Wohin und Warum dieser Verwundetentransporte. Überall sind Ohren gespitzt, überall hört der Feind mit, ein Feind, der so geschickt getarnt ist, daß ihn niemand zu erkennen vermag. Wer ist's zum Beispiel in Brüssel? Wo steht der Feind, während die Verwundeten auf einem kleineren Bahnhof der Bannmeile gelabt werden? Ist's irgendein belgischer Eisenbahner, der hier Dienst tun muß, ist's eine belgische Frau, die hier als Tellerwäscherin arbeitet, ist's ein Etappensoldat, der hier neugierig herumlungert? Ja, wo ist denn der Feind, der mithört? Und in Frankfurt, und in Köln, und in Hamburg, und in Aachen, wer ist denn da der mithörende Feind? Vielleicht der alte Herr, der Zigarren spendete, oder die Zivilisten, die sich herandrängten, um unter den schmerzverzerrten Gesichtern der Verwundeten das Antlitz eines lieben Verwandten zu suchen? Einerlei, man wird es nie erfahren. Es wird geplaudert, es wird erklärt, daß die Lazarette hinter der Front bei Reims geräumt werden, weil demnächst dort eine große Offensive steigen soll. Von Mund zu Mund wird weitergeflüstert: „— — demnächst eine große Sache bei Reims!" und das genügt.

Bereits am Abend des 4. Juli ist das Gespräch zwischen der unvorsichtigen Krankenschwester und dem alten, zigarrenspendenden Herrn von Frankfurt bis zum französischen Nachrichtendienst gedrungen. Das erste Mosaiksteinchen liegt damit in Paris. Man kann noch nicht viel damit anfangen. Aber bereits

am folgenden Tag treffen weitere, gleichlautende Nachrichten ein, aus verschiedenen Städten. Und nun weiß es der französische Nachrichtendienst: die Oberste Deutsche Heeresleitung räumt planmäßig alle Lazarette hinter der Front bei Reims. Nach den bisherigen Erfahrungen, das weiß Foch, ist damit der Auftakt zu einer großen Offensive gegeben. Die Geschwätzigkeit vieler und verschiedener Menschen in Heimat und Etappe hat die Offensive lange vor ihrem Beginn an den Feind verraten. Das Verbrechen des fahrlässigen Landesverrats ist damit vollbracht.

Nun hat der feindliche Nachrichtendienst ein greifbares Ziel. Das deutsche Hinterland selbst hat ihm die Waffe zugeworfen. Seine zahlreichen Agenten brauchen nicht mehr im Dunkeln herumzutasten, sondern wissen genau, worauf das Augenmerk jetzt zu richten ist, auf die Offensive beiderseits von Reims. Planmäßig arbeiten die Agenten und können bereits am 9. und 10. Juli berichten. daß es sich diesmal um einen Angriff von größten Ausmaßen handeln wird, um eine Offensive, die Mitte Juli stattfinden soll. Keine Sekunde ist mehr zu verlieren. Der Oberste Kriegsrat der Alliierten tritt in Versailles zusammen. Clemenceau verlangt dort für sich das Recht der steten Kontrolle über alle Maßnahmen, die ergriffen worden sind oder ergriffen werden zum Schutze der Heimat.

Das ist selbst dem geduldigen Foch zu viel und er bietet dem Kriegsminister seinen Rücktritt an. Jetzt

erst merkt der Zivilist Clemenceau, daß er doch zu weit gegangen ist in seinem fanatischen Wunsch, die Heimat unter allen Umständen vor einem neuen deutschen Einbruch zu schützen. Er zieht seinen Antrag zurück, aber eine Stunde nach Beendigung der Konferenz zu Versailles sieht man schon seinen schweren grauen Kraftwagen nach Norden reisen. Ohne sich in Paris aufzuhalten, fährt Clemenceau durch bis an die Front bei Reims, an der, nach glaubwürdigen Aussagen des Nachrichtendienstes, in wenigen Tagen das neue deutsche Gewitter aus zahllosen Schlünden über die französische Erde niederbrechen soll.

Bei den Stäben hält sich der Tiger Clemenceau nicht lange auf, sondern begibt sich vorne in die Kampflinie. Man versucht, ihn zurückzuhalten, ihn zu überzeugen, daß sein Leben für Frankreich doch zu kostbar ist. Aus Paris wird der Hausarzt des Ministers im Flugzeug herbeigeholt. Er soll Clemenceau beschwören, sich nicht in unmittelbare Lebensgefahr zu begeben. Seit Tagen schon leidet der Greis an einem furchtbaren Kopfgeschwür, das ihm fast die Sehkraft nimmt. Die Wünsche des ärztlichen Freundes werden überhört. Verbissen, gestützt auf einen knorrigen Soldatenstock, an den Füßen getrante Schuhe, Gamaschen um die Waden, den Kopf verbunden und halb unter einer schwarzen Haube verborgen, die nur noch das rechte Auge freiläßt, so schreitet der Zivilist Clemenceau trotzig, mit fliegenden Gehrockschößen, durch die schlammigen Laufgräben, begibt sich in die vordersten Linien,

spricht mit den einfachsten Soldaten und ermahnt alle zur äußersten Pflichterfüllung. Tagelang sieht man ihn durch die Schützengräben geistern. Viele Kilometer legt er so in der Feuerlinie zurück. Er beschwört die Poilus:

„Liebe Jungen, ihr müßt täglich mit einem großen deutschen Angriff rechnen, aber diesmal soll Euch der Feind gerüstet finden. Es ist alles so geordnet, daß der Gegner nunmehr eine Niederlage einstecken muß. Niemals hat die französische Armee günstiger gestanden. Niemals wurde eine Verteidigungsschlacht unter leichteren und besseren Bedingungen geschlagen als diese. Wir werden diesmal nicht einen Fuß breit weichen."

Die Truppe ist in Hochstimmung. Wie die Generäle diesen Besuch des Zivilisten beurteilen, darum kümmert sich Clemenceau nicht. Er schreitet durch die Kampfgräben und zeigt sich dem letzten Poilu. Erst am 12. Juli kehrt er wieder nach Paris zurück, nachdem er sich überzeugt hat, daß alles, aber auch alles getan worden ist, um den bevorstehenden deutschen Sturm abzuwehren. Man hat ihm das Aufsichtsrecht über die Maßnahmen der höheren Stäbe versagt, gut, so hat er sich selbst das Recht genommen, diese Maßnahmen an Ort und Stelle zu prüfen. Er hat geprüft und alles für gut befunden. Die französische Armee steht diesmal wirklich erzbereit.

Am 12. Juli, in den Abendstunden, ist der französische Nachrichtendienst über alles unterrichtet.

Er hat inzwischen die letzten Einzelheiten erfahren. Er weiß die Breite der Angriffsfront, er kennt fast genau die Zahl der angreifenden Divisionen und sogar ihre Nummern, er kennt die Stärke der Kompanien, er weiß alles. Der ganze wohlgehegte Plan der Deutschen Obersten Heeresleitung liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor den erstaunten und erfreuten Augen des Generals Foch.

Inzwischen sind ja auch schon die Truppen unterwegs. Selbst die Deckungsarmee von Paris setzt sich in Marsch, um den deutschen Stoß in der Champagne aufzuhalten. Marschall Haig schickt vier Divisionen und stellt weitere vier Divisionen fernmündlich zur Verfügung. Außer den 29 französischen und 4 englischen Divisionen stehen am Morgen des 13. Juli noch 5 amerikanische Divisionen bereit, dazu 6 Kavallerie-Divisionen. Weiter zurück, auf dem südlichen Marneufer, machen sich noch 14 Infanterie-Divisionen und 3 Kavallerie-Divisionen zum Gegenstoß bereit. Zu ihrer Verfügung haben sie 2000 Geschütze und 520 mittlere und schwere Panzerwagen. Sie sollen sich, nach dem Scheitern des deutschen Durchbruchsversuchs, sofort in Marsch setzen und den müdgekämpften feldgrauen Regimentern einen letzten Stoß versetzen.

Wirklich, der Feind hat diesmal gut mitgehört, und jene, die in unverantwortlicher Weise geplaudert haben, wissen nicht, daß jedes ihrer Worte mit Strömen deutschen Blutes aufgewogen wird. Immer aber und für alle Zeiten, in Krieg und Frieden,

gewachsen aus der Erkenntnis der schweren Tage, die sich nun vorbereiten, steht mahnend die dringende Warnung:

„Vorsicht in Gesprächen, der Feind hört mit!"

Der fünfte Tag!

Östlich von Reims liegen die französischen Truppen in einem Gelände, das sie seit 1915 genau kennen. Noch von jener Zeit her ist das Hinterland sehr stark ausgebaut. Etwa 5 bis 6 Kilometer hinter der vordersten Kampflinie, die man preisgeben will, erhebt sich, geschickt angelehnt an Hügel und Geländefalten, die zweite, stark ausgebaute Verteidigung. Dahinter kommt eine dritte Stellung. Zwischen diesen beiden Linien liegen, im Gelände zerstreut, zahlreiche Maschinengewehrnester und Verteidigungspunkte. Das Land ist durchzogen von Höhlen und Gängen, teilweise durch Wasseradern im Laufe der Jahrtausende in den Kreideboden geschwemmt. Alle Höhlen und Unterstände der vordersten Linie werden rechtzeitig vergast und damit für den deutschen Angreifer unbenutzbar gemacht.

Nur auf ihrem linken Flügel hängt die französische Verteidigungsfront bereits in der dritten Linie, weil sie in den letzten Tagen des Mai ziemlich weit zurückgehen mußte. Die französischen Divisionen werden gestaffelt zur Abwehr aufgestellt, mit nur schwach besetzten vordersten Gräben. Alles zieht

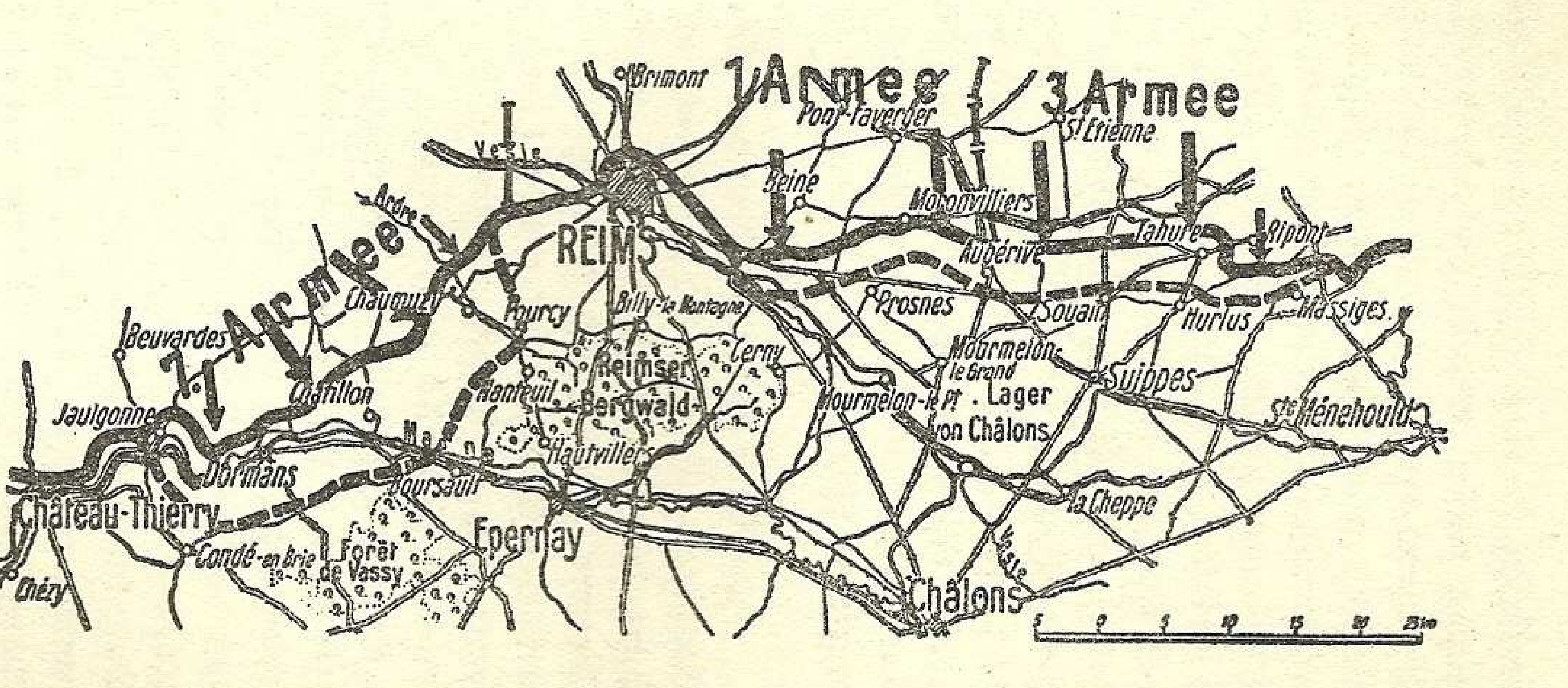
sich in die 5 bis 6 Kilometer entfernte zweite Verteidigungslinie zurück. Die paar Bataillone, die, auf breitester Front verteilt, vorne ihre Stellung halten und bis zum Angriff eine starke und regelrechte Besatzung vortäuschen sollen, wissen genau, daß sie verloren sind, — — ein notwendiges Opfer für Frankreich. Ihnen besonders hat Clemenceau seine Sympathie gezeigt. Er hat jedem Offizier, im Namen Frankreichs, die Hand gedrückt, hat alle diese Männer als Helden begrüßt und ihnen, für ewige Zeiten, das stete Gedenken der französischen Nation zugesichert. Diese verderbengeweihten Männer haben freudig dem Minister in die Augen geschaut, diesem Alten, der für sie Frankreich bedeutet.

Die Front ist bekanntlich sehr mißtrauisch. Nachrichten aus der Etappe werden nur mit Vorsicht geglaubt. Jedenfalls, die Front will sich selbst überzeugen. Hier hat der französische Nachrichtendienst die feste Behauptung von der am 15. Juli stattfindenden großen deutschen Offensive aufgestellt. Mag schon stimmen, aber die Poilus wollen etwas Genaues über diesen neuen Angriff erfahren. Und so arbeitet sich am 14. Juli, abends um 20 Uhr, eine französische Offizierspatrouille gegen die deutschen Gräben vor. Oberleutnant Balestier führt das kleine Unternehmen. Seine Sturmtruppführer sind Sergeant Lejeune, ferner die Unteroffiziere Hocquet, Gourmelon und Aumasson. Diese Offizierspatrouille dringt im Schutze der Dunkelheit unbemerkt in einen

Der fünfte Tag

Das war unsere Front am 15. 7. 18 frühmorgens: ▬▬

Bis hierher gelang uns der Sturm: ▬ ▬ ▬



deutschen Graben und überrumpelt die Feldgrauen. Einige müssen mit in Gefangenschaft. Die ganze Besatzung eines Teilgrabenstückes wird damit außer Gefecht gesetzt oder gerät in Gefangenschaft. Den erfahrenen Offizieren vom feindlichen Nachrichtendienst ist es nicht schwer, aus diesen Gefangenen die notwendigsten Angaben zu locken. Man sagt ihnen auf den Kopf die bevorstehende Offensive zu. Vielleicht haben diese Gefangenen, noch erschüttert von den Ereignissen der letzten Stunde, mehr geplaudert, als sie durften. Jedenfalls, man weiß nun genau Bescheid. Man kennt sogar die Stunde des beginnenden Trommelfeuers und die Minute des beabsichtigten deutschen Angriffs.

Inzwischen rücken die deutschen Sturmtruppen in Stellung. Die Nacht ist schwül, und die Truppe spürt die Auswirkungen des gewitterschwangeren Wetters. Der Wind hat sich wieder gedreht und weht von Südosten her, wechselt im Laufe der Nacht sogar ganz auf südliche Richtung. Das deutsche Gasschießen wird also keine Wirkung haben, oder muß völlig unterbleiben, um die eigene Truppe nicht zu gefährden. Es wird jedoch beschlossen, das Gasschießen trotzdem durchzuführen. Man weiß genau, daß es diesmal nicht die grenzenlose Überraschung geben wird, wie am 21. März und am 27. Mai. Das kahle Gelände hinter der deutschen Angriffsfront bot wenig Tarnung für anrückende deutsche Angriffsdivisionen. Zudem hatten die Franzosen

von Reims und von den Höhen aus rings um die Stadt Gelegenheit genug, weiten Einblick hinter die deutsche Front zu gewinnen. Die französische Flugwaffe hatte sich im Laufe der letzten Tage gerade in diesem Abschnitt beiderseits von Reims sehr lebhaft gezeigt und ständig weit in deutsches Hinterland hinein aufgeklärt. Die Franzosen werden bestimmt starke Reserven einsetzen, damit rechnet man auf deutscher Seite. Die Stimmung der Truppe ist gut. Man will rasch vordringen, über Châlons sur Marne hinweg nach Südosten. Dieser Plan muß die gesamte französische Ostfront ins Wanken bringen.

Punkt Mitternacht brüllt das deutsche Vorbereitungsfeuer mächtig auf. Dort, wo die Angriffslinien bereits an der Marne liegen, zum Beispiel an der Front der 7. Armee, sollen kurz nach 1 Uhr die Pioniere mit Behelfsbrücken vorstürzen, um der nachfolgenden Infanterie den Übergang zu erleichtern. Um 1 Uhr stehen die Pioniere mit ihren Brücken bereit. Da rasselt plötzlich französisches Feuer in ihre Ausgangsstellungen. Haarscharf werden die Ziele abgeschossen. Getroffene Pontons wirbeln durch die Luft. Ganze Pionier-Kompanien sind nach wenigen Minuten schon durch Gas- und Brisanz-Munition außer Gefecht gesetzt. Der Wind weht nun verstärkt aus südlicher Richtung und treibt die Gasschwaden nach Norden ab, zur deutschen Infanterie. Trotzdem springen die tapferen Pioniere auf und schaffen ihre noch heil gebliebenen Pontons zum Wasser. Wieder wird der Schicksalsfluß, die Marne, im Sturm-

lauf auf Behelfsbrücken überschritten. Zahlreiche kleine Boote und Flöße stoßen vom Norduser ab und arbeiten sich, geführt von Pionieren, hinüber zum Südufer. Noch im Schutze der Dunkelheit wird das feindliche Ufer erreicht. Es entspinnen sich wilde Nahkämpfe. Die französischen Kompanien, zur Verteidigung des Marneüberganges zurückgelassen, werden zurückgeworfen. Der Raum für den beabsichtigten Brückenbau wird damit frei. Inzwischen schafft man durch die Wand des wachsenden französischen Störungsfeuers das notwendige, seit Tagen schon im Hinterland bereitliegende Brückenbaumaterial herbei. Sofort begeben sich die Pioniere an die Arbeit.

Unter einem beispiellosen Hagel von Granaten aller Kaliber errichten sie mehrere Brücken und Stege, spannen Trossen von Ufer zu Ufer, um die Fähren rasch hin und hergleiten zu lassen. Wirklich, unsere Pioniere leisten Heldenhaftes. Bis zur Brust stehen sie im kalten Wasser der Marne, und jede einschlagende Granate verursacht Atemnot. Der von Geschossen gepeitschte Fluß will die Pioniere ersticken und erdrücken. Und da ist auch auf der Front beiderseits Reims die Zeit des Vorbereitungsfeuers abgelaufen. Der große Augenblick ist gekommen. Die Uhrzeiger stehen genau auf 5 Uhr. Drüben in den französischen Gräben kann niemand mehr leben. Nach diesem furchtbaren Trommelfeuer wird sich niemand mehr halten können.

Siegesbewußt steigen die deutschen Infanteristen aus den Gräben. Und derweilen beginnt die Feuer-

walze zu wandern. Sie wandert vorwärts, immer weiter. Noch bis 6 Uhr müssen die Batterien auf ihrem jetzigen Punkt stehen und langsam den Wirbeltanz ihrer einschlagenden Granaten weiterwandern lassen. Dann wird ja inzwischen der Vormarschbefehl kommen, dann werden neue lohnende Ziele im feindlichen Hinterland auftauchen.

Doch die Befehle kommen nicht. Langsam erstirbt das rollende Feuer. Nur an den beiden Flügeln, bei Dormans und in der Champagne, brüllt es weiter. Dort macht die deutsche Truppe vorerst noch gute Fortschritte. Hier aber, in der Mitte, an der unmittelbaren Front um Reims, haben die Franzosen den Sturm der Deutschen im Anlauf abgefangen. Unsere Stoßtruppen sind gegen unversehrte Maschinengewehrnester gerannt. Das Trommelfeuer hat nur ein geräumtes, von wenigen verlorenen Poilus besetztes Gelände getroffen. Dahinter aber, ungebrochen, stand die Verteidigung. Der deutsche Angriff ist vollkommen und blutig abgeschlagen, erstickt im Wirbeltanz der Granaten, im Kichern der Maschinengewehre, im heimtückischen Schleichen der Gasschwaden.

Dicht hinter diesem Abschnitt, auf einer Beobachtungsstelle, sitzt der Kaiser am Scherenfernrohr und versucht der Schlacht zu folgen. Das Gerät ist auf den fernen Horizont eingestellt, über den, so rechnet man, um 9 Uhr etwa, nach dem Weichen des Bodendunstes, die deutschen Infanteriewellen steigen werden, um den Vormarsch auf den Reimser Berg-

wald fortzusetzen. Doch die Horizontlinie bleibt leer, und nur im Vordergrund tobt die Infanterie-Schlacht, tobt sich aus in einem Maschinengewehrfeuer, wie es Menschenohren bisher noch nie gehört haben. Tausende von Maschinengewehren sind auf kleinstem Raum zusammengebracht und hacken nun ihr wütendes Schnellfeuer auf die immer wieder anrückenden, immer wieder kämpfenden, tapferen deutschen Sturmtruppen.

Am linken Flügel des deutschen Angriffs bei Perthes und Sommepy, auf dem alten Schlachtfeld von 1915, kommen die deutschen Linien zuerst gut voran. Bis Mittag ist auf mehr als 30 Kilometer Frontbreite ein durchweg 5 bis 6 Kilometer tiefer Einbruch gelungen. Dann aber stehen die deutschen Sturmtruppen atemlos vor den zweiten Verteidigungslinien, in der ungebrochene, ausgeruhte feindliche Reserven warten. Bis zum Abend noch kämpft die deutsche Angriffstruppe schneidig. Und dieser Kampf um das langsame Vorrücken über wenige hundert Meter Gelände gleicht fast schon dem blutigen und heldenhaften Angriff, den wir zwei Jahre zuvor gegen Verdun vortrugen.

Die Nacht zum 16. Juli bringt heftige Gewitter und damit, an einigen Stellen der Front, die erwünschte Abkühlung. Die vor Hitze erschlaffte Truppe lebt wieder auf. Am 16. soll wenigstens auf dem rechten Flügel, bei der 7. Armee, versucht werden, die südlich der Marne ausgebeulte Tasche noch zu erweitern. Vielleicht gelingt dort ein Vorstoß

in den Rücken des Gegners, der sich oben im Halbrund um Reims ans Gelände festgeklammert hat.

Am frühen Morgen des 16. Juli setzen aber beiderseits und dicht bei Reims starke Gegenstöße ein. Trotzdem versucht die 1. Armee um 11 Uhr einen neuen Vorstoß, aber es gelingt ihr nicht, das rasende Sperrfeuer zu unterlaufen. Auf der gewaltigen Angriffsfront von Chateau-Thierry bis nach Massiges in der Champagne geht auch der zweite Tag der Schlacht blutig und hoffnungslos zu Ende. Am rechten Flügel versucht die 7. Armee weiterhin Gelände zu gewinnen und immer mehr Truppen über die Marne zu werfen. Alle deutschen Angriffe kommen nicht über hoffnungsvolle Anfänge hinaus. Die französische Front ist zu tief gestaffelt und steht zu fest. Der rechtzeitig gewarnte Gegner hat wirklich eine glanzvolle Verteidigung ausgebaut. Und in der Verteidigung waren die Franzosen immer schon Meister, genau wie wir im Angriff.

Trotzdem gelingt dem rechten Flügel im Laufe der kommenden Nacht und des kommenden Tages ein kleiner Geländegewinn. Immer noch hofft die 7. Armee, den berüchtigten Bergwald südlich von Reims umfassen und damit der Schlacht eine Wendung geben zu können. Doch vergebens. Der fünfte Tag ist vorbei, einer der blutigsten Tage für die deutsche Armee. Die Verluste sind gewaltig, und im Verhältnis zu ihnen ist wenig gewonnen worden. General Ludendorff befiehlt auf der ganzen Front die Verteidigung.

Gleichzeitig erhalten die schweren Batterien und Minenwerfer den Befehl, sofort zur Flandernfront abzufahren. Ludendorff verläßt am 17. Juli abends das Hauptquartier in Avesnes, um sich hinter die Flandernfront nach Tournai zu begeben. Damit zeigt der Generalquartiermeister deutlich, daß er die Schlacht beiderseits von Reims als gescheitert und erledigt betrachtet. Er bekundet mit der Reise nach Tournai aber auch den festen Willen, diesmal endgültig am rechten Flügel loszuschlagen. Der 1. August soll der große Tag sein. Doch das Schicksal meint es anders. Und es wird furchtbar und hart zuschlagen, das Schicksal.

Fünfmal haben die deutschen Waffen den Angriff geführt. Nun wendet sich die Schlacht, und der Feind wird ihr seinen Willen aufzwingen; denn er ist inzwischen stark geworden, dieser Feind. Die Amerikaner sind da, in ungeahnter Zahl. Ihre Munition ist da, in Massen, die man nur abschätzen kann. Ihre Lebensmittel sind da. Und dann nicht zuletzt ist der spürbare Erfolg da, die Tatsache, daß ein großer deutscher Angriff diesmal nur geringen Geländegewinn brachte, und daß über Reims immer noch die Trikolore weht. Paris kann wieder aufatmen, wenn auch die deutschen Granaten immer noch als wuchtige Hammerschläge das Häusermeer abklopfen.

Der sechste Tag.

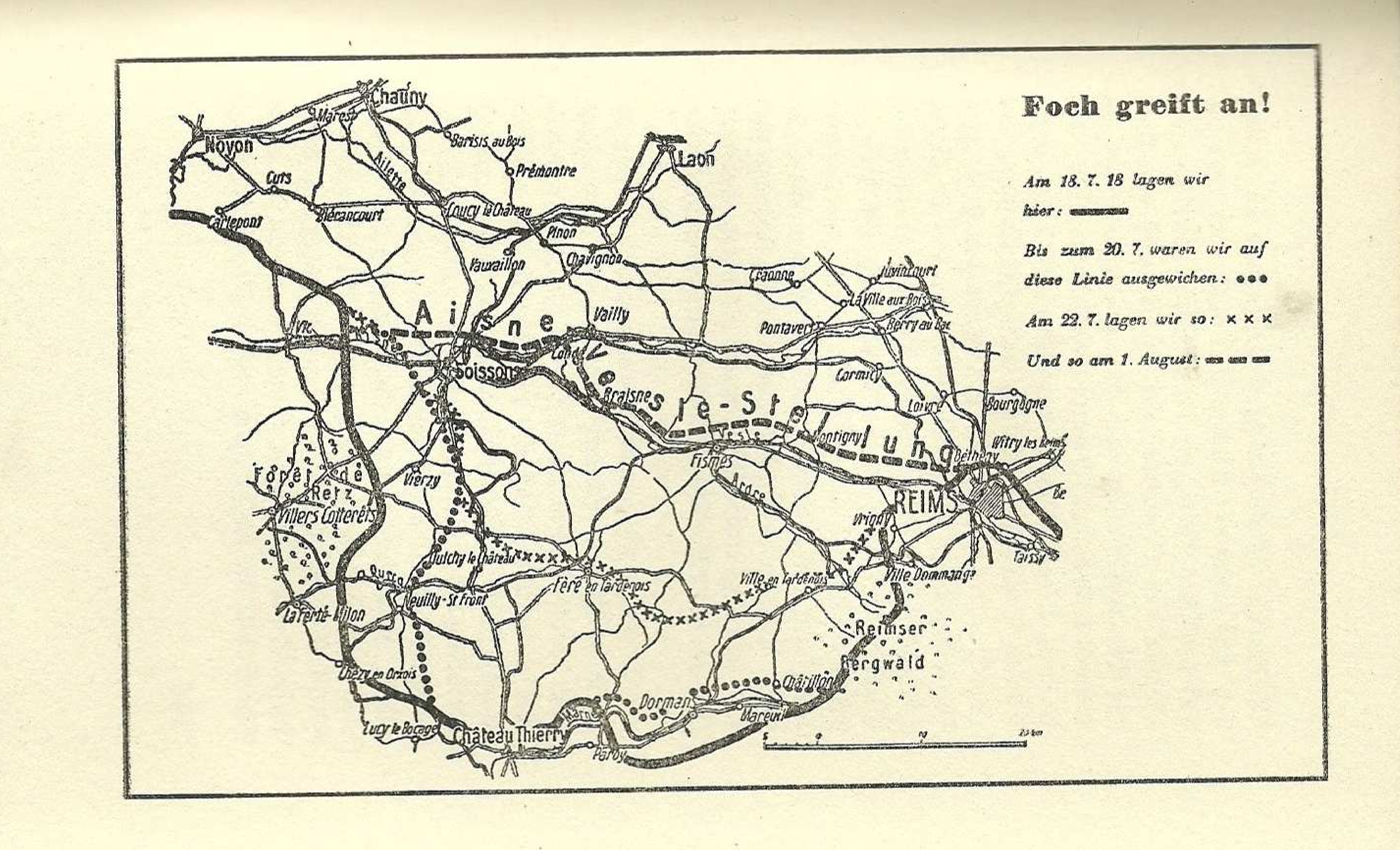
Am 9. Juli stoßen deutsche Infanterie-Patrouillen gegen den Wald von Villers-Cotterets vor. Seit Tagen schon bemühen sich unsere besten Flieger, etwas über das Leben und Treiben unter dem breiten Blätterdach des großen Forstes zu erkunden. Man weiß, daß der ganze Wald voller Truppen steckt. Was bereitet sich dort vor? In der Absicht, das Geheimnis zu lüften, dringen die deutschen Patrouillen über die französischen Vorpostenlinien hinweg in den Wald und bringen mehrere Gefangene mit zurück. Aus dem Mund dieser Poilus erfährt die Oberste Heeresleitung, daß General Foch für Mitte Juli aus dem Wald von Villers Cotterets einen starken Stoß in die Flanke der 7. Deutschen Armee beabsichtigt.

Das ist noch kein Grund zur Aufregung, denn für den 15. Juli ist ja auch der große deutsche Angriff beiderseits von Reims befohlen. Ein beabsichtigter französischer Vorstoß kann nur unwesentlich sein, zumal sich ab 10. Juli nichts Auffälliges mehr ereignet. Und dann wird ja am 15. Juli der deutsche Infanteriesturm losbrechen, der Friedenssturm. Noch weiß niemand, daß er so tragisch enden soll, dieser fünfte Tag. Die französischen Reserven stehen sicher alle unten hinter der Front von Reims. Und der Vorstoß aus dem Wald von Villers-Cotterets in die rechte deutsche Flanke der Marnetasche dürfte wohl nur im Wunsch und auf dem Papier bestehen, so rechnet man auf deutscher Seite.

Mitte Juli vergeht und es hat sich nichts ereignet. Der Wald ist still geblieben und geheimnisvoll. Am Abend des 17. Juli zieht ein furchtbares Gewitter auf und hüllt die ganze Marnetasche in Regenböen. Blitze schwefeln am Horizont. Unablässig, bis zu den ersten Morgenstunden des 18. Juli, rollt der Donner durch den Marne-Grund und durch die Täler der Aisne, der Vesle und des Ourcq-Baches. Der tiefe Urwald von Villers-Cotterets hallt wider vom Toben des Gewitters. Diesmal hat sich die Natur mit Frankreich verbündet und mit den Soldaten des Generals Foch.

Die urgewaltige Stimme des Donners übertönt das Anfahren von 550 Kampfwagen, erstickt das Rasseln und Dröhnen und die Aufmarschgeräusche ihrer Motoren.

In der Flanke der 7. Deutschen Armee, von Soissons bis hinunter nach Chateau-Thierry, stellen sich, im Schutze der Nacht, 18 französische Divisionen zum Angriff bereit. Sieben weitere Divisionen bleiben als zweite Welle in Reserve. Zwischen diese französischen Divisionen haben sich einige amerikanische Einheiten gemischt, darunter, ganz am rechten Flügel, am weitesten Vorsprung, am nächsten deutschen Punkt auf Paris, zwischen den Ortschaften Chézy und Damnard, die 26. amerikanische Division, jene, die am 20. April unter den Hieben sturmerprobter Bataillone der 78. Ref.-Inf.-Division so schwere Verluste erlitten hat. Längst sind die amerikanischen Regimenter wieder aufgefüllt. Aber der Tag von Seicheprey, die große


Foch greift an!
Am 18. 7. 18 lagen wir hier:
Bis zum 20. 7. waren wir auf diese Linie ausgewichen: ●●●
Am 22. 7. lagen wir so: × × ×
Und so am 1. August:
Aisne
Vesle-Stellung
Chauny
Noyon
Marest
Barisis au Bois
Prémontre
Laon
Cuts
Ailette
Carlepont
Blérancourt
Coucy le Château
Pinon
Vauxaillon
Chavignon
Craonne
Juvincourt
La Ville aux Bois
Berry au Bac
Pontavert
Vailly
Vic
Soissons
Condé
Braisne
Cormicy
Loivre
Bourgogne
Witry les Reims
Bétheny
Montigny
Fismes
Vesle
Ardre
REIMS
Forêt de Retz
Villers Cotterêts
Vierzy
Oulchy le Château
Fère en Tardenois
Ville en Tardenois
Vrigny
Ville Dommange
Taissy
Ourcq
Neuilly-St Front
La Ferté-Milon
Reimser Bergwald
Châtillon
Chézy en Orxois
Dormans
Mareuil
Marne
Lucy le Bocage
Château Thierry
Paroy

Niederlage, ist noch nicht vergessen und sie werden sich jetzt rächen. Einwandfrei hat man drüben, auf deutscher Seite, die 78. Res.-Inf. Division, die Gegner von Seicheprey, festgestellt. Und nun steht die 26. amerikanische Division da, um Rache zu nehmen und um die Scharte auszuwetzen. Sie steht da mit kriegsstarken Kompanien, mit einer überlegenen Artillerie, mit dichtgedrängten Geschwadern von Panzerwagen. Und drüben, in den gelichteten Getreidefeldern, hinter Bahndämmen und an Straßenböschungen, kauern geschwächte Kompanien, die allerhöchstens noch 70 bis 80 Gewehre ins Gefecht bringen können. Viel Artillerie steht nicht hinter der Front der 7. Armee, weil die schwere Waffe ja weg mußte zum Stoß beiderseits von Reims und sich jetzt auf dem Weg nach Flandern befindet. Der 26. amerikanischen Division wird die Rache leicht sein.

Vorläufig ahnt man in den deutschen Stellungen zwischen Chateau-Thierry und Soissons noch nichts vom bevorstehenden Angriff. Nur die höheren Stäbe sind unterrichtet, daß sich vielleicht in den nächsten Tagen an ihrer Front etwas ereignen wird. Man betrachtet die Gefahr keineswegs als groß und dringend. Vorläufig donnert es. Morgen wird man sehen. Unter dem wilden Niederprasseln der Regen- und Hagelschauer ducken sich die Musketiere in den Feldstellungen. Schützengräben wie früher gibt es in dieser Gegend noch nicht. Immer noch hegt der deutsche Soldat die Hoffnung auf eine baldige Fortsetzung

des Vormarsches. Und dann trägt er in seinem Herzen eine Scheu vor jedem ausgebauten Schützengraben, weil ein solcher ja zum Begriff des zermürbenden Stellungskrieges geworden ist. So liegen die Feldgrauen in ihren Schützenlöchern und Postenstellungen und warten mit Sehnsucht auf den Sonnenaufgang, der ihnen Wärme bringen soll.

Das Gewitter hat die Luft merklich abgekühlt. In den Niederungen hat sich die Hitze der vorangegangenen Tage am längsten gehalten. Jetzt steigen dichte Nebelschwaden aus den Wiesen. Alle Wälder und Gehölze dampfen wie Waschküchen. Weiß und gespensterhaft weht der Wasserdunst über die Landschaft hinweg. Manchmal erhebt sich ein leiser Wind, die letzte Auswirkung ferner Gewitterböen, und schüttelt unzählige dicke Regentropfen aus dem Blätterwerk. In der Ferne verklingt der Donner. Immer noch zucken die Blitze, aber diesmal am nördlichen Horizont. Hinter Laon, weit in der deutschen Etappe, muß jetzt das Unwetter toben. Im Rücken der frierenden, durchnäßten Posten meldet sich der junge Tag. Die Dunstschwaden wehen in Baumhöhe dahin. Ringsum, in Wäldern und Büschen, erwachen die Vögel und schmettern ihr erstes Lied, befreit vom Alpdruck des furchtbaren Gewitters dieser Nachtstunden. Die ganze Natur atmet wieder auf und steht frischer da. Straffer sind Blätter und Gräser. Es ist ein köstliches Bild, das sich den Augen unserer wachsamen Vorposten jetzt bietet. Die Vögel jubilieren, die angeschwollenen

Bäche rauschen. Es duftet ringsum stark nach Erde und Laub. Köstlich, dieser Morgen!

Und da brüllt es mächtig auf. Ein neues Gewitter? Ein plötzlicher verspäteter Donnerschlag? Nein, so urgewaltig, so furchtbar, so laut kann niemals ein Gewitter sein. Hundert, nein tausend Gewitter haben sich vereinigt. Hundert, nein tausend Blitze schlagen gleichzeitig ein und treffen die deutschen Vorpostenstellungen. Zwischen der Aisne und der Marne, auf fast 40 Kilometer Frontbreite, hämmert urplötzlich feindliches Trommelfeuer in die deutschen Linien.

Jetzt aber, wie herbeigezaubert, rauschen unzählbare Kampfflieger ganz niedrig daher. Die deutsche Front duckt sich unwillkürlich unter diesem ersten machtvollen Tatzenhieb von drüben.

Aber schon spähen sie wieder hinüber durch den Dunst, die Überlebenden, jene, die von solchem ersten Feuerüberfall verschont geblieben sind. Und da weiten sich ihre Augen vor Staunen und Entsetzen. Aber nur kurz ist der Schrecken bei ihnen, den erfahrenen Soldaten.

Wie von selbst fahren die Hände der Zugführer zur Leuchtpistole. Grüne Alarmraketen zischen hoch und melden: „Angriff erkannt!"

Und dann bellen und knattern die Maschinengewehre durch den dunstigen Julimorgen. Drüben hat sich die Laubkulisse verschoben, drüben gibt der dichte Forst endlich sein Geheimnis preis. Aus dem Wald von Villers-Cotterets, aus den Gehölzen,

hinter jedem Busch hervor, über die reifen Getreidefelder, durch Schluchten und über Dämme wälzt sich eine Armee, eine starke kampfesmutige Armee zum Angriff gegen die deutschen Linien.

Vorneweg, schießend und fauchend, rattern die Tankgeschwader.

Mit dem ersten Schuß sind sie losgebrochen, eine amerikanische und 18 französische Divisionen, und drei Minuten später dringen sie auf mehr als 45 Kilometer Frontbreite in die vordersten Stellungen der 7. Deutschen Armee. Der große französische Gegenstoß ist da!

Zwischen der Aisne und der Marne entspinnen sich, eine halbe Minute später, zahllose Einzelkämpfe. Jeder ist für sich ein Heldenlied. Um jede Ortschaft wird erbittert gerungen. Jeden Hohlweg, jedes Waldstück müssen die Angreifer dreimal berennen, ehe sie eindringen können.

Diese geschwächten, von Grippe heimgesuchten, ausgehungerten, ermüdeten deutschen Kompanien leisten erbitterten Widerstand, lassen sich fast durchweg auf ihrem Posten zusammenhauen. Nur zögernd und jeden Fußbreit Boden zäh verteidigend, weicht die deutsche Hauptverteidigungsfront jetzt langsam zurück.

Sie weicht, sie gibt nach, sie läßt sich ausbuchten, aber nicht durchbrechen. Sooft und heftig die Panzerwagen auch angreifen, so tief die Infanterieflieger auch daherbrausen, daß ihre Zahl fast die Sonne verfinstert und ihre Schatten wie schwarze

Gespenster über die Erde hinweghuschen, der deutsche Infanterist kämpft und kämpft. Nirgendwo ist Flucht, nirgendwo ist Panik. Die Truppe steht fest in der Hand ihrer Führung. Wer ein Gewehr halten kann, bis nach hinten, zu den Divisionsstäben, greift ins Gefecht ein.

Um 10 Uhr haben Franzosen und Amerikaner die deutsche Artillerie-Stellung erreicht. Über das weite Hinterland schießen sie eine dichte Gasschicht. Ohne Unterbrechung zischen die Gasgranaten hinüber, verseuchen einen kilometertiefen Landstrich und errichten eine Todeszone zwischen der verzweifelt kämpfenden Truppe und ihren Reserven. Jetzt nahen auch die schweren Bomber und lassen Tausende von Kettenbomben in Wälder, Dörfer und Unterkünfte fallen, um die Reserven zu erschlagen. Ein ungeheures Material ist aufgeboten, um die geschwächte 7. Deutsche Armee zu vernichten. Und trotzdem will dem Gegner kein großzügiger Vormarsch gelingen. Seine Panzerwagen und Infanterie-Kompanien erzwingen sich nur langsames Vordringen, fast Schritt für Schritt. Bei uns war es anders, am 21. März und am 27. Mai!

Gegen Abend flaut die Schlacht ab. In der Mitte und auf Soissons zu haben die Feinde den tiefsten Vorstoß erreicht. Es sind knapp 10 Kilometer, die sie zurücklegen konnten. Am Südrand des Waldes von Villers-Cotterets, am Ourcq-Bach entlang, beträgt der Vorstoß gar nur 5 Kilometer. General Foch befiehlt die Erweiterung dieses Angriffs nach

rechts und nach links. Er fordert hierzu auch englische Divisionen an, aber Marschall Haig möchte seine Reserven oben in Flandern behalten. „In Flandern," sagt Foch, „wird Ludendorff vorläufig nicht mehr angreifen, weil wir ihn hier unten zu stark beschäftigen."

Damit soll er leider recht behalten.

Um diese Stunde befindet sich Ludendorff oben in Tournai. Dort sollen die letzten Maßnahmen zum bevorstehenden großen Angriff am deutschen rechten Flügel getroffen werden. Die Nachricht vom französischen Vorstoß in die rechte Flanke der Marnetasche beunruhigt den Generalquartiermeister. Er reist sofort nach Avesnes zurück. Von allen Seiten rollen jetzt französische, englische und italienische Reserven heran. Im Laufe der Nacht ordnen sich die Verbände, und am 19., in der Frühe, wird erneut angegriffen.

Weitreichende Geschütze beschießen die Aisne-Brücken bei Soissons und betasten damit die rückwärtigen Verbindungen der bedrängten 7. deutschen Armee. In rasender Eile werden unten, in der Marnetasche, die großen Munitions- und Proviantdepots geleert und alle Vorräte nach Norden abgefahren. Auch die Feldlazarette müssen rasch geräumt werden. Die nächsten Tage werden weitere Vorstöße und Angriffe bringen, das weiß man. Alle Bahnhöfe rings um Soissons liegen schon unter französischem Fernfeuer. Und derweil arbeiten sie unten, ganz tief in der Marnetasche, in einer Batterie-

stellung. Ein Geschütz, ein Riesengeschütz, das von hier aus seine Granaten auf Paris schleuderte, 80 Kilometer weit, muß in Sicherheit gebracht werden. Welch ein Triumph für die Franzosen, gelänge es ihnen, eins der berüchtigten Paris-Geschütze zu erbeuten!

Auch der 19. Juli wird verhängnisvoll für die 7. Armee. Fast in gleichem Maße stoßen die französischen und amerikanischen Truppen vor und erreichen an einem Punkt die Hauptstraße von Chateau-Thierry nach Soissons. Am Abend des 19. Juli stehen die Vorhuten nur noch vier Kilometer vor der Bahnlinie, vor der einzigen, verfügbaren Bahnlinie. Zug hinter Zug dampft in größter Eile zurück, um sich hinter der Aisne in Sicherheit zu bringen.

Zuerst die Lazarettzüge. Sie fahren am hellen Tag, weithin gekennzeichnet durch das Rote Kreuz. Dann aber, nach Anbruch der Dunkelheit, folgt das Material. Immer wieder schlagen schwere Granaten neben die Züge. Im Laufe des 20. Juli rattert ein besonders langer Zug über die gefährdete Bahnlinie. Die kämpfende Infanteriefront ist schon so nahe, daß einzelne Querschläger über die Lokomotive und die tiefstehenden Güterwagen hinwegzischen. Feindliche Flieger überkreisen in wohlgeordneten Geschwadern das Kampffeld. Sie haben wohl Wichtigeres zu tun, als jetzt diesen Zug anzugreifen. Die Einnahme der Stadt Soissons durch die Alliierten scheint sicher. Sie wenden ihr Augenmerk den vor-

gehenden Panzerwagen und der Infanterie zu, diese Flieger, und lassen den Zug fahren, diesen allerletzten Zug, der über die Geleise holpert. Nur die französischen Fernbatterien haben diesen Transport erspäht und jagen jetzt ihre Langrohrgranaten hin.

Zu spät! Wenige Meter hinter dem letzten Wagen schlägt die erste französische 38 Zentimeter-Granate in das Geleis, reißt den Bahndamm auf und macht die ganze Linie unbrauchbar. Der Zug aber holpert weiter. Er ist geborgen, und mit ihm seine kostbare Last, — das letzte gerettete deutsche Paris-Geschütz.

Im Laufe der Nacht zum 20. Juli hat die 7. Armee, auf Befehl der Obersten Heeresleitung, planmäßig ihre schwere Artillerie aus der Marnetasche gezogen. Der 20. Juli bringt für den Angreifer nur noch geringen Fortschritt. Überall bilden sich deutsche Maschinengewehrnester, die mit letzter Wut halten und den Rückzug decken. Der Deutsche Kronprinz ist überzeugt, daß es nutzlos und gefährlich ist, die Marnetasche noch länger zu verteidigen. Er schlägt einen Rückzug bis hinter die Vesle vor, um Menschenleben zu schonen. Die Oberste Heeresleitung aber glaubt mit geringeren Rückzugslinien auskommen zu können.

Planmäßig wird daher die Marnetasche in zwei Abschnitten bis zum 27. Juli geräumt. Der Feind fühlt zuerst nur schwach nach. Er ist unsicher geworden in seinem Sieg. Seine Regimenter glauben nicht mehr

an den Durchbruch, weil er ihnen am ersten Tag nicht gelungen ist. Sie sind unsicher geworden in diesem schwierigen, welligen Gelände mit seinen endlosen Getreidefeldern, deren hohe Halme jede Übersicht verdecken. Gewiß, die niedrig gebauten feindlichen Panzerwagen können sich im Schutze der Getreidefelder rasch bis an die deutschen Maschinengewehrnester heranarbeiten, aber der Infanterie fehlt das letzte Vertrauen. Sie vermutet überall deutsche Maschinengewehrnester. Sie schätzt die Kräfte der deutschen Verteidiger höher ein, als sie in Wirklichkeit sind. Diesen französischen und amerikanischen Soldaten liegt noch die hohe Achtung vor dem deutschen Soldaten im Blute, vor diesem Feldgrauen, der seit dem 21. März so siegesbewußt und so unbeirrbar durch Frankreich geschritten ist.

Die Oberste Heeresleitung befiehlt am 20. Juli den Rückzug aller deutschen Truppen südlich der Marne auf das nördliche Ufer. Am andern Tag schon stürmen die Franzosen, nach unerhörter Artillerievorbereitung, die leeren Stellungen. Der 22. Juli bleibt verhältnismäßig ruhig in der Marnetasche. Franzosen und Amerikaner müssen Atem holen. Wir benutzen diese Kampfpause, um noch rasch das letzte Material aus der Einbuchtung nach hinten zu schaffen. Erst am späten Abend des 23. Juli versucht der Gegner auf der ganzen Front wieder vorzufühlen. Er wird abgeschlagen.

Endlich, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli, hat sich die deutsche Verteidigungsfront bis in die

Mitte der Marnetasche zurückgezogen. Chateau-Thierry und Chézy, unsere nächsten Punkte an Paris, liegen jetzt wieder 20 Kilometer tief in der französischen Etappe. Langsam, in guter Ordnung, schreiten die deutschen Regimenter kämpfend, dem Gegner schwere Verluste zufügend, auf die Aisne und die Vesle zurück, wo die Sehnenstellung zwischen Reims und Soissons ausgebaut ist.

Am 1. August ist diese Linie planmäßig erreicht. Noch ein letztes Mal greifen Franzosen und Amerikaner mit überlegenen Kräften die verkürzte Front an. Sie werden auf der ganzen Linie abgewiesen. Die Schlacht ist damit beendet. General Foch befiehlt die Einstellung der Angriffe in diesem Abschnitt. Die deutschen Soldaten stehen genau auf der Linie, die sie, nach dem Befehl der Obersten Heeresleitung, als Ziel des Angriffs vom 27. Mai erreichen sollten.

Auch auf deutscher Seite wird die Einstellung aller großen Angriffe befohlen. Das feldgraue Heer bleibt von jetzt ab in der Abwehr. Vorbei die großen Schlachten, die Frankreich und England auf die Knie zwingen sollten, vorbei die letzten Möglichkeiten, vor dem Eintreffen der Amerikaner den Krieg mit der Waffe siegreich zu entscheiden. Über Deutschland zieht sich ein dunkles Gewitter zusammen. Niemand weiß, was die Zukunft bringen wird. Aber eins weiß man, der Soldat steht, der prachtvolle deutsche Soldat. Er ist noch zäher geworden, noch härter gegen sich selbst. Er ist immer noch bereit, seine unerhörte Pflicht zu erfüllen. Aber in der

Heimat hat sich die Schar der Drückeberger und der Miesmacher vermehrt.

Die Feldpost befördert immer mehr Jammerbriefe der hungernden Frauen an die draußen kämpfenden Männer und Söhne, Briefe, die auch den Tapfersten manchmal irrewerden lassen. Und derweilen regnet es ständig Hetzplakate und Flugzettel. Immer deutlicher, immer aufreizender wird die feindliche Propaganda. Der deutsche Soldat aber sieht mit Vertrauen dem siebten Tag entgegen.

Er allein steht noch aufrecht in diesem Wirbel, der alles niederreißt und niederschmettert, er allein.

Der siebte und letzte Tag.

Das Kräfteverhältnis hat sich stark verschoben. Am 1. August kämpfen an der alliierten Front rund vier Millionen Soldaten. Auf deutscher Seite sind es knapp drei Millionen Männer. Diese eine fehlende Million, sollte man meinen, fällt nicht besonders ins Gewicht. Aber welch ein Unterschied zwischen den Soldaten der beiden Fronten!

Drüben die wohlgenährten, gut ausgerüsteten Männer, die im eigenen Land in Ruhequartier liegen. Die rascheren Verbindungen mit der Heimat, die besseren Urlaubsverhältnisse und überhaupt jede günstige Möglichkeit steht ihnen zur Verfügung. Bei uns aber sind die Reihen gelichtet und niemand weiß, wie die Lücken vorerst geschlossen werden

können. Immer noch wütet die Grippe und fordert Todesopfer. Die geschwächten, ausgepumpten Körper der Feldgrauen sind ja der Seuche kaum noch gewachsen.

Unser Jahrgang 1899 hat bereits schwer gelitten. Die jungen Rekruten sind nur halb ausgebildet in die Schlachten vom Juni und Juli geworfen worden. Besonders die verhängnisvollen Tage der Schlacht beiderseits von Reims am 15. und 16. Juli haben im Jahrgang 1899 unermeßliche blutige Lücken gerissen.

Wieder sind die Transportzüge unterwegs und rollen durch die deutschen Gaue über die Grenzen tief nach Frankreich hinein. Diesmal bringen sie den Jahrgang 1900. Die Oberste Heeresleitung sträubt sich noch gegen diesen Einsatz der Allerjüngsten, die 1914 noch Schuljungen waren und jetzt gerade 18 Jahre alt geworden sind. Vorerst wird man sie nicht einsetzen können oder nur in allerhöchster Not. Hinter der Front werden sie ausgebildet, in den großen Feldrekrutendepots.

Seit dem 1. August rollen sie durch Deutschland, die endlosen Transportzüge. Und die Menschen stehen beiderseits der Bahnlinien und schauen diesen Jüngsten nach, die nun hinausfahren, um den Krieg beenden zu helfen. Und jeder, der sie fahren sieht, weiß, daß diesen Rekruten erst recht keine Entscheidung möglich sein wird. Was ihren älteren, kriegserfahrenen und kampferprobten Kameraden versagt blieb, der Endsieg, das werden auch diese Unerfahrenen nicht mehr schaffen.

Am „Schwarzen Tag" des deutschen Frontheeres

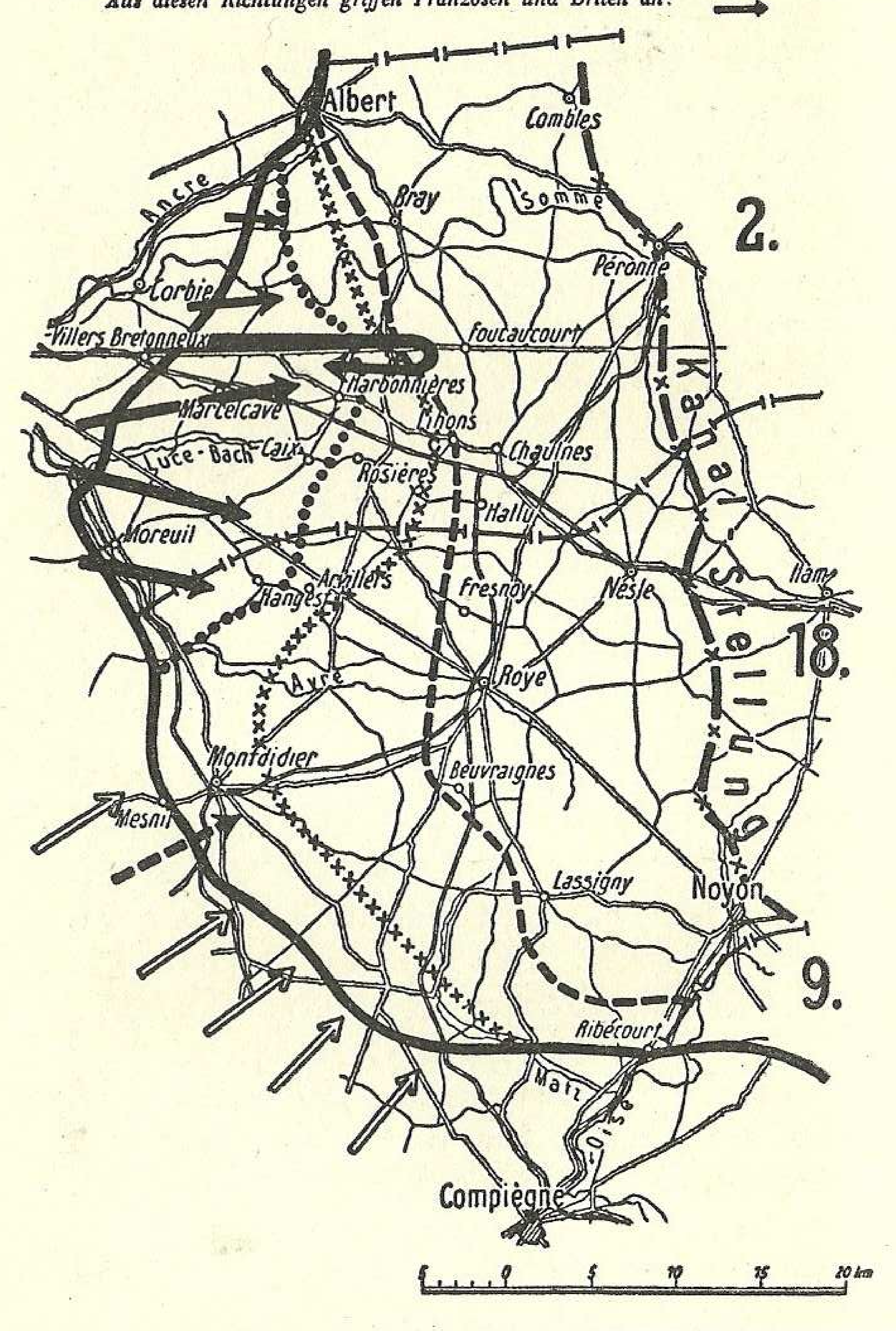
In dieser Linie kämpften wir am 8. 8. 18 in der Frühe: ▬▬

Das war die Einbuchtung unserer Front bis 9. 8. 18 abends: • • •

Den dritten Tag der Schlacht kämpften die Feldgrauen hier: × × ×

Der 18. 8. sah die deutsche Front in dieser Linie: ▬ ▬ ▬

Aus diesen Richtungen griffen Franzosen und Briten an: ⇒



Im Oktober sollen sie in die Front. Es muß sein. Vielleicht kommt man noch daran vorbei. Wer weiß, was im Oktober ist. Still fahren die Züge. Kein Hurra-Ruf begleitet sie, kein Winken beiderseits der Bahnstrecke. Seit 1914 hat sich das Bild geändert. Mit welcher Begeisterung wurden damals die Transportzüge begrüßt!

Genau vier Jahre vorher rollten sie dahin, auf denselben Bahnstrecken, mit demselben Ziel. Und überall war es ein stolzes Winken und Rufen. Das ganze deutsche Volk jubelte den Kämpfern zu, die auszogen, um die bedrohte Heimat an den Grenzen und jenseits der Grenzen zu schützen. Übermütige Inschriften zierten damals alle Transportwagen. Es sind dieselben Wagen noch, die jetzt hier vorbeirollen über die ausgeleierten Geleise. Nur ist alles ärmer geworden. Keine kraftstrotzenden Soldatengestalten mehr an den Fenstern, keine übermütigen Zurufe, keine kampfesfreudigen Inschriften, keine humorvollen Zeichnungen auf den Abteiltüren, nein, nur hier und da die grimmigen, spöttisch klingenden Worte, groß mit Kreide auf die Wagen gemalt:

„Deutschlands letzte Hoffnung."

Sie bringen keinen guten Geist mit, diese Jungen. Gewiß, auch unter ihnen gibt es kämpferische Naturen, die zu jedem Einsatz bereit sind, aber es sind nur wenige. Dieser Jahrgang hat zu lange gehungert. Er ist zu lange ohne väterliche Zucht aufgewachsen. Die Gespräche in den Abteilen drehen sich um Essen, um Trinken und sogar ganz offen um die Möglich-

keiten der Drückebergerei. Schamlos geben viele dieser jungen Rekruten zu, daß sie vor dem Marsch zur Front ihr Heil in der Fahnenflucht suchen werden.

Desto größer und schöner die Haltung der andern, der gleichaltrigen Kameraden, die entschlossen sind, zu kämpfen und ihre Pflicht zu erfüllen, genau wie es die Brüder und Väter bisher da draußen taten. Diese ausrückende Jugend ist frühzeitig gealtert. Sie hat eigentlich nie Jugendfreude gekannt. Aus Mangel an Arbeitskräften hat man sie, gleich nach der Schulzeit, vielfach auf hochbezahlte Posten gestellt. Die letzten zwei Jahre waren ungünstig für die Entwicklung dieser jungen Leute. Nein, bei ihnen wird nur ein minderer Hundertsatz die hohe Pflicht unter der feldgrauen Uniform voll und ganz erfüllen können. Es ist ein Zeichen höchster Not, daß wir schon unsere Achtzehnjährigen einsatzbereit machen müssen.

Dagegen steht bei den Franzosen nicht einmal der Jahrgang 1899 im Feuer. Er ist noch unangetastet da und soll bis zum Frühjahr 1919 weiter ausgebildet werden, um dann den entscheidenden Schlag in Richtung auf den Rhein zu führen. Den Jahrgang 1900 will Frankreich im Oktober erst einberufen. Somit steht fest: die deutschen Reserven sind ein halbes Jahr früher angetastet und ausgeblutet als die französischen.

Zwischen einem 18 oder 19jährigen Deutschen und Franzosen besteht, im Hochsommer 1918, ein

großer Unterschied. Der junge Franzose hat keine körperliche Not mitgemacht, brauchte nicht zu hungern und zu frieren, wie der deutsche Junge. Wirklich, mit französischem Blut kann gespart werden, zumal die Amerikaner jetzt verstärkt eintreffen. Ende Juli sind 786000 Kämpfer aus den U. S. A. in Europa eingetroffen und befinden sich dicht hinter der Front. In 14 Tagen wird die erste Million Amerikaner voll sein. Und obendrein greift Frankreich in das unerschöpfliche Menschenbecken seiner afrikanischen Kolonien. Massenweise kommen die Rekruten aus dem Senegal und aus Nord-Afrika. Nicht genug, die französischen Rekrutierungs-Kommissionen schicken aus Madagaskar und aus der Südsee ganze Schiffsladungen farbiger Soldaten. Jeder Tag arbeitet jetzt für die Alliierten.

Zwischen der Küste und dem Sundgau stehen am 1. August fast 22000 französische, englische und amerikanische Geschütze. Ihnen gegenüber drohen etwas mehr als 17000 deutsche Mündungen. Aber welch ein Unterschied im Material! Hüben, bei uns, die ausgeleierten, verbrauchten Kanonen, von denen viele schon seit vier Jahren schießen und die hundertmal mehr Granaten durch ihre Rohre jagten, als sie durften, nach den theoretischen Berechnungen. Diese 17000 Geschütze sind keine vollwertigen Waffen mehr. Vielfach fehlen sogar die Bespannungen.

Drüben aber steht nur erstklassiges Material. Dort zählt wirklich jede Mündung. Amerika wirft

die besten Erzeugnisse seiner Rüstungsindustrie an die Front. Dabei braucht mit Munition nicht gespart zu werden. Wirklich, jedes feindliche Geschütz ist drei dieser armseligen, ausgeschossenen deutschen Kanonen wert. Und dennoch hält unsere Artillerie und wehrt sich.

Flugzeuge hat die deutsche Armee etwa 3000. Drüben verfügen sie über die doppelte Zahl, und von Woche zu Woche verschiebt sich das Verhältnis stark zuungunsten des deutschen Heeres. Bald werden den armseligen 17000 Geschützen 36000 erstklassige Geschütze gegenüberstehn, und auf jeden deutschen Flieger kommen dann drei feindliche. Rund 1500 schwere und mittlere Kampfwagen warten am 1. August einsatzbereit in der gegnerischen Front. Und was hat Deutschland aufzustellen?

Abgesehen von einigen Beutetanks, sind erst noch wenige Wagen eigener Bauart vorhanden. Auf diesem Gebiet hat der deutschen Kriegsindustrie jeder Weitblick gefehlt. Von Woche zu Woche schickt die Rüstungsindustrie der Alliierten weitere 150 Tanks an die Front, und dieser Satz kann ab 1. Oktober verdoppelt werden, ab 1. Dezember verdreifacht. Wirklich, die deutsche Armee hat jetzt, nach Ablauf der sechs Tage, nichts, aber auch gar nichts mehr zu hoffen. Sie kann nur noch kämpfen und sterben.

Nach und nach haben sich ja die kämpferischen Naturen gezeigt. Es sind jene, die pünktlich vom Urlaub wieder zur Truppe kommen, jene, die sich,

angewidert vom Betrieb bei den Ersatz-Kompanien, in der Heimat und in der Etappe mit ihren kaum vernarbten Wunden freiwillig wieder zum Fronttruppenteil zurückmelden. Es sind jene, die für vieles, was man jetzt in der Heimat spricht und denkt, nur ein bedauerndes, Kopfschütteln haben. Sie werden auch diesen kommenden Kampf noch mitmachen, sie werden auf ihrem Posten ausharren bis zum letzten Mann, bis zur letzten Patrone.

Die andern aber, die Weichen, die Feigen und Verhetzten, lösen sich nach und nach aus der Mitte ihrer Kameraden. Sie überschreiten den Urlaub, sie verlieren die Nerven und kehren nicht mehr zu ihrer Truppe zurück. Um sie ist es nicht schade, sie sollen bleiben, wo sie sind, wirklich, sie sollen fernbleiben. Nur die Würdigen, Tapferen und die Guten dürfen jetzt, in der schwersten Stunde, die just angebrochen ist, Deutschlands Schwert tragen.

Ja, wüßte man, wie es drüben aussieht bei den Feinden, um dieselbe Zeit! Auch dort sind sie müde geworden, müde des langen Krieges, obgleich sie ihn nicht an allen Fronten führen und durch halb Europa tragen mußten, wie der Feldgraue, dem ein unerbittliches Los die Hauptlast des Kampfes auf die Schultern legte. Sie hatten weitaus weniger auszustehen, im Laufe der letzten Jahre, und dennoch wollen sie jetzt nicht mehr mitmachen. Langsam wächst wieder das Gespenst der Meuterei. Jener verhängnisvolle Geist, der im Frühjahr 1917 in der fran-

zösischen Armee am Damenweg herrschte, scheint noch nicht tot.

Man verstärkt die Feldgendarmerie. In allen Dörfern, tief in der Etappe und im Hinterland, werden geräumige Arrestlokale errichtet. Und darin ist bald kaum noch ein Platz frei, so vollgepfropft sind diese Häuser mit Fahnenflüchtigen. Dort trifft man weiße Franzosen neben Negern und Asiaten, dort sieht man Engländer und auch schon Amerikaner. Viele dieser Yankees, die vor wenigen Wochen erst begeistert an die Front gekommen sind, haben längst den Übermut verloren und weigern sich, noch einmal nach vorne zu gehen. Erschreckend viele Männer aus den französischen, britischen und amerikanischen Regimentern treiben sich fahnenflüchtig hinter der Front herum. Lange wird es nicht mehr dauern, und ein zweites Mal wird es offen zu Meutereien kommen, weil die Deutschen immer noch halten. Immer noch stehen die Feldgrauen in ungebrochener Front. Und man hatte doch so sicher mit ihrer Niederlage gerechnet, man hatte oft und laut genug den Endsieg der Alliierten angekündigt.

Die deutsche Armee richtet sich zur Verteidigung ein. Alle diese großen noch bestehenden Fronttaschen werden durch Sehnenstellungen abgekürzt. Hintereinander liegen jetzt die Hindenburg-Linie, die Wotan-Stellung, die Siegfried-Stellung, die große Hermann-Stellung und dann zum Schluß die Antwerpen-Maas-Stellung. Fieberhaft wird am Aus-

bau dieser Linien gearbeitet. Und da bricht schwer und verhängnisvoll der siebte Tag der Schlacht herein. Es ist der 8. August 1918.

Noch immer liegt Amiens, der wichtigste Knotenpunkt hinter der französischen und britischen Armee, unter dem Feuer der deutschen Geschütze. Die ganzen Verbindungen zwischen Paris und der Küste leiden seit Wochen schon. Deshalb arbeitet General Foch am 20. Juli, im Einvernehmen mit Marschall Haig, einen großzügigen Angriff aus. Amiens soll endlich aus der deutschen Bedrohung befreit werden.

Am 24. Juli schon marschieren die Angriffstruppen herbei und begeben sich langsam und unauffällig hinter die Front. Da ist zuerst einmal im Norden die 4. englische Armee, die nicht weniger als 600 Kampfwagen mitbringt. Hiervon sind 324 Tanks besonders schwer und wuchtig gebaut. Jede dieser Kampfmaschinen wiegt 30 Tonnen und bewegt sich trotzdem mit größerer Geschwindigkeit als die bisherigen Kampfwagen. Ferner wimmelt es vom 1. August ab auf den britischen Flughäfen nur so von neuen Kampfmaschinen.

Der linke Flügel der britischen Angriffsarmee steht ungefähr bei Albert und dehnt sich nur 18 Kilometer nach Süden bis halbwegs Moreuil. Auf dieser 18 Kilometer breiten Armeefront werden 8 Divisionen in vorderster Linie, 5 Divisionen als zweites Treffen und 3 Divisionen als drittes Treffen stehen. Dazu kommen noch 3 Kavallerie-Divisionen; macht zusammen 19 Divisionen. Rechts davon,

auf einer Front von 34 Kilometern bis dicht bei Montdidier, werden die Franzosen 15 Divisionen zum Angriff führen, unterstützt von 1624 Kanonen, 125 schweren und 100 besonders raschen Panzerwagen und mehr als 1000 Kampfflugzeugen. Rechts davon sollen noch 4 französische Divisionen stehen. Der Aufmarsch dieser Massen auf der mehr als 60 Kilometer breiten Front kann vollkommen geheimgehalten werden. Nichts dringt über die Linien, bis zu den deutschen Stellungen hin. Diesmal wird den Alliierten die Überraschung voll und ganz gelingen.

Am 7. August, zur Abendstunde, ist der letzte Mann in die Angriffsstellung gerückt. Tausende von Geschützen stehen feuerbereit. Nach deutschem Muster hat sich kein einziges dieser Geschütze vorher eingeschossen. Sie werden auf gut Glück feuern und nach der Karte schießen. Die Masse der Granaten muß es ja bringen.

Eine ruhige Nacht liegt über der Front von Monchy-les-Preux bis Soissons. Niemand ahnt, was sich drüben im Dunkeln vorbereitet. Es dämmert schon leise und zaghaft am östlichen Horizont, da brüllt es drüben plötzlich aus allen Rohren, und ein tausendfältiger Blitz schlägt wuchtig in die deutschen Linien zwischen Albert und Montdidier. Es ist genau wie am Morgen des 18. Juli unten an der Marne zwischen Chateau-Thierry und Soissons, in der Flanke der 7. Armee. Und genau wie dort, wird jetzt die Erde lebendig. Hinter jedem Erdhügel,

hinter jeder zertrümmerten Mauer hervor wälzen sich, wie graue, fauchende Ungetüme, die stählernen Panzerwagen. Und gleichzeitig verlegt die Masse der französischen und britischen Flachbahnbatterien ihr Feuer auf die rückwärtigen Stellungen und tief ins Hinterland.

Unzählige Geschütze schießen Gas- und Nebelmunition. Die deutschen Divisionen in diesem Abschnitt empfangen den Stoß wie eine Unvermeidlichkeit. Ehe sie recht begriffen haben, sind die Panzerwagen über den schwachen Stellungen, streben eilig ins Hinterland. Immer dichter wird der Nebel, genährt aus ständig niedersausenden Granaten. Front und Hinterland sind erfüllt vom Rattern der Panzerwagen, vom Geschrei der vorbrechenden Stoßtruppen. Dazwischen, wie Phantome im Nebel, reiten aufgelockerte britische Schwadronen, Säbel blank.

Um die achte Morgenstunde sind schon mehrere Regiments-Gefechtsstände von Panzerwagen umzingelt, angegriffen, überrumpelt. Jede Befehlsübermittlung wird unmöglich. Das brutale Feuer hat mit einem Schlag alle Leitungen zerstört. Im dichten Nebel versagen Leuchtkugeln und Blinkzeichen. Die Truppe ist vollkommen aus den Angeln gehoben.

Zuerst weichen die jungen, vor kurzem erst eingestellten Soldaten, die Rekruten, deren Nerven diesem überwältigenden Schauspiel des brutalen, überlegenen Angriffs nicht mehr gewachsen sind. Sie streben zurück ins Hinterland, man sieht sie weichen,

und da bricht an vielen Stellen die Panik aus. Bald hört man die Tanks irgendwo, schon weit in der Etappe, rattern und schießen.

Die Tankschlacht tobt. Dabei der Nebel, dieser furchtbare Nebel. Damals, am 21. März, lag ja auch Nebel über dem Schlachtfeld und war gleichmäßig gut und gleichmäßig verhängnisvoll für Freund und Feind. Diesmal aber ist's künstlicher Nebel, der nur dem Angreifer dient und die heranratternden Panzerwagenmassen tarnt, bis sie dicht vor den Maschinengewehrnestern auftauchen. Ohrenzerreißend mahlen die Maschinengewehre, dumpf krachen die geballten Ladungen, Geschrei und Unruhe auf der ganzen Linie. Dazwischen das Fegen und Fetzen der Tankgeschütze. Zahlreiche Männer, durch Jahre in hundert Schlachten und Gefechten verschont geblieben, fallen jetzt, und mit ihnen viele der jungen Rekruten, die vorerst gar nicht eingesetzt werden sollten. Die brodelnde Schlacht hat sich diese junge Beute selbst geholt. Sie brauchten nicht in die Schlacht zu schreiten, diese Jungen, nein, der Kampf schritt auf sie zu. Im Durcheinander der Niederlage sieht man große und unvergängliche Heldentaten. Ein Vizefeldwebel wird durch Granatsplitter schwer verwundet. Die linke Schulter ist fast zu Brei geschossen.

„Menschenskind, gehen Sie zurück zum Verbandplatz. Sie bluten ja ganz toll! Hauen Sie doch ab!" schreit ihm sein Leutnant zu.

Er antwortet nicht, der Vize, er betastet nur kurz seine vom Granatsplitter zerfetzte Schulter.

„Zurück der Feldwebel, gehen Sie zurück!" schreit der Kompanieführer lauter, befehlender. „Zur Verbandstelle!"

„Es gibt keine Verbandstelle mehr, Herr Leutnant, es gibt gar nichts mehr, kein Vor und kein Zurück, kein Rechts und kein Links!" Er schreit, der Vize, er packt ein leichtes Maschinengewehr, wirft es über die unverletzte Schulter. Verschwunden, verloren der Stahlhelm. Bleich, barhäuptig mit mahlenden Backenknochen, die Augen zusammengekniffen vor Wut, springt der Verwundete vor, an die Straßenböschung.

„Munition!" brüllt er zurück, „viel Munition!"

Sein Maschinengewehr schießt und hämmert eine wohlgezielte Geschoßgarbe auf die Sehschlitze der anrückenden Panzerwagen. Rein die zweite Trommel! Das Maschinengewehr ist schon heißgeschossen. Einerlei.

„Seien Sie vernünftig, wir müssen zurück, dort hinter den Waldrand, wir sind fast umzingelt," schreit der Leutnant. „Zurück, — zu — rück!"

Der Feldwebel hört nicht mehr. Er ist tot. Ein zweiter Schuß hat ihn getroffen. Seine rechte Hand aber umkrallt noch das Maschinengewehr, und die Waffe schießt, schießt. Der Kopf des Toten ist niedergesunken, hat den Gewehrkolben herabgedrückt, und so peitschen die Geschosse in die Luft, turmhoch über die anrückenden Tanks hinweg. Bis zur letzten Patrone schießt das Maschinengewehr. Klirrend springt die letzte Hülse auf den zermalmten Fahrdamm der Straßenkreuzung.

Dem glühenden Lauf entweicht ein dünnes, geringeltes Wölkchen aus Pulverqualm und verbranntem Material. Ungehemmt, rascher rasseln jetzt die Panzerwagen am toten Vize vorbei über die wichtige Straßenkreuzung hinweg.

Noch ehe dieser schwärzeste Tag in der deutschen Weltkriegsgeschichte beendet ist, haben die Alliierten, auf 20 Kilometer Frontbreite, zehn Kilometer Gelände gewonnen. Nicht weniger als 13000 Gefangene und 300 Geschütze sind in ihre Hände gefallen. In Frankreich und in England läuten die Siegesglocken. Sieben deutsche Divisionen sind zerschlagen und ausgebrannt. In Eile hat man zwei weitere Divisionen, die in Ruhe lagen und sich erholen sollten, in die Bresche geworfen. Auch sie wurden hart mitgenommen und haben schwere Verluste zu verzeichnen.

Die Oberste Heeresleitung befiehlt sofort die Räumung der beiden Flügel, weil für den kommenden Tag ein neuer feindlicher Angriff erwartet wird.

Tatsächlich, am folgenden Morgen greifen die Alliierten erneut an und kommen wieder einige Kilometer vor. In der Nacht vom 9. auf den 10. August schanzt sich der rechte Flügel der 18. deutschen Armee bei Roye ein. Ihr linker Flügel streift die Höhe des Matz-Baches. Die schanzenden Soldaten stoßen mit ihren Spaten auf alte Sandsäcke, auf vermodertes und verrostetes Kriegsmaterial. Und keiner weiß, daß hier, an gleicher Stelle, im Herbst 1914, die deutsche Armee, nach Beendigung ihres

Vormarsches, ihre ersten Schützengräben in den Boden Frankreichs schanzte, daß hier, an gleicher Stelle, fast vier Jahre zuvor, der Stellungskrieg begann.

Die Jahre sind vorbei, das Schicksal ist gerundet, und der Soldat ist wieder in die Schanzen zurückgekehrt, die er 1914 grub, nach anfänglichen großen Erfolgen und berauschenden Hoffnungen. Auch jetzt wieder, nach diesen Wochen einer langen Siegesreihe, tarnt sich Deutschland in Gräben und Schanzen und richtet sich zur Verteidigung ein. Und bei der Obersten Heeresleitung fertigt man in diesem Augenblick Befehle aus, die schon einen weiteren Rückzug aus dieser Frontecke regeln. Dem Feind wird es nicht gelingen, die Verteidigungslinie zu durchstoßen. Immer wird sie wehrhaft bleiben und langsam, kämpfend, jeden Schrittbreit Boden nur unter Opfern preisgebend, die rückwärtigen Linien erreichen. Und in den ausgebluteten, müden und geschwächten Regimentern werden sie immer stehen, die letzten der Tapferen, der Mann am Maschinengewehr, der kampfgewohnte Schütze, der Unteroffizier und der Kriegsleutnant.

Irgendwo, ganz dicht hinter der Einbruchstelle vom 8. August, laden deutsche Kanoniere und Pioniere in fieberhafter Eile ein schweres Geschütz auf flache Loren, genau wie 14 Tage zuvor unten in der bedrohten Marnetasche. Es ist die letzte der Pariser Kanonen, die rasch noch in Sicherheit gebracht wird. Sie kann ja doch nicht mehr schießen.

Paris, das große Ziel dieser letzten fünf Monate, Paris, das jedem deutschen Soldaten wie eine stete Lockung vor Augen schwebte seit dem rauschenden Sieg vom 21. März, dieses Paris liegt jetzt unerreichbar, mehr als 120 Kilometer weit hinter der Front und darf beruhigt aufatmen.

Der Krieg hat ein neues Gesicht bekommen. Alles ist ernster geworden und hoffnungsloser, und jetzt erst versteht mancher Feldgraue, daß er hier, im französischen Land, den Boden seiner deutschen Heimat verteidigt.

Rasch und sicher wächst die feindliche Übermacht, und bald werden die alliierten Heere vor den Grenzen des Reiches stehen.

Wann wird es sein? Darüber denkt er jetzt nicht nach, über dieses Wann, der deutsche Soldat. Er schreitet schweigend seinen Weg über das Trichterfeld.

Rechts und links, in Gräben und Trichtern, liegen seine toten Kameraden, die von 1914 und die aus den vier späteren Jahren. Langsam zieht er sich zurück, macht immer wieder kehrt, der deutsche Soldat, legt sich Front zum Feind und bietet Stirn und Brust.

Und dann geht es erneut zurück unter dem übermächtigen Druck der nachfolgenden Heere, die mit rastlosen Hammerschlägen die ganze Front abklopfen. Nirgendwo gelingt den Alliierten der ersehnte Durchbruch. Die deutsche Front hält immer noch und kämpft.

Weichend hält unsere Front und zieht sich langsam, unberührt durch das, was man in der Etappe schreit, in die Aufnahmestellungen zurück.

Und währenddessen wächst am östlichen Horizont ein schreckerregendes Gespenst. Wie ein ungeschlachter Riese steht es da. Seine Lippen geifern Blut. Mit schweren Schritten schreitet der Riese gegen Westen, tastet sich vor, gegen das kämpfende feldgraue Heer.

„Revolution" heißt der brutale Riese!

Hinter ihm drängen sich viele dunkle Gestalten, die groß werden durften, in diesen langen Jahren des Duldens und Ausharrens, — die Schieber, die Verräter und die Fahnenflüchtigen.

Und sie drücken dem geifernden Gespenst einen Dolch in die von Bruderblut geröteten Hände.

Und der Riese hebt den Dolch, läßt ihn sekundenlang aufblitzen in der müden herbstlichen Abendsonne und stößt ihn dem tapferen Feldgrauen in den Rücken.

Gesicht zum Feind, kämpfend bis zum letzten Atemzug, stirbt das unbesiegte deutsche Frontheer, den Dolch schmachvollen Verrats im Nacken . . .

Im Hochsommer 1937 fuhr ich zusammen mit Kamerad Becker, der beim Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge tätig ist, hinüber an die alte längst vernarbte Front, von Verdun bis hinauf nach Flandern.

Auf dieser Fahrt, angesichts der Walstatt von 1918, habe ich den Entschluß gefaßt, die letzten großen Kämpfe des deutschen Weltkriegs-Heeres zu schildern, nicht als strenges Geschichtswerk, sondern so, wie der Feldgraue damals alles erlebt hat. Und diese Arbeit soll sie alle ehren, die Toten und die Lebenden jener Zeit. Sie sind nicht tot, die Männer der hundert Schlachten, sie leben wieder im deutschen Heer von 1938.

Eine große und starke Wehrmacht ist wiedergeboren aus dem Blute, das Frankreichs Erde trank, durch Tage und Nächte, durch Monate und Jahre.

Benutzte Quellen.

„Der große Krieg" (Der deutsche Landkrieg), Band III, Herausgeber M. Schwarte. Leipzig 1925.

„Meine Kriegserinnerungen" von Erich Ludendorff. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin 1920.

„Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf" von Kronprinz Wilhelm. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1923.

„Was wir vom Weltkrieg nicht wissen." Herausgeber: F. Felger, Berlin 1930.

„Geschichte des Reserve-Infanterie-Regiments 258", verfaßt von Oberleutnant d. Res. Dr. Stepkes und Major der Landw. Menzel.

„Am Rande der Schlachten", von Otto Riebicke, Kyffhäuser-Verlag Berlin 1937.

„Der Weltkrieg im Urteil unsrer Feinde" von H. v. Kuhl, E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1922.

„Die Vorbereitungen des deutschen Heeres für die große Schlacht in Frankreich, im Frühjahr 1918", von Oberst a. D. Jochim. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1928.

„Michael", von Ernst Kabisch, Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin SW 68.

„So schossen wir nach Paris" von Heinz Eisgruber, Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin SW 68.

„Der Tag X" — (Die große Schlacht in Frankreich) von G. Goes, Verlag Tradition Wilhelm Kolk — Berlin SW 68.

„Der Durchbruch im Frühjahr 1918" von F. v. Kunowski, Schlieffen-Verlag Berlin W 35 (1927).

„Erinnerungen eines freimütigen Soldaten" von Generalmajor J. F. C. Fuller, Rowohlt, Berlin 1937.

„Wir 143er" (Regimentszeitung ehemaliger 143er), Beiträge von Major Isenburg und Fritz Rust.

„Témoins“ par Jean Norton Cru, Paris 1929, „Les Etincelles“.

„Mes combats“ par René Fonck, Paris 1920, E. Flammarion, Editeur.

„Memoires“ Maréchal Foch, II, Paris, Librairie Plon 1931.

„Chronique de la Grande Guerre“ par Maurice Barrès, Paris, Plon-Nourrit.

„Histoire de la guerre mondiale“ par le Général René Tournès, Payot, Paris 1936.

„La bataille de France“ par L. Koeltz, Payot, Paris 1928.

„La Délivrance“ par Gaston Jollivet, Librairie Hachette, Paris 1919.

„La Victoire“ par Paul Ginisty et Maurice Gagneur, Paris 1922, Librairie Garnier Frères.

„Foch et la victoire 1918“ par le Général René Tournès, Payot, Paris.

„Offensives suprêmes de l'Allemagne“ par Palat, Paris 1929.

„La vie à Paris“ par Abel Hermant, Paris 1919, Flammarion.

„Les Bombardements de Paris“ par Jules Poirier, Paris 1930, Payot.

„Dans Paris bombardé“ par Lucien Descaves, Paris 1918, Berger-Levrault.

„Les Nuits d'épreuve“ par Charles Mauras, Paris 1924, Nouvelle librairie nationale.

„Paris pendant la guerre“ par Gaston Cerfberr, Paris 1919. Berger-Levrault.

Ferner: Mehrere Regimentsgeschichten und Eigenerlebnisse des Verfassers, der in diesen Wochen und Monaten der Entscheidung als Infanterist an der Westfront kämpfte.